
Princeton University Library
32101 064245622


[redacted]

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829.

Erster Band.



München.
Bei J. J. Lentner.

Inhalts-Verzeichniß.

Alphabetisches Register.

A.

Seite:

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

Seite:

M.

P.

R.

S.

T.

V.

W.



Auflösung der im 1ten Bande enthaltenen Räthsel und Charaden.

Nro. 1. Charade: Liebreiz. — Nro. 2. Räthsel: Römer. — Nro. 3. Räthsel: Mond. — Nro. 4. Räthsel: Helena. — Nro. 6. Logogryph: Beil, Heil, Keil und Seil. — Nro. 7. Räthsel: das Ey. — Nro. 8. Charade: Hochmuth. — Nro. 9. Logogryph: Maulschelle. — Nro. 10. Buchstaben-Räthsel: Kehlkopf — Kahlkopf. — Nro. 11. Dreysylbige Charade: Löwen-Herz. — Logogryph: Gabel, Abel, Bel. — Nro. 12. Räthsel: Sturz. — Nro. 13. Logogryph: Nebel, Nebe. — Nro. 14. Logogryph: Ratze, Katze, Tatze. — Räthsel: Rebe. — Nro. 15. Charade: Brandmarken. — Nro. 16. Logogryph: Schikane, Eder, Schikaneder. — Nro. 17. Charade: Arzneiwissenschaft. — Nro. 18. Logogryph: ihr, ihre, ihres, ihrer, ihren, ihro. — Rähsel: Purpur. — Nro. 19. Logogryph: Stich. — Nro. 20. Logogryph: Schön. — Räthsel: Pulver. — Nro. 21. Logogryph: Sirene. — Räthsel: Sie. — Nro. 22. Räthsel: Eiche. — Logogryph: Scene. — Nro. 24. Logogryph: Ich.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 1tes Stück.

Des Jahres letzte Mitternacht.

Aus dem nächsten Glockenklange
Spricht des Jahres Scheideton,
Und im zaubermächt'gen Drange
Zu dem Innersten gefloh'n,
Sagen uns Erinnerungen,
Was mit jenem Ton verklungen.

Herbes Leid war überstanden,
Nahes Ziel in Hast verfehlt;
Wenn wir neue Strahlen fanden,
Hat uns neue Nacht gequält;
Treulos Glück und treue Plage
Hegten wir an jedem Tage.

Doch der Mensch, dem oft in Stunden
Sinket, was ein Jahr ihm schafft,
Ziehet rasch auch aus Sekunden
Blüthen frischer Lebenskraft;
Und den Gram, im Sturm durchmessen,
Läßt ein Hoffnungsblick vergessen.

So zu kühnem Sieg beschworen,
Lehrt uns nun das inn're Glück:
Wer kein treues Herz verloren,
Weiß von keinem Mißgeschick;
Den mit Allen, die ihn lieben,
Ist ihm Alles auch geblieben.

Der jedoch, dem viel genommen,
Schaue fest in sich hinein;
Die ihm fehlen, werden kommen,
Und mit Tröstung bei ihm seyn;
Bei ihm in des Herzens Tiefen,
Ob sie längst in Grüften schliefen.

Kann nun Sehnsucht Dauer geben
Einer hingeschwund'nen Zeit,
Kann sie mit der Seele Leben
Grüßen auch voll Gläubigkeit,
Unsre Lieben in den Fernen,
Auf der Erd' und über Sternen!

F. W. Gubitz.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

Novelle von Wilhem Blumenhagen.

„Ein capitales Glück, ein Mord-Bock, dem Du das Blei auf's Blatt gesetzt, Vetter Schmutzleder; feist wie eine Weihnachts-Sau! Probiere einmal! Dem hat die gute Eichelmast geschmeckt; der Kerl wiegt seine vierzig Pfunde, und unser Windecken-Wirth zahlt seine blanken drei Thaler dafür ohne lange Mauschelei. Nun, da ist wieder auf eine Woche für uns gesorgt, und die Weiber können auf's Fest Brätzeln einmengen und die Kaffehkannen blank scheuern." —

So jubilirte mitt im Dickichte des S . . . . . ger Waldes ein kurzer, stämmiger Kerl, und verzerrte sein vergelbtes, trockenes Antlitz zu einem Larvenbilde, von dem Niemand gewußt, ob es Freude oder Grimm ausdrücke, hätte der gräßliche Lacher nicht zugleich mit unverkennbarem Gaudium in allen Bewegungen einen geschossenen Rehbock an den Läufen gegen den Mond aufgehoben, der freundlich und ruhig vom wolkenfreien

Himmel durch die kahlen Baumgipfel herabblickte, und die dünne Schneedecke auf dem Waldmoose und an der Nordseite der rauhen Eichenstämme mit einem leuchtenden Silberscheine überzog.

„Hatte scharf hingehalten;" antwortete der Angeredete mit einer heischern Baßstimme aus einer langen, dürren Gestalt hervor; „und der Herrgott schickte seine Mondlaterne gerade zu rechter Zeit, als wenn er sagen wollte er habe das Wild nicht allein für die großen Herrn, sondern auch für unser Eins in die Welt gesetzt, wie jeder glauben muß, der nicht als Strohkopf auf die Welt kam. Haben wir doch auch Kraut und Korn genug in den letzten Wochen in die Luft verpafft und ohne Gewinn, seit der neue Grünrock drüben am Berge statt des alten bequemen Faulenzers in das Regiment kam, und es fehlte nichts, als daß er den Forstmeister persuadirte, uns eine Compagnie Musketiere in Haus und Betten zu legen, um unserer freien Handthierung ein Ende zu machen. Ist man doch keinen Abend sicher vor einem Ueberfalle der Vögte und Amtsdiener, die nach der Büchse und dem Pulverhorne spüren, und die rothen Nasen in alle Winkel drücken und nach Wildgeruch und Schweißdunst wittern." —

„Hole den Grünrock und alle seines Gleichen der Schwarze!" fluchte der Kurze. Mag er mir nicht begegnen, wenn ich die Kugelbüchse im Arme habe. Da sollen wir ackern und säen, und mit dem Eierkorbe zur Stadt wandern, einige blinde Groschen in das Haus zu holen. Ja, für wen bestellen wir das magere Steinland? Die Bache mit ihrer Frühlingstrift wühlt in Einer Nacht das Kartoffelnfeld zu Brei; der Rammler frißt uns den Kohl, der Fasan den Weizen, und der Fuchs holt uns das letzte Gakelhuhn vom Hofe. Warten sollen wir in Geduld, bis es den Herrn auf den

Schlössern und in der Stadt bequem ist, ein großes Lustjagen zu halten, sollen verhungern bis dahin mit Weib und Kind. Ja, prosit die Mahlzeit! Es lebe die Freijagd! Einem ehrlichen Kerl juckt der Zeigefinger, sieht er eine Fährte auf seinem Felde, und gäb's nicht Frieden, läge nicht in jedem Flecken ein Soldatentrupp und wäre das Karrenschieben nicht so vertrackt langweilig, morgendes Tages wollten wir frank und keck zu Masse in den Wald ziehen, und bei dem Schwarzen! die Grünröcke in Respekt bringen, daß sie auf drei Winterlang vor uns ausreißen sollten, wie wir jetzt vor ihnen." —

„Was hilft der Schnack?" entgegnete der Lange ungeduldig. „Das Saalbadern macht fromme Wünsche nicht lebendig; die Welt steht einmal kopfunters, und wir zwei Beiden werden ihr nicht auf die Beine helfen. Hilf mir lieber den Bock auf die Schultern; denn das thut jetzt vor Allem Noth; trage die Büchsen in die hohle Eiche am Steinschlund, und mach', daß wir nach Hause kommen, sonst kapert uns noch so ein Grüner den Braten weg, wie am Sonntag; von dem Schusse des Försters müssen Dir noch einige Körner in der Wade jucken." —

Der Kurze biß die Zähne in seine aufgestülpte Lippen, indem er die Läufe des Wildes mit einer Hanfleine zusammenschnürte, und die Beute behutsam dem Gefährten über den gebeugten Nacken hing.

„Fürchtet sich das Hasenherz, das zuerst Reißaus nahm?" murrte er mit Hohn. „Brauchst heute Deine Waden nicht besonders anzustrengen, denn der Cantorsbursch jagt drunten am Haidbruch, und seine Schüsse hatten schon alle die Grünen vom Schlosse allarmirt und dorthin gelockt, ehe wir die Pelzkappe vom Nagel nahmen, und die Talglappen gestrichen hatten. Das ist

mir ein ganzer Bursch, der Cantorsbube, der fürchtet die ganze fürstliche Jagdmeute nicht mehr als ein Rudel Dammwild, und hat dem Prinzen letzthin seinen besten Schweißhund mir nichts dir nichts weggewutzt, weil die Bestie vor seinem Verstecke anschlug. Haben sie ihn doch auch von der Schule gejagt, weil et über Alle hergewachsen war, und seinen Spaß mit ihnen trieb. Nun jagt er wie wir auf freie Hand, und der Teufelskerl muß bei der ersten Zeche mit mir Kameradschaft trinken." —

„Plaudere allein mit dem Monde und komm' bald nach;" sagte der Lange; „ich marschire ab. Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen, sonst ist er da." —

„Halte Dich immer rechts am Landwehrgraben;" warnte der Andere den langsam unter seiner Würde Fortschreitenden; „das Eis ist noch nicht fest, und weder Hund noch Mann wagt sich hinüber. Am Föhrenkamp weißt Du den Schluchterweg, und streiche zuvor mit dem Tannenbusch den Schnee rundum vom Boden, daß deine breiten Patschen nichts verrathen. Ich kreuze links durch das Feld und komme über den Berg in das Haus herunter, und daß die Frau die Suppe warm hält und im Ofen nachschürt." —

Vetter Schmutzleder war längst zwischen dem gespenstergleichen Hochholze verschwunden, und sein College im verbotenen Waidwerke weilte noch immer auf dem lichteren Waldplatze, und putzte mit seiner Pelzmütze die losgeschossene Büchse des Nachbarn rein, und säuberte sorgsam Schloß und Hahn. Dann brummte er halblaut ein plattes Trinklied, ergriff sein eigenes Gewehr, das an der Buche lehnte, und wollte sich zum Abmarsch rüsten, indem er beide Gewehre über die Schulter hing, als er sich besann, still stand, nochmals zurückkam, und sich bemühte die Schneestelle, welche von dem

Schweiße des Rehbocks besudelt war, mit den groben Handschuhen auszutilgen. In diesem Augenblicke schnoberte ein großer Hund durch den Busch, that einen gewaltigen Satz heraus, stellte den Freischützen und schlug mit hallender Stimme an. Ein Schreck schlug wie ein Blitz durch die die kurze Gestalt des Sohnes der Finsterniß, aber rasch besonnen warf er die Büchse von der Schulter, schleuderte die ungeladene gegen des Hundes Kopf, daß dieser heulend zurücksprang, warf sich auf das eine Knie, spannte den knatternden Hahn, und schlug fest die Büchse dahin an, von wo der Angriff des Thiers gekommen. Kaum war das geschehen, so trat auch schon der Förster des Reviers, ein kräftiger Mann, mit erhitztem Angesichte und die gespannte Jagdflinte in der Hand aus dem Dickicht, und mit freudigem Herzen ersah er die langgesuchte Beute dicht vor sich auf dem Schnee vom hellen Mondlichte beleuchtet, und ohne Macht dem Rächer und seinem Rohre zu entwischen.

„Hab' ich Dich endlich, Du Habicht in meinem Taubenhause?“ rief er mit weitschallender, kräftiger Mannesstimme. „Er selbst ist es, Herr Kristel Rothhahn, der sich rühmt, noch nie einen Schuß umsonst gethan zu haben? Nun der Schuß, der hier gefallen, soll Sein letzter gewesen seyn, und da ist ja auch der leuchtende Schweißfleck auf dem Schnee, und der Jagdfrevel ist dieses mal nicht abzuleugnen. Die Büchse her, das Wild abgeliefert, und marsch mit mir auf den Amthof!“ —

Der kurze Christel blieb ohne Bewegung in seiner vorigen Stellung. „Herr Förster, rufen Sie meinen Namen nicht noch einmal so laut;“ sagte er barsch mit fester Stimme. „Ich warne Sie, wir sind hier zu zwei und meine Kugel sitzt im Laufe.“ —

Der Förster hob unwillig die Flinte in die Höhe. „Kerl, sprach er zornglühend, glaubst Du, ein Jäger fürchte solchen Schnapphahn? die Büchse herunter vom Backen, oder meine Palläster lehren Dich Respect.“ —

„Herr Förster,“ entgegnete der Knieende kaltblütig, „Sie und ich haben Weib und Kind. Sie sitzen im Warmen, die meinen hungern; machen Sie linksum, und vergessen Sie, daß der Mond mich beschien.“ —

„Verdammte Bestie!“ fluchte da der furchtlose Jägersmann. „Hörst Du nicht meine Leute pfeifen am Berge? Pluto, Hassan darauf. Willst Du nicht gehorchen, so sollst Du fühlen.“ —

Er warf die Flinte schnell an die Schulter, aber ehe seine Hand abdrückte, blitzte schon das Pulver auf von der Pfanne des Feindes, der Knall donnerte durch den Wald, und zehn Echos hallten ihn schauerlich zurück. Mit einem stöhnenden Sterbelaut stürzte der Förster vorn über und wälzte sich herum auf den Rücken, und zeigte dem rächenden Himmel die tiefe Todeswunde, aus der mit dem spritzenden Herzblute sein Leben entrann.

„Wohl bekomm's, gestrenger Herr Förstersmann!“ lachte der Kristel laut auf, erhob sich vom Knie und warf mit gestrecktem Halse einen scharfen Blick nach dem Röchelnden hinüber. „Er nennt meinen Namen nicht vor dem Gericht!“ setzte er kopfnickend hinzu, raffte das Büchsenpaar zusammen, und floh den schmalen Bergpfad hinab, daß seine Sprünge laut dröhnten auf dem gefrornen Boden. Pluto, der Hund, schnupperte einige Secunden um den gefallenen Herrn, leckte ihm die erstarrende Hand und die blutende Brust und das kalt werdende Antlitz; dann faßte er mit dem scharfen Gebisse den Rock des Sterbenden und zupfte heftig, als wollte er ihn erwecken, und zum Aufstehen helfen; als

aber die Mühe fruchtlos war, schien ein Nachgedanke vom Himmel in der trüben Seele des Thieres erweckt zu werden; es ließ das Kleid fahren, drehte den zottigen Kopf noch Ein Mal zu dem Herrn, schlug hell und ängstlich an, und verfolgte dann den flüchtigen Mörder in langen Sätzen und mit blökenden Zähnen den Berg hinunter. —

Eine Schauerstille legte sich einige Minuten lang über die blutbefleckte Gebirgsgegend; nur ein nächtlicher Wind machte sich plötzlich auf und sausete stoßweise durch das kahle Gehölz, wie eine unwillige Geisterstimme, die das verborgene Verbrechen zu verrathen und Helfer zu rufen bemüht war. Da brach es durch den dürren Unterbusch, erst fern, dann immer näher, und ein neuer Waidgenoß trat hervor in die Mondhelle und sah sich nach allen Seiten mit Unruhe und suchender Besorgniß um. „Hier muß es gewesen seyn, wenn der Nachklang des Echos nicht trog;" sprach zu sich selbst der jugendlich-schlanke Mann, der im netten Jagdanzuge, im grünen Mützchen, gewärmt durch einen kurzen Flausrock und hochreichende graue Gamaschen, die Flinte in der Hand sich durch das Holz drängte und die rauhe Jagdtasche, worin ein Häschen blutete, aus dem festhaltenden Hülsengesträuch los machte. „Hier klaffte der Hund, hier schoß man, und hier müssen Jäger seyn, die mein Halloh zu mir locken wird." — Er sah sich rundum, und gewahrte mit Schrecken und Erstaunen den Sterbenden am Boden. „Mein Herrgott, ein verunglückter Waidmann!" schrie er auf, warf die Flinte hin, und kniete neben dem Zuckenden nieder, der gerade seine letzten Athemzüge von sich stieß. „Erholt Euch!" rief der Fremde voll Angst, die das menschlichste Mitgefühl in sein

Herz geworfen hatte. — „Sprechet, was geschah; und wo kann ich Hülfe suchen?" — aber der Förster kehrte nur einen Augenblick noch die erstarrten, gläsernen Augen zu ihm her, dann zuckte sein Mund und er streckte sich lang in den Schnee hin in letzter Bewegung. Der Fremde riß ihm die Kleider auf, stopfte sein weißes Schnupftuch auf die tiefe, vom starrenden Blute umquollene Wunde; wie verwirrt durch das Ereigniß ballte er den dünnen Schnee zusammen und rieb damit die Stirn und Schläfe des Todten; ja zuletzt zog er sein Feldfläschchen hervor, und mühte sich die letzten Tropfen Conjacs, welche es umschloß, in den Mund des Erblichenen zu flößen. „War es denn noch nicht genug," seufzte er dabei, „daß ich allein und verirrt war in der kalten Nacht und in der fremden Gegend? Muß nun noch ein Verblutender mein grausiger Gesellschafter werden, ohne daß ich weiß, wohin mit ihm, und gebannt wie durch Fluch an seinen kalten Leib, den ich doch ohne Unmenschlichkeit nicht verlassen darf und kann?" —

Da wurde es lebendig hinter ihm; Pluto sprang den Berg herauf und fuhr bellend heran, als er den Unbekannten neben dem Herrn erblickte, und mit Eilschritten folgte dem Hunde ein Haufen Menschen, deren Lippen Flüche und Zornworte entströmten. Ein alter grauhaariger Jagdgesell trat zuerst herüber über den Bergrand, eilte über den Blutplatz, schlug die Hände über dem Haupte zusammen und drehte sich dann wieder zu den Begleitern zurück. „Herauf, Gesellen!" rief er, „das Unglück ist da, wie mir es schwanete, als der Schuß fiel, der Pluto ohne Herrn ansprang, und der Bösewicht, den er verfolgte, uns in das Garn lief. Waldner ist erschlagen und liegt hier in seinem Blute." — Der alte Graukopf schwankte wie ein Trunkenbold, und faßte zur Stütze den Ast einer Buche, ein jüngerer

Gesell aber stürzte sofort bei ihm weg auf den Fremden zu, den der Alte im täuschenden Mondlichte übersehen, und der sich jetzt erfreut über die unerwarteten Helfer vom Boden und der Seite des Erschossenen erhob, doch mit Verwunderung sich selbst gewaltthätig ergriffen und festgehalten fühlte.

„Zwei Vögel auf Einen Schuß;" brüllte der junge Jagdbub, ihn mit wilder Kraft zu Boden reißend und seine Gurgel quetschend; „so haben wir den Helfershelfer und Raubgenossen nun auch, der frech genug war, sich nicht genügen zu lassen am Leben des braven Herrn, und um die Leiche zu plündern sich aufhielt und versäumte. Bestie, Ihr sollt Eurem Lohne nicht entgehen, und ich will Euch ein Jubellied singen, wenn der Meister Kopfab Euch eine Spanne kürzer macht." — Der Fremde hatte sich indeß von der Ueberraschung des unvermutheten Angriffs erholt, und stärker als sein Gegner den Angriff abgeschüttelt, stand wieder auf den Füßen, wurde aber von drei neuen Feinden festgehalten, und konnte in ihrem Wuthgebrüll, in das der Hund überdem hineinbellte, nicht zu Worte kommen.

„Er ist wirklich todt!" sprach jetzt der Graukopf, welcher sich indessen an der Leiche des Försters beschäftigt hatte. „Hebt ihn auf, Burschen, und traget ihn hinein; laßt mir aber ja die Bösewichter nicht entwischen, damit die Herrschaft ein Beispiel statuiren kann ohne Gleichen." —

„Ihr scheint ein alter, verständiger Mann," sagte da der Fremde, nachdem die wildbewegten Menschen, die sich seiner bemächtigt, durch den Ausspruch des Graukopfs und einen Blick auf die Leiche ihres Anführers einen Augenblick still geworden waren, „so leidet nicht, daß man mich so mißhandelt und mit Verbrechern verwechselt, deren Treiben mir fremd ist. Ich bin ein preu-

ßischer Edelmann, ein Gast des Herrn von Otterßen und bei einer Jagdpartie desselben von der Gesellschaft abgekommen, verirrt und wie es scheint auf ein fremdes Revier gerathen."

„Ein Edelmann, und hier bei dem Ermordeten?" fragte ungläubig der alte Jäger. „Der Herr von Otterßen ist ein zu vorsichtiger Gastfreund, als daß er in solchem Gebirg einen Fremden ohne seinen besten Jäger anstellen sollte." — „Glaubt dem Schurken nicht, spricht auch fein und verständig wie ein Buch!" fiel ein rauhsprechender Jäger dazwischen. „Ich müßte nicht Augen und Ohren haben, wenn das da vor uns nicht der Cantorssohn aus Wölfen ist, der ärgste Wilddieb im ganzen S . . . . . ger Holze. Der ist ein studierter Bursch, trägt feine Lappen am Leibe; an Verwegenheit und Gaunerei im diebischen Waidwerk kommt ihm jedoch keiner gleich, selbst der Kristel nicht, der den Schwarzen nicht fürchtet. Hervor mit Dir, Mordkerl!" setzte er hinzu, den Kristel, den einige Andere des Haufens mit geknebelten Händen im Hintergrunde bewacht hielten, und den der Hund des Försters immer knurrend umkreisete und ihn zuweilen mit den scharfen Zähnen in die Waden faßte, heranreißend, und dann mit geballter Faust vorstoßend. „Sprich, ist das nicht Dein Kamerad und Mitschuldiger?" —

Der kurze Rothhahn, dessen Larvenantlitz bleich war wie der Todte im Schnee, fletschte die Zähne, und schielte aus dem struppigen Haare hervor einen Augenblick den Fremden an. „Ja wohl!" murmelte er. „Was hilft's läugnen, mit gefangen, mit gehangen; Kameraden theilen Leid und Freud und Cantors Fritz läßt keinen Gesellen im Stich." —

„Schaut mich doch an," erwiederte der Fremde mit Unwillen. „Sehe ich denn aus wie ein Genoß dieses

hämischen, boshaften Verbrechers, der teuflisch genug ist, einen Theil seiner Schuld auf mich werfen zu wollen? Meine Flinte ist in des Alten Hand; untersucht sie; sie ist geladen und nur mit Schrot. Wie könnte ich denn der Mörder seyn? Ich wollte helfen, retten, als ich den Blutenden fand, und frolockte Euch wie Freunden entgegen, und hätte solche Mißhandlung, die mir zum ersten Male im Leben wird, nie erwartet.“ —

„Sprich Du wie ein Professor, Du lügst Dich nicht los!“ kreischte der rauhe Jäger ihm zu. „Der Kristel hat auf Dich bekannt, und mehr bedarf's nicht, um Dich in den Thurm und in's Halsgericht zu bringen. Der Gerichtshalter wird schon den Cantorsburschen, Wildschützen und Mordgesellen aus Dir heraus inquiriren, und darum nur fort ohne Federlesen und Säumniß.“ —

Alle Gegenrede des Fremden blieb vergeblich, und verhallte in dem Gelärm zwölf durch einander tobender derber Jagdstimmen; so ergab er sich in sein Schicksal, das nur durch die Nachbarschaft des geknebelten Mörders, der ihm zunächst zwischen den triumphirenden Jagdgesellen ging, etwas höchst Wiederwärtiges in sich trug. Das letzte Paar der grünen Burschen hob den Leichnam des Försters auf und folgte den Uebrigen mit der traurigen Bürde, und den Schluß machte der alte Graukopf, welcher die fremden Flinten trug, und an dessen Seite der gewaltige Hatzhund mit hängendem Schweife und gesenktem Kopfe durch den Wald schlich. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Stumpfhand.

Eine italienische Sage.

Der König von Salerno hatte sich lange umgeschaut in allen Reichen und Ländern nach einer Jungfrau, wie er sich wünschte. Aber nirgends ersah er eine, welche schöner gewesen wäre, als seine eigene Schwester. Da beschloß er, sie zu seinem Weibe zu erkiesen. Eines Tages saß er mit ihr in der Marmorhalle am goldenen Tische beim Male. Der König nahm einen portugiesischen Apfel und theilte denselben in zwei Hälften. Die eine Hälfte nahm er; die andere gab er seiner Schwester. Sie dankte und aß die Hälfte. Dann griff er zu dem crystallenen Becher und trank ihr den Wein zu. Sie dankte und sprach: „Wie bist Du doch so gut mit mir?" — Der König antwortet: „Ach, wie wollte ich Dich erst lieben, wenn Du mein Weib wärst!" — „Sprich nicht so, bester Bruder!" entgegnete die Prinzessin, stand auf vom Polster und ließ ihn allein. — Am andern Tage saßen sie wieder bei'm Mahle; aber der König aß nicht, sondern schaute nur immer seine Schwester an. Sie sprach: „Lieber Bruder, wende Deine Augen von mir!" — Er aber nahm den Becher und trank ihr den Wein zu. Sie nahm ihn an. Zwei große Thränen fielen hinein, während sie trank; dann aber stand sie auf und ging von hinnen. Als Beide wiederum bei'm Mahle saßen, blickte sie der König nur zuweilen, aber heftig an, und trank oft und ohne Unterlaß. Da sprach seine Schwester: „Trink doch nicht so viel, mein lieber Bruder, es kann Dir schaden!" — Er antwortete: „Mädchen, Du verdirbst mich, Du richtest mich ganz zu Grunde, so Du nicht mein Weib wirst!" — Er reichte ihr den Becher zu; aber sie ließ ihn fallen, daß er zu tau-

fend Splittern zersprang. Der König sagte: „Thue, was Du willst; aber mein Weib mußt Du werden, und sollten wir Beide darum sterben müssen!“ — „Ach!“ sprach Sophronia, „was gefällt Dir denn so an mir!“ — Der König antwortete; „Deine Hände, die so weiß wie Elfenbein, wie die Blüthe der Orangen, so weiß wie der Schnee auf dem Mongibello!“ — Sophronia stand auf, und verließ ihn. Sie ging in ihr Gemach, nahm ein großes, scharfes Messer und winkte ihrem Sklaven Ali. Der Sklave kam. Sie sagte zu ihm; „Ali! schneide mir meine Hände ab!“ — „Meine Herrin! wie sollte ich dieses thun;“ entgegnete der furchtsame Knecht. Da nahm Sophronia eine große goldene Kette, die sie am Halse trug, und sprach: „Hier hast Du die Kette zum Lohne!“ — Er aber sprach: „Herrin! laß mich nur dieses Mal ungehorsam seyn!“ — Die Prinzessin nahm ihre Armspangen mit Diamanten besetzt, und dazu legte sie noch drei Beutel voll Dukaten. Wie dies der Sklave sah, nahm er das schneidige Messer, drückte die Augen zu und schnitt die Hände ihr ab. Als sich die Prinzessin das Blut mit seidenen Tüchern gestillt hatte, ließ sie die Hände in ein silbernes Becken legen, und ein Tafeltuch darüber breiten. Damit schickte sie den Sklaven hinauf zu ihrem Bruder, der bei dem Mahle saß, und ließ ihm sagen: Hier habe er, was er so sehr ersehnt. Der König hob das Tafeltuch auf. Wie er die Hände seiner Schwester sah, kam über ihn ein Grauen, wie er noch nie empfunden. Dann aber ward er zornig, und endlich wie wüthig, so daß er seine trotzige Schwester in ein Faß stecken ließ, und dann befahl, es hinab zum Meere zu rollen. Wind und Wellen, Woge und Sturm trieben daß Faß hinüber und herüber, herauf und hinunter, und ungehört winselte die arme Sophronia unter unsäglichen Schmerzen ihrer Wunden in dem

engen schwankenden Kerker und klagte den unbarmherzigen Elementen, welche an ihre schreckliche Kammer anpochten, vergebens ihre Leiden. Doch endlich ward sie von Welle und Wind an ein Sandufer getrieben, wo eben Seeleute in ihren Booten standen, und Netze auswarfen. Diese fielen begierig über das Faß her, öffneten es, und fanden statt all der gehofften Beute das allerschönste Mädchen, die schöner als der Abendstern, wenn er über Nocera heraufsteigt, die schöner war als der Mond, wenn er vor dem Epomeo steht und in das Meer schaut. Conrabin, der Herr der Fischerleute, erbarmte sich ihrer und brachte sie nach Hause zu seinem Weibe Beatrice. Er sagte zu ihr: „Liebes Weib, halte dieses Mägdlein gut, gieb ihr Waizenbrod und Wein, damit sie sich erquicke, mache ihr ein Lager zurecht von weichem Seegras, und breite darüber die baumwollenen Polster, damit sie sanft schlafen kann:" — Aber des Fischers Weib war voller Eifersucht und Grimm und beneidete heimlich Sophronia's Schönheit. Kaum war ihr Mann wieder fortgegangen aus dem Hause, so nahm sie die Königstochter, that sie wieder in das Faß, verschloß es sorgfältig, und warf es sodann in das Meer. Von Neuem trieb Wind und Woge die arme Sophronia dahin auf dem unsichern Meere nach oben und nach unten, hinüber und herüber. Zufällig fuhr der König von Grünland auf einem Schiffe daher. Kaum hatte er das schwimmende Faß gesehen, so ließ er es auffangen. Als es geöffnet ward, und er das schöne bleiche Mägdlein darinnen fand, freute er sich höchlich. Er ließ sogleich das Steuerruder wenden, und kehrte heim zu seinem Schlosse. Er zeigte das Mädchen seiner Gemahlin, und gab ihr dasselbe zu ihrer Gespielin. Bald hatte Sophronia das Herz ihrer Gebieterin gewonnen, theils durch ihre Anmuth und Ergebung, so daß die Königin

sie liebte gleich einer Tochter. Drei Jahre lebte Sophronia mit ihrer königlichen Freundin heitere und schöne Tage, endlich aber ward die Königin einmal krank, und so sehr, daß alle ihre Aerzte an ihrem Aufkommen zweifelten. In der Sterbestunde ließ sie ihren Gemahl zu sich kommen, und sprach: „Werther Herr! ich habe Dich sehr lieb gehabt, und nun muß ich sterben so bald! — Du wirst Dich wohl umschauen müssen nach meinem Tode nach einer Jungfrau, welche Dir meine Stelle ersetzt. Wenn dies geschehen sollte, so erkiese die schöne Stumpfshand; denn kein Weib hegt ein besseres Gemüth, als diese meine Freundin!" — Unter Thränen küßte die Sterbende jetzt der König. Sie aber verhüllte ihr Gesicht, seufzte, und starb.

Neunzehn Monate trauerte der König; dann aber ließ er seine Räthe und die Reichsherren zusammen kommen, und stellte ihnen Sophronia als seine neue Gemahlin vor. Stadt und Land freute sich über diese Wahl. Heitere Tage der Einigkeit, der Liebe und der Treue lebte das glückliche Paar, und als die junge Königin sich Mutter fühlte, blieb ihm kaum was zu wünschen übrig. Zu dieser Zeit aber entstand ein Aufruhr in Altoscoglio, ein Reich, welches der König von Grünland beherrschte. Er ward daher genöthigt, mit seinen Rittern dahin zu ziehen. Er ließ die Segel spannen, die Anker lichten, und ein frischer Wind trieb das Schiff durch das grüne Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

An Sie.

Zu der Ersten zwinget mich
Ach, das süße Zweite;
Denn im Ganzen seh' ich dich
Holdes Wesen, — — deute.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1828. 1ter Band 2tes Stück.

Der General-Pardon.

Aus Saphir's Eisernem Abschiedsbriefe.

Wir Saphir von Gottes Zorn,
Den schlechten Comödianten ein Dorn,
Der Schrecken der Theater und Acteure
In Deutschland in der Kreuz und Quere,
Regent von Lumpen — d. h. von Papier,
Der lang' geführt den großen Titel: Wir!
Beherrscher der Soffiten und Coulissen,
Sammt ihren Bewohnern und Actrissen;
König von einem ganzen Freibillet,
Das er liebend mitnimmt in's Bett;
Großherzog aller verzogenen Schnäbel,
Der Katzenbuckel und der Beine wie Säbel;
Gefürsteter Graf von einem Operntext',
Den Jemand im Irrenhaus hat geklecksт;
Erbherr aller geräderter Stellen,
Die sie in Göthe und Schiller entstellen;
Ritter des Kreuzes von jeglicher Art,
Besonders des Kreuzes der Sängerinnen zart,
Des Kreuzes der Sängerinnen und so weiter. —
Wir entbieten unsern Gruß und Segen
Allen denen Etwas daran ist gelegen,
Und erlassen hiermit von unserm Thron'
An alle schlechte Subjecte Pardon.
An Mann und Weib, an Mädchen und Kinder,
An Affen und an das liebe Vieh nicht minder,
An Mensch, Elephant und Bär,
An Hund, Wolf, Künstler und noch mehr.

Da Wir ihnen von nun an pardoniren,
Wie sie auch gegen Kunst und Regel pecciren;
Ja sie mögen die Rollen schinden zu todt,
Es hat nichts zu sagen und gar keine Noth;
Sie mögen winseln, heulen, zirpen, krächzen,
Piepen, quicken, miauen, ächzen;
Schnattern, gackern, kreischen, schreyen,
Schniffeln, wimmern, toben, dräuen,
Nasuliren, fistuliren, detoniren,
Karrikiren, und agiren zum krepiren,
Oder gar nicht memoriren;
Den Griechen spielen wie den Baschkiren,
Ja zuweilen auf allen Vieren
Wie ein Kätzchen herumspazieren:
Sie mögen den Jaromir von Eschen
Mit allen Beinen ab stets dreschen,
Den Tasso mit den Tatzen sprechen,
Die Verse lieblich radebrechen,
Sie mögen den Götz von Berlichingen
Stets spielen wie ein Petz von Lothringen,
Sie mögen die Jungfrau von Arc
Vorstellen wie eine junge Frau so arg;
Die Vertrauten geben wie die Verdrehten,
Sie mögen die Noten auch singen mit Nöthen,
Auch unserthalber mit halber Stimme singen,
Ja wo möglich noch Minusstimme bringen;
Sie mögen haben Katarrh, Husten und allenfalls,
Wenn es ihnen beliebt, Entzündungen im Hals;
Sie mögen kreiren tausend Garden,
Zu Schaafe machen Leoparden;
Sie mögen, wenn sie wollen,
Auch spielen andere Rollen,
Zum Beispiel: Jungfrau, Vestalin,
Und was ihnen sonst wohl kommt im Sinn,
Man möge sie lebendig balsamiren,
Mit Lorbeeren einpöckeln und mariniren,
Man mag ihnen bringen „k — n ho!"
In Berlin, Leipzig und Itzeho,
Gelegenheitsdichter mögen in Audienzen
Wie die Feldwiesel um sie scherwenzen,
Die Enthusiasten, d. h. die Leute ohne Kopf,
Sie mögen am „Bravo!" sich schreien den Kropf;
Kurz, was auch in der Theaterwelt geschehe,
Es dient mir nicht mehr zur Lust noch zum Wehe:

Dem Mohren zu waschen, das ist dumm,
Der Reif wird nicht gerade, der sehr ist krumm,
Die Hetäre bekömmt die Unschuld nie wieder,
Dem Krüppel giebt nichts mehr gerade Glieder,
Ein Kastrat bekommt niemals ein Kind,
Das Faulthier läuft nimmer geschwind,
Die Droschke wird nie gallopiren,
Die Polizei wird nie etwas rühren,
Die Jesuiten werden nie tolerant,
Ein Pommer wird niemals galant,
Nie vereinigt sich Calais und Dover,
Nie wird's amüsant in Hannover;
Nie auch hört auf Kritik und Vernunft
Ein Wesen von der Komödianten Zunft;
Ich ziehe also von euch ab meine Feder,
Und ziehe gegen Euch nimmer vom Leder,
Geht hin und verhunzet den Schakespear,
Spielt den Affen Joko und den König Lear,
Wir schweigen zu Allem, car tel est nostre plaisir,
Der Märtyrer der Wahrheit: M. G. Saphir.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Ein heiterer Wintermorgen beleuchtete die wirklich ausgezeichnet schöne Gegend, und gab ihr durch sein blasseres Sonnenlicht und sein eisiges Kleid die kräftigern nordischen Reize, in denen die schroffen Felsmassen, die uralten, himmelhohen Baumgruppen, die unbelaubt wie dunkele Kirchenpfeiler den Himmelsdom zu stützen schienen, die schwarzen Fichtenhaufen die von fern wie finstere im Frostwetter zusammen gekauerte Riesengestalten über den alten Steinbrüchen und Untiefen zu lagern schienen, sich zwiefach anziehend für das Auge des Freundes gewaltiger Naturscenen gestalteten. Zur Sänftigung des schroffen Eindrucks diente indeß das freundliche

Bergschlößchen, welches das Centrum des Bildes einnahm, in einer Senkung des Gerbirgs erbauet war, und mit hochgelb gefärbten Wänden und blanken Spiegelfenstern und hellgrünen Gitterläden weit über die ganze Gegend herschimmerte. Einen alten Thurm und graue Mauern mit eichenen Thoren hatte der Erbauer freilich als zur Sicherheit taugliche, ja in dieser Gegend höchst wichtige Umgebungen von den Resten einer alten Ritterburg stehen lassen; aber der graue Thurm lag an der äußersten Seite, fast vom Walde, der ihn einschloß, versteckt, und die Mauern umkreiseten das auf der runden Hügelkuppe höher ligende Schloß am tiefsten Zirkelschnitte der Kegel-Erhöhung, und sie verbargen nichts von dem Hauptgebäude, so daß die Bewohner keinen Punct der Aussicht in das Land verloren, und das Schloß dem Wanderer wie ein freies, anmuthiges Landhaus am Berge zu hangen schien, in welchem weder Furcht noch Mißtrauen wohnen könnte, und das nur Vergnügen und Menschlichkeit sich zum Nest gewählt. Auch verdienten die Bewohner diesen Glauben; wenigstens schuf die anmuthige Gestalt der Frau von Waiz, welche im Jnetten, ihren schlanken Wuchs nur verschönernden Morgenkleide eben jetzt am Fenster weilte, und sich den schönen Morgen betrachtete, und hinter ihr Fräulein Jucunda von Rolf, die jüngere Schwester der Gutsbesitzerin, die durch ihre zarten, aber sehr ebenmäßigen Formen, für das Amt der Hebe, das sie eben bei Ordnung des Frühstücks verwaltete, ganz geschaffen erschien, ein so niedlicher und einladendes Bild, wie es wohl kein Suchender in dieser rauhen Gegend und hier um diese Jahreszeit zu finden geglaubt hätte. —

„Der Onkel verweilt ungewöhnlich lange;" sagte das Fräulein, mit scheuen Fingern den heiß en Deckel der silbernen Filtrirmaschine lüftend und den ar omatischen

Duft des klaren Mockastrankes mit Lüsternheit einathmend. „Sollte er unpäßlich geworden seyn? Doch dann hätte er längst geschickt; schmeckt ihm doch sein Morgenpfeifchen nur, wenn mein feines Fingerchen die schmuzigen Blätter eingestopft und ich ihm den Fidibus am Wachsstock angezündet.“ —

„Der alte Gebhard ging vorhin über den Hof nach dem Flügel hinauf,“ antwortete die Baronin Amelie, „und wird den Obrist während des Ankleidens mit einer Jagdgeschichte ohne Ende gefesselt haben. Zog doch das ganze wilde Heer gestern Abend wieder hinaus in den Forst, und der Onkel schien große Lust zu haben, die trübselige Nachtparthie mitzumachen, hätte er nicht den gefallenen Schnee und den strengen Ausspruch des Leibmedicus gefürchtet, daß trotz der dreijährigen wunderthätigen Linnéischen Erdbeerkur bei der geringsten Feuchtung der Sohlen der alte Feind aus dem rusischen Feldzuge, genannt Podagra, wieder anrücken werde.“—

„Wären wir nur erst wieder in der Residenz!“ seufzte Jucunda, und tauchte einige Semmelbrocken in die Milch, und steckte sie den schreienden Kanarienvögeln durch's Gitter, die der bekannten Wohlthäterin dafür in das weiße Händchen pickten.

„Machst Du mir Vorwürfe,“ fragte getroffen Amelie, „daß ich Dich mitzog, als der eigensinnige Ohm darauf bestand, an Ort und Stelle die Angelegenheiten der Erbschaft meines seligen Hausherrn in Ordnung zu bringen, und meine Revenüen festzustellen, und den nahe wohnenden Vettern ihre Mannslehne und Legate auszuliefern? —

Jucunda drehete sich mit einem Walzerpas schnell von den Sangvögeln zur Schwester, legte ihren runden Arm um der schönen Wittwe schlanken Leib, und leicht sich etwas zu der Hochgewachsenen erhebend, preßte sie

einen warmen Schwesterkuß auf den schmollenden Mund derselben. „Könntest Du seyn ohne mich oder ich leben ohne Dich?" fragte sie schalkhaft. „Hat man uns nicht gar oft spöttisch das schwesterliche Liebespaar getauft? Und spieltest Du auf dem letzten Karneval nicht im stattlichen Jagdrocke Deines seligen Eheherrn meinen Liebhaber so täuschend, wie ich Deine schäferliche Dorilis, daß am Tage darauf mir die ganze Residenz zu dem unbekannten Bräutigam gratulirte? Und sind es nicht achtzehn Jahre, nemlich am nächsten Sonntag, wo wir meinen Geburtstag hoch aber jammervoll einsamlich und langweilig in dieser Wildniß feiern werden, daß wir Alles theilen, wie wir das erste Zuckerpläßchen theilten, welches meine Amme mir darbot. Freilich hast Du, wie Du Dir damals die Hälfte des dem passiven Kindlein bestimmten Biskuitchens gewaltsam zueignetest, auch später den Herrn von Waiz an Dich gerissen, und mir mein Theil an ihm nicht zugestanden, aber ich bleibe darum doch Deine treue Jucunde, und wüßte keinen Platz in der Welt als neben Dir, und könnte selbst die Seufzer und Anbetungs-Addresse meines Liebhabers Dir zur Hälfte addressiren ohne Eigennutz und Eifersucht." —

„Schäckerin!" lächelte Amelie, mit dem Finger die geschwätzigen Lippen schlagend. „Was Du sagst, ist ein Beweis, daß noch nicht der Rechte bei Dir angeklopft. Wenn er kommt, wollen wir sehen, wie Du die Prüfung bestehst." —

Fräulein Jucunda fühlte ihr Gesicht ein wenig heißer werden, als es zuvor gewesen, und die rosenfarbene Signalflagge auf den Wangen als Verrätherin fürchtend, schwebte sie in den neuesten Ecossaisen-Pas der Residenz hin und her über die glatten Parquets, indem sie den Rücken weislich der Schwester zuwandte, trillerte dazu: Es singt ein Vöglein witt, witt, witt! Komm

mit! Komm mit!" hielt dann mit flüchtigem Athem am runden Mahagony-Tische still, und stellte die buntbemalten Parisertassen in Reihe und Glied.

„Nimm Platz, Amelie!" sagte sie, den kleinen Mund wie schmollend aufgeworfen. „Ich trinke, denn ist der Onkel ungalant genug uns verwaisete Prinzessinnen warten zu lassen, so dürfen wir auch den Respect vergessen, und ihn des hohen Vergnügens der ersten gemeinsamen Tasse berauben. Ich dürste nach dem warmen Labetrunke mehr als nach dem Becher voll Ananas-Eise aus des unverwüstlichen, tanzlustigen Majors galanten Händen. Ist doch auch unser jungfräuliches Schlafgemach droben ein wahres Sibirien, und der große Nord hat diese Nacht das Dach geschüttelt, und in den nahen Bäumen gekracht, daß ich die Posaune des Weltunterganges zu hören glaubte, und nichts träumte als von Raub und Mordgeschichten, durchgegangenen Pferden und Kirchhöfen mit gespaltenen Gräberhügeln und daraus hervorsteigenden Grippen." —

„Wie ein kleines Murmelthier mußt Du geschlafen und auch den Sturm geträumt haben!" lachte die Freifrau. „Die Nacht war still und der Mond schien hell durch die eisbeblümten Fenster. Aber mich störte eine ungewöhnliche Unruhe im Schloßhofe; die Thorflügel knarrten noch spät mehrere Male; Hundegebell und rauhes Stimmengemurmel beunruhigte mich, und wäre meine alte Sophie nicht gestern krank zu Bett gegangen, und hätte der Lärm nicht bald ein Ende genommen, so würde ich Sturm geläutet haben, Einbruch oder Feuers-Noth vermuthend." —

„Die Jagdleute werden spät zurückgekehrt seyn;" entgegnete Jucunda, ihr Täßchen schlürfend; „die rohen, blutdürstigen Gesellen kehren sich nicht an die feinere Natur und die Schlaflust ihres Nächsten. Stampfte und

doch auch Dein lieber, galanter Seliger manches Mal mit seinen derben Jagdsohlen aus dem ersten Schlafe, und seine geliebten schmutzigen Sausinder durften Dir manchen ächten Teppich verderben." —

„Ich träumte von einem ruhigern Winter," versetzte Amelie Arm und Lockenhaupt auf das Fenstergesimse stützend; „ich wollte hier der Erinnerung leben, und einen Plan für die Zukunft im traulichen Abendkreise entwerfen. Aller die Männer sind sich alle gleich, und kaum hat der gichtbrüchige Ohm den Wald wieder gesehen und ein Jagdhorn gehört, so ist auch die alte Sündenlust wieder in ihm lebendig geworden. Aber tröste Dich, Juncunda; spätestens in drei Wochen sitzen wir wieder in der warmen Loge unseres Opernhauses, und hören nur den Zauberspecktakel der Armida, nur Webers Jägerlieder und den Schuß, welcher den schönen Jaromir verwundet." —

„Aber sieh da den Onkel!" setzte sie schneller hinzu. „Er stürmt über den Hof, als wäre er ein heroischer Fähndrich, der die Fahne gegen eine Batterie trägt, und ficht dem alten Gebhard Befehle mit beiden Armen zu, als hätte er seine Grenadire noch hinter sich und riefe sie mit einem Vorwärts zum Bajonettsturm." —

Beide Damen nahmen rasch im Sopha Platz, um durch verstellte übele Laune dem Obristen die Säumniß entgelten zu lassen, aber sie kamen nicht zu ihrer weiblichen Komödie.

Der alte Podagrist trat wenige Minuten darauf mit solcher Hast und so kräftigen Schritten in den Salon, und sein Antlitz hatte in jeder Runzel und Kriegesschmarre der dräuenden Gluth so viele, daß beide Frauenzimmer ihre Rolle vergaßen, ihm mit gestopfter Pfeiffe und voller Tasse entgegen traten, um nur schnell ihre Neugierde, die erste Weibertugend, befriedigt zu sehen.

da das ganze Benehmen des Greises etwas Ungewöhnliches ankündigte. —

„Guten Morgen, Kinder! guten Morgen!" stieß der Eintretende hastig heraus, die weiße Pfeiffe zurückweisend und mit Eile zu der präsentirten Tasse greifend. „Danke schön, Jucundchen! Habe nicht Zeit, muß bis nachher verspart werden." — Und so schlürfte er in einem Zuge den schwarzen Mockatrank hinunter und griff nach der Curaçao-Flasche und dem Krystallgläschen, um den gewohnten Morgenzug darauf zu setzen.

„Aber was haben Sie denn, Onkel? Was ist geschehen? Sie ängsten uns!" stammelten die Schwestern harmonisch ihm zu.

„Vertracte Historie! antwortete der Alte, die Hände zornig ballend um Flasche und Glas, daß das Letztere klirrend brach in der rauhen Soldatenhand. „Schrekkensgeschichten, wie man sie kaum im Felde unter Guerillas und Baschkiren erlebt. Füsilirt müßten die Schurken werden oder aufgeknüpft an dem ersten Weiden-Aste! Wäre ich Herr im Lande, die ganzen Spitzbubendörfer ließe ich demoliren, die Mannsbilder über die Kringe springen und das Frauenvolk benebst der jungen Brut schickte ich in das Spinnhaus und auf die Tretemühle, damit jeder ehrliche Mann sicher bliebe auf seinem Berufswege." —

„Aber was gab es denn?" fragte die Freifrau besorgter, aber auch mit dem Ernst ihres Platzes im Schlosse. „Ihre fürchterlichen Ausrufungen lösen uns keine Räthsel, und ich möchte doch erfahren, warum mein gewaltiger Herr Ohm meinen armen Unterthanen an den Hals möchte mit wahrem Kanibalengrimme." —

Der alte Kriegsmann verschnaufte sich, zog die breiten grauen Augenbrauen höher gegen die gerunzelte kahle Stirn hinauf und sprach langsamer und wie verwun-

dert: „Also Ihr wisset noch nichts? Man raportirte Dir nichts, Amelie? Nun freilich, die Geschichte kam immer noch reichlich früh zu Damenohren, und der alte Gebhard hatte Tact genug, mir zuerst Meldung zu thun, dam ich Eure weichen Herzen vorbereiten konnte und Euch die Ohnmacht ersparen. So hört denn! Die Wilddiebe haben wieder im Forste gewirthschaftet, die braven Jäger haben Jagd auf sie gemacht, und zwei solche Bestien im Garne gefangen, aber der wackere Waldner hat die Pflicht mit dem Leben bezahlt und Einer der Höllenhunde hat den Tapfern mausetodt geschossen.“ —

Beide Schwestern thaten einen grellen Schrei und sanken auf Sessel und Sopha.

„Onkel,“ rief Amelie, „es ist ein Mährchen, der Gebhard hat geflunkert, und Sie haben übertrieben, um uns zu ängstigen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Stumpfhand.

(Fortsetzung.)

Allein der König kam nach einer monatlangen glücklichen Fahrt heiter und gesund in Altoscoglio an. Wenige Monde darauf gebar Sophronia einen wunderlieblichen Knaben. Freude herrschte in der Burg, und in der Stadt. Purpurrothe Fahnen wehten von den Thürmen; die Priester zogen mit Freudengesängen durch die Stadt, und die Jungfrauen hingen in allen Kirchen Kränze auf mit seidenen Bändern. Im goldenen Schmucke kamen die Ritter und Räthe des Königs zusammen und sandten alsobald einen Schnellsegler nach Altosco-

glio, um dem Könige das Glück seines Hauses zu verkündigen. Das Schiff fuhr ab, und gelangte nach drei stürmischen Tagen bei eben dem Ufer an, wohin Sophronia das erste Mal getrieben worden. Der Bootsmann landete und gieng in ein Haus, wo Wein geschenkt ward. Das war aber dasselbe Haus des Fischers, welcher Sophronia so liebreich aufgenommen, und dies war das Haus Beatricens, des Weibes, welche sie von Neuem dem Jammer ihres Geschicks preis gegeben hatte. Als Beatrice das schmucke Schifflein mit der hellfarbigen Flagge sah, und dann den Schiffherrn mit der rothen Saffiantasche, die an einer silbernen Kette an seinem Gürtel hing, ward sie neugierig, zu erfahren, was dies Alles bedeute. Sie brachte dem Schiffherrn vom allerbesten Wein, kredenzte ihm einen silbernen Becher, und sprach: „Welches Glück ist unserm Hause widerfahren, da Ihr, hoher Herr! bei uns einsprecht? So schmuck und schön kommt Ihr daher auf einem kostbaren Schiffe! Wie funkelt der rothe Saffian mit der schweren silbernen Kette! Ihr seyd gewiß ein Fürst und wohl noch mehr.

Nun, laßt Euch den Wein schmecken! Er kommt von Sicilien, und ich habe ihn immer im Eis stehen.“ — Der Schiffherr sprach: „Ein schmuckes Weibchen bist Du, und Deine tollen großen schwarzen Augen machen Einen mehr trunken, als Dein Wein!“ — Beatrice sprach: „Wenn ich nur so recht wüßte, wer Ihr wäret, und wo Ihr herkommt, und wo Ihr hingeht!“ — Der Schiffsherr antwortete: „Ich bin ein Gesandter der Herren in Grünland, und soll zum Könige segeln, um ihm zu sagen: daß ihm ein Sohn geboren ist.“ — Beatrice schenkte ihm immer von Neuem ein, und fragte ihn wieder und wiederum, bis sie endlich die ganze Geschichte Sophronia's erfuhr. Der trunkene Gesandte merkte

nicht, wie ihre Augen vor Wuth flammten bei der Erzählung von dem Glücke Sophronia's, die sie früher aus Eifersucht, jetzt aus Neid, doppelt und dreifach haßte.

Sie unterließ nicht, dem Schiffsherrn immer mehr ein zu schenken, bis er taumelte und zu Boden sank. Da nahm sie dem Schläfer das Schreiben aus der Tasche, und da eben ein fahrender Schüler an dem andern Tische seinen Dünnwein trank, ging sie zu ihm, und ließ sich den Brief lesen. In ihrem Herzen stieg die Wuth bis auf's höchste. „Lieber Junge!" sprach sie zum Schüler; „daß Du kein Schreibzug mit!" — Der Schüler griff in die Tasche, und zog aus einem Futteral Feder, Tinte und Papier, strich sich seinen kurzen Stutzbart, stemmte seine Hände unter das Kinn und fragte flämisch: „Was soll ich schreiben, schöne Wirthin?" — Beatrice sprach; „Drei Schläuche des allerbesten Weines sollst Du haben, und vier Tage lang sollst Du bei mir leben, wie ein König, und sollst es noch besser haben, als mein Mann, wenn Du mir diesen Brief hier verfälschest!" — „Wie Ihr wollt!" entgegnete der Schüler. — Da setzte sich die Wirthin hart zu ihm und sagte. Lieber, schöner Junge, schreibe dem Könige: seine Gemahlin habe einen jungen Hund geboren." — Der fahrende Schüler schrieb den Brief, ahmte genau die Schriftzüge nach, und hing dasselbe Siegel darunter, das auf dem echten Briefe gehangen hatte. Die Wirthin nahm diesen Brief, steckte ihn wieder in die Tasche des Schiffsherrn, der von dem Tausch nichts merkte, und ruhig fortschlief bis zum andern Morgen, wo er mit günstigem Winde in die See stach und in kurzer Zeit in Altosioglio anlangte. Hierauf begab sich der Schiffer zu dem Könige, und händigte ihm den Brief ein. Als der König den Brief gelesen hatte, schrieb er dem Reichsrath: man solle die Königin wegen dieses Mißgeschickes zu trösten suchen;

— Der Brief ward dem Schiffer eingehändigt; dieser lichtete sogleich die Anker, und kam in zwei Tagen wieder zu der Küste, wo Beatrice Wein schenkte. Kaum sah sie ihn von weiten, so rufte sie ihm zu: „Seyd willkommen, hoher Herr! wollt Ihr nicht einen Becher Wein trinken in meiner Hütte?" — Der schwerfällige Schiffsmann stieg die kleine Treppe hinauf, setzte sich auf seinen bekannten Strohstuhl und ließ sich wiederum den guten alten Sicilianer schmecken, den ihm die Wirthin kredenzte, und trank so lange, bis sein Haupt schwer wurde, und er endlich mit feuerrothem Gesicht am Boden lag und schlief. Sogleich stahl Beatrice ihm das neue Schreiben aus der Tasche, ließ von dem fahrenden Schüler, den sie noch bei sich hatte, den Brief lesen, und dann einen andern schreiben, worin dem Staatsrathe von Grünland befohlen wurde; die Königin sammt ihrem Sohn sogleich verbrennen zu lassen.

Als der Schiffer am andern Morgen den Rausch ausgeschlafen hatte, fuhr er wieder mit dem umgetauschten Briefe in der Tasche nach Grünland ab. — Als er dort angekommen war, stellte er sich vor dem Reichsrathe und legte den Brief vor. Da erbleichten die Räthe, erschrocken über die traurige Mähr. Nach langen Berathungen kamen sie endlich darin überein: daß der König entweder wahnsinnig oder angezaubert worden sey, da er doch die schönste Dame zur Gemahlin und von ihr ein liebes Söhnlein hatte. Um jedoch theils dem strengen Gebote ihres Gebieters, theils ihrem eigenen guten Willen nach zu kommen, nahmen sie ein Saumthier, setzten die Königin mit ihrem Kindlein darauf, gaben ihr zwei Körbe voll Brod und Wein, und ließen sie hinausführen in eine Wildniß, indem sie so dem Königsschloß das schönste Kleinod, der Stadt ein lichtes Gestirn und dem Könige die Sonne seines Lebens entzogen. Wei-

nend und schluchzend, ihr Söhnlein auf dem Arme, zog die arme Sophronia dahin durch den Staub und Sand der Wege, und wanderte so fort, bis sie nach Trübsee kam, wo ein weiser Mann, ein Zauberer, als König herrschte.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

(Cochrane und Church.) Auf die Zeitungs-Nachricht vom Ende Juni des Jahres 1823, daß Frankreich sowohl als Rußland beschlossen hätten, Jedes der griechischen Regierung 5 Millionen Franken leihen und eine halbe Million zu schenken, warf man die Frage auf, ob nicht auch die Engländer bey dieser Gelegenheit etwas verleihen oder verschenken würden? Der Britte, welchen diese kosmopolitische Frage beschämen sollte, antwortete trocken: „England würde eben so viel Pfund Sterling schenken, wenn die Griechen nicht verkauft wären. Ueberdies haben wir denselben bereits einen Lord geschenkt, den wir selbst nicht mehr brauchen konnten (Cochrane), einen General, den sie nicht brauchen können (Church), und einige Dampfschiffe, die niemand brauchen konnte."

(Napoleon und die Fische.) Dr. Antomarchi erzählt: Napoleon hatte auf dem schauderhaften Felsen St. Helena viele Freude an einem Fischteiche. Er blieb Stundenlang daselbst, und unterhielt sich damit, den Bewegungen der Fische zu folgen. Er warf ihnen Brod zu, interessirte sich für ihre Liebe, für ihre kleinen Kämpfe und studirte ihre Sitten. Plötzlich gingen die meisten Fische zu Grunde. Napoleon wurde davon auf's schmerzlichste ergriffen. „Sie sehen, sagte er zu mir, daß hier ein Verhängniß auf mir ruht. Alles, was ich liebe, alles was mir werth ist, wird sogleich getroffen. Der Himmel und die Menschen vereinigen sich zu meiner Verfolgung." — Er ließ nach der Ursache forschen, und man fand, daß der Grund des

Behälters mit einem Kitt versehen war, der Kupfer enthielt. —

Ein mailändischer Edelmann, Namens Cäsare, heirathete eine junge liebenswürdige Dame, Namens Lucrezia, die wegen ihrer außerordentlichen Schönheit eben so berühmt war, als durch ihre Cokettterie. Beym Hochzeitschmause fand der junge Edelmann einen Zettel unter seinem Teller, worauf folgende Worte standen:

Cave, Caesar, ne Roma fiat Respublica: —

Der Dr. Bernh. Christ. d'Arien, ein zwar kleines Männchen, aber desto größerem Geiste, kritisirte einst Dem. Minna Brandes, eine der damaligen ersten Schauspielerinnen, wegen einer Vorstellung in Leipzig in einer großen Gesellschaft, worauf Dem. Brandes folgendes Impromptü erwiederte:

Der kleinste Doktor unsrer Stadt
Heißt B. C. d'Arien:
Nimmt man das B, C. d'A weg,
Was bleibt alsdann? — rien! —

Ein schlechter Maler wiederholte oft; er wolle sein Zimmer ausweißen lassen, und es dann selbst malen. „Sie würden besser thun," sagte ein Spaßvogel zu ihm, „wenn sie es erst malen und dann weißen ließen.

Van der Gabel pflegte nur diejenigen seiner Gemälde zu loben, die ihm nicht sonderlich gelungen waren. „Wie geht das zu? fragte ihn ein Freund. „Ey," antwortete er „die güten loben sich selber."

Als Ludwig XIV. sich zum zweiten Male von Mignard malen ließ, sagte er: „Nicht wahr, ich bin unterdessen alt geworden? — Sire, antwortete der Künstler, ich werde allerdings auf ihrem Gesichte einige Feldzüge mehr gewahr."

(Große Fruchtbarkeit.) Graf Bobo von Abensberg erschien auf der Jagd vor Kaiser Heinrich mit 32 Söhnen und 8 Töchtern. — In London lebte 1778 ein Mann, der 46 Kinder hatte. — Ein Bauer im Moskauischen hatte mit zwei Frauen 87 Kinder erzeugt, wovon 1782, als er 75 Jahre alt war, noch 83 lebten; die erste Frau war 27 Mal niedergekommen, und zwar 4 Mal mit Vierlingen, 7 Mal mit Drillingen und 16 Mal mit Zwillingen; die zweite Frau hatte in 8 Wochenbetten 18 Kinder geboren. — Fournier sah eine Frau in Paris, welche 6 Mal Drillinge geboren hatte, und eine andere Frau gebar 44 Kinder und zwar in 22 Jahren 30, und in 3 Jahren 14, nämlich das erste Mal Drillinge, das zweite Mal Fünflinge, das dritte Mal Sechslinge.

Ein Bauer begegnete in Brüssel einem Witzbolde und erfrug den Weg nach dem Gefängnisse Petits-Carmes. Er erhielt zum Bescheid: Gehen Sie die Magdalenen-Strasse herauf, treten dann bei dem Goldschmiede rechts herein, nehmen dort ein paar goldene Ohrringe, gehen damit durch, und in zehn Minuten sind Sie dort.

Räthsel.

Es ist ein Wort, dreydeutig dem Germanen;
Einst war das Erste furchtbar seinen Ahnen;
Der schwere Zeiger der Geschichte rückt,
Der Deutsche erbt das Scepter; ihr erblickt,
Wie dem erwählten deutschen Sohne
Im Zweyten die gewicht'ge Krone
Der Bischof auf die Stirne drückt,
Es kreist im hochgewölbten Saale
Das Dritte bey dem Krönungsmahle. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 3tes Stück.

Das Land der Heimath.

Kennst das Land, wohin das Herz sich sehnt,
Und wo es seine Heimath wähnt,
Wo Frühlingslüfte lieblich uns umwehn?
Dies stille Land, es ist so nah, so schön!
Nach dieser Flur, wo Leiden fliehn,
Will ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Land, wo Seelenfriede thront,
Und wo das Herz den frohen Stern bewohnt,
Den es im Weltgewühl umsonst gesucht,
Wo keine Schlange sticht, kein Schicksal flucht?
Den Blick empor! schau himmelan?
Zum seligen Eiland führt die Felsenbahn.

Dort ist das Land! Dort glänzt der holde Stern.
O schönes Land! Dort weilt mein Herz so gern.
Und hüllen Wolken mich in tiefe Nacht:
Sie hellt des Götterstrahles Göttermacht!
Und hemmen Stürme meinen Lauf:
Zu jenem Eiland blick' ich freudig auf!

Dort glänzt der Heimath hoher Friedensstrahl,
Dort malt die Hoffnung millionenmal
Ihr Paradies, und süße Seligkeit
Genießt der Sieger, der den Kranz sich weiht.
In jene Hallen ziehn wir ein,
O Freund! sie sind des Himmels Wiederschein.

Du kennst das Land! O sieh die Palmen blühn
Zu unsrer Krone! Sieh die Wangen glühn!
Es klopft der Busen! — Wonnesüßer Schmerz!! —
Wie fliegt es mächtig, mächtig hin!
Komm Freund! zur stillen Heimath laßt uns ziehn!

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

„Geh hinunter zur großen Dreschtenne, da liegt die Leiche im gefrornen Blute!" brummte der Alte vor sich hin. „Und die beiden Mörder werden sogleich aus dem Thurme zur Amtsstube geführt werden, wo der Gerichtshalter schon wartet."

„Es ist entsetzlich! Mord in unserer Nähe! zürnte die Schloßfrau, die feinen Hände ringend." — „Die arme Försterin und ihre kleinen, vaterlosen Waisen!" jammerte Jucunda, das Tuch vor die thränenvollen Augen drückend.

„Jammert und tröstet und helft dort, wo es Noth thut;" sprach der Onkel ernst; „ich weiß, das werdet Ihr guten Seelen ohne mich. Ich will indeß Kriegsrecht halten über die gräulichen Unmenschen, und werde den vorsichtigen Herrn Gerichtshalter schon zu stimuliren und ihm nachzuhelfen wissen, daß er mit seinen gewissenhaften Clauseln und modernen Naturrechtsfloskeln mir die Schurken nicht aus dem Netze läßt. Schaut her Kinder! Da führt man die Galgenkandidaten eben über den Hof. Der kugelrunde Bärenkerl ist der wahrscheinliche Mörder, ein verwegener Mensch, als hätte er bei den kaiserlichen Rothmänteln gedient; sieht aus, als schnitte er Gurgeln ab zum Frühstück. Und der andere tannenschlanke Windhund ist ein noch gefährlicherer Gau-

ner, ein vagabondirender Student, der an keinen Teufel glaubt, selbst des Samiels Rolle spielt, und listig und gewandt seyn soll wie ein französischer Spion. Er wäre die Nacht beinahe durch eine superfeine List entwischt, wenn nicht der Gebhard zugegen gewesen, und hätte nicht sein Kamerad auf ihn ausgesagt und ihn als seinen Mordgesellen genannt." —

„Ich mag die Schrecklichen nicht sehen! Sie würden in allen meinen künftigen Träumen erscheinen," seufzte Jucunda, und drückte ihre Augen in die Polster.

„Eine gräßliche Physiognomie!" sprach Amelie, die starren Blicke vom Fenster herab gerichtet. Seine Thaten stehen auf seinem Gesichte, und wie frech und höhnisch er auf die Wachen blickt und wie grimmig er die Zähne in den Strick drücket, der seine Fäuste zusammenquetscht. Aber sein Kamerad theilt sein wildrohes Aeußere nicht, und geht gar anständig auf dem gefährlichen Gange, der über sein Leben entscheiden soll. Da dreht er sich in der Pforte um; er sieht herauf; er scheint zu uns zu sprechen, doch die Jäger reißen ihn fort. Bei dem Himmel! Onkel, dieses Gesicht ist mir schon irgendwo begegnet." —

„Kann seyn!" brummte der Oberst. „Solche Gaudiebe drängen sich zu Allen, wo sie Hoffnung haben etwas zu schnabuliren. Auf der Promenade zur Försterei oder auf der Morgenfahrt hat ihm vielleicht Dein Demantring oder Deine Goldkette in die lüsternen Diebes-Augen geflimmert. Ich marschire gegen den Feind und will ihm schon einheizen." — So nahm er seine Fuchspelzmütze, die Pfeiffe und seinen Krückstock und humpelte langsamer als er gekommen zum Salon hinaus, und ließ die Damen allein mit ihren bedrückten Herzen und bewegter Seele, deren trauriges Gespräch sich sofort dahin richtete, wie man auf die zarteste und beste Weise

der guten Förstersfrau das ungeheure Unglück vorbringen und für sie und ihre Kleinen Sorge tragen wolle. —

Einige Zeit verrann unter Ausrufungen und Seufzern, mit welchen die beiden Schwestern ihren Empfindungen wechselseitig Luft zu machen versuchten. Als der erste Schreck und das erste Grauen der Weiblichkeit vorüber war, entstand aus den Exclamationen ein nützlicheres Gespräch; Amelie ging an ihre Schatule und legte einige Röllchen daraus zur Hand, doch Jucunda schüttelte das braungelockte Köpfchen und fragte: „Kannst Du das Leben bezahlen und die Liebe des Ehegatten? Wird solch eine vornehme Abfindung nicht die Frau hart verletzen in ihrer ersten schrecklichen Jammerstunde? Wirst Du ihr dadurch nicht mehr verdeutlichen, lebhafter sie daran erinnern, daß sie den Ernährer verlor und mit ihren Kindern eine Bettlerin ist?“ — Amelie warf verstimmt die Geldrollen zur Seite.

„Aber wie soll ich's besser machen?“ versetzte sie. „Bin ich ein Gott und kann ich Todte erwecken, oder das Herz der Waldner in Kieselfels verwandeln, daß es kalt und hart wird für die herbe Schickung? Rathe, Du zarter Mentor, ich will Deiner Weisheit folgen.“ —

Dein Wille ist gut, nur die Art nicht die rechte;“ antwortete Jucunda. Sprich der Försterin Dein Beileid aus, sorge für ein anständiges Begräbniß des Unglücklichen; Beides wird wohlthätig auf die Frau wirken. Versprich ihr Hülfe, aber zeige ihr Dein kaltes Gold nicht, so lange sie noch am offenen Sarge weinet, und alle ihre Erdschätze von ihm umschlossen und eingekerkert wähnt. Und vor Allem muß sie fort von hier; jeder Baum, jede Felsecke muß ihr hier schrecklich werden für die Folge. Nimm sie mit ihrem Töchterchen in

Dein Haus als Aufseherin oder was Du willst, oder gieb ihr den ruhigen Platz auf Deinem Lustgarten in der Residenz, thue den Sohn in eine Lehranstalt; und das Alles langsam und ohne Eil nach einander, dann wirst Du ihren Schmerz allmählig abstumpfen durch neue Lebensbilder, neue Einrichtung, neue Umgebung; denn den Schmerz selbst kann nur ein Höherer ihr entführen, der ihn zuließ, und einen sichern Arzt befehligt, den wir Zeit nennen, und dessen Cur selten ihre Wirkung verfehlt." —

„Du sollst Recht haben;" sprach die Freifrau; „ich war zerstört im Innern, meine Gedanken wirbelten im Kopfe, seit der Onkel uns so soldatisch vorbereitet seine Jammergeschichte vor die Füße warf. Aber Eines meiner Gefühle hat Deine Schilderung des Bedürfnisses der armen Wittwe mir klar gemacht; auch meines Bleibens ist hier nicht; aus jedem Dickicht, aus jedem Steinbruch werde ich von jetzt an die Kugel der Mörder zischen hören, und so lieb mir in den Sommertagen diese wild-romantische Gegend war, so werde ich mich doch nie wieder hersehnen, und ich will dem Obristen auftragen, das Gut auf lange zu verpachten oder irgend einen Tausch mit den Vettern abzureden." —

Jucunda schlug den Arm um die Schwester. „Amelie," sagte sie lebhaft, „wie oft schon trafen sich Zwillingsgefühle in unsern Herzen. O schon wie wir ein fuhren in diese Berge, wie der Sturm die Zweige der alten Eichen auf das Verdeck unsers Wagens herabwarf, wie bei dem Herauffahren mitten im Schloßthore die beiden ersten Pferde stürzten, und die Kalesche fast rücklings bergunter gerollt wäre, wie der scharfe Schnee bei dem Aussteigen uns in die Augen fuhr, als wolle er uns warnend den Eintritt verwehren, schon da durchschlich mich eine wiederwärtige Empfindung; ich wünsch-

te mich weit, weit hinweg von hier, ohne mir den Grund dafür angeben zu können, denn ich war ja bei Dir; und diese Empfindung verstärkte sich mit jedem Tage, wenn ich sie auch Deinetwegen verhehlte. Die finstern, furchtbaren Gewalten, die in diesen Wäldern hausen, waren es, deren Stimme ich hörte, die mich warnten, forttrieben. Ein Unglück, ein blutiges Gespenst ist uns schon entgegen getreten; ich bin ein Sonntagskind, und weiß, es folgen mehrere. Laß uns davon, morgen, heute schon! Mag der Onkel, wenn ihn die rauhe Lust hält, allein den Krieg im Walde und die Inquisition der Schrecklichen führen, da der Gedanke, mit ihnen in Einer Ringmauer weilen zu müssen, mir schon Fieberfrost in die Glieder wirft." —

„Deine Furcht ist ansteckend;" rief Amelie aus, indem sie rasch sich vom Sopha erhob. „Komm, laß uns gleich zu den Koffern gehen; ich klingele der Sophie und wenn der Obrist von seinem Blutgerichte heimkehrt, trifft er uns im Reiseoberrocke und aller Widerspruch wird durch die rasche, unwiderrufliche That zu Schanden." —

Der alte, weißköpfige Gebhard unterbrach die feurige Peroration der Frau von Waiz, indem er mit sichtbar verlegener Miene eintrat, und einige Augenblicke an der Thür verweilte.

„Ein neues Unglück?" fragte Jucunda ebenfalls, vom weichen Sitze springend. „Sprich es aus, weißer Rabe! Haben die Wilddiebe den Onkel erdrosselt?" —

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein," entgegnete der alte Schloßverwalter, „davor möge uns der Himmel bewahren! Der gnädige Herr läßt nur anfragen, ob er die Inquisiten soll hier herauf transportiren lassen, oder ob die gnädige Frau Baronin von der Güte seyn wolle, sich zur Gerichtsstube herunter zu bemühen?" —

„Was?" rief die Freifrau. „Ich hinunter? Was habe ich mit den Mördern zu schaffen?" —

„Nicht hier herauf! um keinen Preis herauf!" schrie außer sich Fräulein Jucunda dazwischen. „Ich stürbe sofort am Herzkrampfe, wenn einer der Verruchten mich ins Auge faßte." —

„Es ist ein sonderlicher Casus, wie der Herr Gerichtshalter es nennt, dabei;" fuhr der alte Gebhard eintönig fort, ohne von den Ausrufungen und Schreckensgesichtern der Damen Notiz zu nehmen. „Der Kristel nämlich, der muthmaßliche, ja gewisse Mörder des armen Waldner, bleibt freilich dabei, der mit ihm Arretirte sey der verrufene Kantorssohn und sein Kumpan im Handwerk; jedoch der Andere behauptet mit zornigen Worten, er habe nie mit solchem Gesindel Gemeinschaft gehabt, sey weder ein Wilddieb noch dienender Jäger, sondern ein freier Edelmann und reicher Gutsherr aus der Mark, und die Dame, welche er hier am Fenster gesehen, kenne ihn genau und werde für ihn Zeugniß geben." —

„Sonderbar!" sagte Amelie nachdenkend. „Ich kannte das Gesicht. Aber wo soll ich's hinbringen?" —

„Ob er die gnädige Frau oder das Fräulein meinte, wissen wir nicht;" entgegnete der Alte. „Indeß könnten ja Beide den Menschen in Augenschein nehmen; meinte der gnädige Herr. Lassen Sich aber die gnädige Frau nicht in das Bockshorn jagen. Solch ein vertrackter Kerl ist dreist genug sich für einen Prinzen auszugeben, wenn er den Hals retten kann, und hofft auf das Mitleid der gnädigen Herrschaften, wenn er den Strick so nahe sieht. Der Cantorssohn ist ein verlaufener Studiergesell, und als wir mit dem seligen Herrn zu Jena Studierens halber uns aufhielten, haben wir das Völkchen kennen lernen, immer oben hinaus, niemals in Verlegenheit, für jede Bedrängniß einen Witz, nicht

lustiger als wenn kein Groschen im Beutel war, nicht übermüthiger als wenn die Pedellen ihnen an den Kragen wollten; setzten das Leben daran, wenn sie einer schief angesehen, oder ihnen auf einen Nieser ein lachendes Prosit gerufen; dreschten auf einander ein mit blanken Klingen, als schlügen sie Federball zum Zeitvertreib, und thaten überall als wären sie die Könige hier unten, und nicht Obrigkeit und Gericht über ihnen. Und so Einer soll der Cantorssohn auch gewesen seyn; darum rathe ich zur Vorsicht, und mag ihn die Frau Baronin nur sofort mit einem verächtlichen, kurzen: Ich kenne Dich nicht, Du Judas! abzufertigen belieben. Und das ist so meine unmaßgebliche Meinung." —

Die Frau von Waiz hatte indeß nachdenkend und an den Kaffehtisch gelehnt gestanden; jetzt richtete sie sich rasch empor und sagte entschlossen: „Geh Er voran, Gebhard. Ich folge ihm auf dem Fuße." —

Jucunde warf sich ihr in den Weg. „Schwester! Was willst Du thun?" rief sie ängstlich. „Menge Dich nicht in solche grauenvolle Geschichten. Ich zittere, denke ich Dich diesen Verbrechern gegenüber." —

„Könnte nicht ein Unschuldiger leiden für fremde Schuld?" fragte Amelie ernst zurück. „Ich bin hier die Herrin, und bin daher es jedem schuldig, Gerechtigkeit zu gewähren, koste es mir, was es wolle. Und, Du närrisches Kind, setzte sie lächelnd hinzu, meine Jäger und die Schloßleute werden jedes Haar auf meinem Kopfe schon zu bewahren wissen." —

„Alles in Ordnung, gnädige Frau!" sprach Gebhard ernsthaft dazwischen. „Vier Mann mit scharfgeladenem Gewehr und sechs Knechte mit schweren Partisanen aus der Rüstkammer im alten Thurm; auch steht des Gerichtshalters breiter Tisch wie eine Gränzmauer

dazwischen, und die wird den Inquisiten schon das Voltigiren verbieten." —

Die Baronin lächelte noch sichtlicher über des Alten Trostworte. „Da siehst Du ja meine Sicherheit!" sagte sie, nickte der Schwester traulich zu, und folgte dem Getreuen, indeß Jucunda die zarten Hände faltete, und mit tragischen Schritten und Geberden ihre Unruhe vom kalten Fenster zum knatternden Ofen hin und her trug, und vergebens den gelben Kanarienhähnchen Stillschweigen zu heischte, welche mit gellendem Gesange zwischen die Seufzer und Ausrufungen der Einsamen schmetterten daß es in ihrem Köpfchen immer wirrer wurde, und sie die Schelle ziehen mußte, von der alten Kammerfrau Sauvegarde ihres bangen Herzens zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stumpfhand.

(Der Beschluß.)

Der Zauberer saß eben vor dem Thore der Stadt unter einem Kastanienbaum und hielt Gericht. Als er Sophronia mit ihrem Kindlein sah, ließ er sie zu sich kommen, griff in seinen langen schneeweißen Bart, und sprach zu ihr: „Was treibet Dich hieher, schönes Weib, mit Deinem Kindlein? Fürchte Dich nicht, und stille Deine Thränen; wenn ich kann will ich Dir helfen!" — Sogleich stieg Sophronia herab vom Maulthier, neigte sich drei Mal vor ihm, und erzählte von ihrem Bruder, seinem Zorne, von dem Meere, ihrer Angst, von ihrem Gemahl und ihren Leiden. Als sie geendigt hatte, schwieg der König, und das ganze Volk umher,

vor Mitleid und Wehmuth, und nur einige Weiber in der Ferne weinten laut. Endlich unterbrach der alte König die Stille mi tden Worten: „Du sollst meine Tochter sein in meinem Hause, du sollst an meinem Tische sitzen und aus meinem Becher trinken. Freuet Dich Gold und Reichthum, so brauchst Du nur zu wählen; freuet Dich Herrlichkeitund Schmuck, so nimm Dir Kleinodien und Edelsteine, seidene Gewänder und Purpur-Teppiche, so viel Du willst, aus meinen Schränken. Suchest Du Ruhe, und bist Du gern allein, so stehen meine Gärten Dir zu Gebote!“ — Wiederum verneigte sich drei Mal Sophronia und sprach: „Für mich giebt es nur Leiden auf der Welt, und alles Glück wiegt mir diese nicht auf!“ — Der König sprach: „Aber suchest Du einen Freund und einen Vater, so komm' an dies Herz!“ — Mit diesen Worten war er aufgestanden, zog Sophronia an seine Brust, und segnete sie. Von nun an war Sophronia bei ihm auf seinem Schlosse, wie eine Tochter bei ihrem Vater. Alsobald hatte auch der Weise von Trübsee einen Ausruf ergehen lassen durch alle Länder: Jedermänniglich möge kommen, der Unglück erfahren; denn wer vom allerhöchsten Leide, das er erduldet habe, zu sagen wüßte, sollte eine Krone von Diamanten besetzt, erhalten, die größeren Werth habe, als ein Königreich. Durch Europa und Afrika, durch alle Länder ging dieser Aufruf. Da erschien viel Volk von Osten und Westen und manche traurige Mähr gab es zu hören.

Unterdessen war auch der König von Günland auf dem Heimwege zu seinem Reiche. Als er dort angekommen, und die Schreckenskunde von dem bösen Briefe, und der Vertreibung seiner Gemahlin mit seinem Söhnlein erfur, rasete er, bald weinte er vor Wehmuth. Er ließ jenen Schiffer vor sich kommen und fragte ihn: „Unglückseliger Mann! wer hat die Briefe ausgetauscht?“ —

Der Schiffer erzählte seine Hin- und Herreise. Daraus ersah der König, daß Conradin's Weib ihm diesen Streich gespielt habe. Schnell begab er sich auf sein Schiff, und ein günstiger Wind ließ ihn bald landen an dem Ufer, wo Conradin's Haus stand. Er ging hinein. Freundlich bewillkommte ihn das Weib des Fischers. Als sie aber sah, daß Bewaffnete das Haus umringten, sprach sie; „Herr, was bedeutet das?“ — Er aber legte ihr den verfälschten Brief vor, und fragte: „Weib, wer hat mir dies gethan?“ — Beatrice erbleichte, und stürzte ihm zu Füßen. Aber der König ließ sie ergreifen, in das Meer stürzen und ersäufen, so daß in Erfüllung kam, was jenes Lied sagt:

„Wer Uebels thut, deß Leib ist nicht theuer;
Er meide Wasser, Eisen und Feuer.“

Nachdem der König so gerichtet hatte, begab er sich wieder zu Schiff. Als er auf die hohe See kam, segelte ihm ein Schiff entgegen, das den König von Salerno trug, der ihn freundschaftlich grüßte. Sie steuerten zusammen, und als sie sich begrüßt hatten nach alter Weise und Herkommen, sprach der König von Salerno: „Willst Du mitfahren; König von Grünland? Der weise Mann, König von Trübsee, hat einen Ausruf ergehen lassen, durch alle Länder, daß Derjenige, welcher der unglückseligste der Menschen sey, vor ihm erscheinen und sein Leid ansagen sollte, damit er ihn belohnen könne mit einer Krone und einem Scepter.“ — „Ist es nur dieses“, sprach der König von Grünland: „so will ich mit dahin gehen: denn unglücklicher ist wohl Niemand auf dieser Welt als ich. Darum will ich mit Dir gehen und erfahren, ob mein Unheil dem Deinigen gleich komme!“ — So segelten Beide nach Trübsee. — Als sie dort angekommen waren, begaben sie sich zu dem weisen Manne, begrüßten ihn und sagten: „Wir sind gekommen, um die Krone

und das Scepter zu verdienen, das Du in Deiner Weisheit für den Unglücklichsten der Menschen bestimmt hast!" — Der König ließ Jeglichen unter einen seidenen Baldachin setzen und sprach: Männer und Könige, ich habe schon von großem Unglück gehöret, und ich wünsche sehr, daß Ihr nicht den Preis verdienen möget!" — Der König von Salerno nahm zuerst das Wort und erzählte, wie eine sonderbare und wilde Liebe zu seiner eigenen Schwester über sein Herz gekommen wäre, und wie diese, um sich und ihn zu retten, sich selbst verstümmelt habe. Er aber habe sie in's Meer werfen lassen. — Als er dies erzählt hatte, fragte er den weisen Mann: „Welcher Mensch ist unglückseliger, als ich, der ich gegen mich selbst und gegen diejenige, die mir heilig seyn sollte, gesündigt habe, der ich, von Reue und bösem Gewissen gefoltert, nirgend Heil und Ruhe finde?"

Während der König von Salerno dieses erzählte, war der weise Mann aufgestanden, und stützte sich erstaunt auf seinen Stab. Ehe er nur zu Worten kommen konnte, erhob der König von Grünland seine Stimme, und erzählte: wie er ein schönes Mägdlein in einem Fasse auf dem Meere gefunden, die dann sein Weib geworden wäre, ihm einen schönen Knaben geboren habe, und wie es durch die Bosheit eines Weibes gekommen, daß er sie verloren. — Als er geendigt hatte, sprach der weise Mann: „Harret ein wenig!" — und ging in ein Zelt, woraus er aber bald mit einem schönen Knaben an seiner Hand zurück kehrte. Zu diesem sagte er: „Dies ist Dein Oheim, Kind! küsse ihm die Hand!" — Der Knabe gehorchte, und der König von Salerno hing ihm um den Hals eine große goldene Kette, und sagte: „Wessen ist das Kind?" — Der weise Mann antwortete: „Das soll Dir seine Mutter sagen, die dort unter der Thür steht, und weint!" — Sophronia konnte sich nun nicht

mehr halten und stürzte in die Arme ihres Gemahls und ihres Bruders. Beide wußten nicht, ob sie wachten oder träumten, bis ihnen der Herrscher von Trübsee Alles erklärte.

Wie freuten sich Alle ohne Ende und ohne Maaß! Zu gleicher Zeit ertheilte auch der weise Mann dem Könige von Grünland Scepter und Krone und erklärte ihn zu seinem Sohne. Vor dem Volke, das sich versammelt hatte, nahm er jetzt Sophronia, ließ sie niederknieen und zum Himmel aufschauen. Wie dies geschehen, neigte er sich über sie, und sprach ein Gebet; da hob auf einmal Sophronia zwei weiße glänzende Hände empor zum Himmel und jubelte laut. Der König von Salerno verhüllte weinend sein Gesicht und nahm Abschied von seiner Schwester und seinem Schwager, und wünschte ihnen jegliches Heil. Aber Sophronia lebte mit ihrem königlichen Gemahl eine lange Reihe glücklicher Tage, bis auch sie, und nach ihnen ihr ganzes Geschlecht heimging.

Lächerlicher Streit.

Zwei Edelleute aus dem 14. Jahrhunderte, deren noch immer einige zu guter Unterhaltung auch in unserer Zeit zurückgeblieben sind, speisten kürzlich bei einem ihrer Freunde zusammen, und erhoben beim Nachtisch folgendes Gespräch:

Der Baron. Es würde doch auffallend seyn wenn Sie behaupten wollten, Ihr Adel sey so gut wie der meinige.

Der Graf. Besser, Herr Baron, wenn Sie erlauben. In meiner Familie gibt es ausgezeichnete Leute, woran es der Ihrigen mangelt.

D. B. Sie scherzen, mein Herr. Mehrere Glieder meiner Familie bekleiden hohe Stellen im Staat.

D. G. Wenn ich vom bessern Adel spreche, so kann von Ehrenstellen gar nicht die Rede seyn; ich frage, ob der Adel alt oder neu ist. Uebrigens datirt sich der meinige von Ludwig XIV. her.

D. B. Pah! Adel von gestern, sage ich Ihnen. Meine Vorfahren dienten schon unter Dagobert.

D. G. Unglücklicher Weise sind meine Dokumente durch die Sündfluth verloren gegangen.

D. B. Glücklicher Weise sind die meinigen in der Arche Noah gerettet worden.

Ein alter Philosoph, der mit lächelnder Miene diesem Gespräch zugehört hatte, mischte sich darein und sagte: Meine Herren, Sie stammen, ich wette, vom nämlichen Quark her und sind beide Kinder Adam's. — Wahrscheinlich sind auch Sie im Irrthum, nahm jetzt eine junge Dame das Wort: denn der Quark ist vor dem Menschen gewesen.

Mancherlei.

Milton wurde gefragt, wie es komme, daß ein Thronerbe von 14 Jahren gekrönt werden könne, da er doch nur mit 16 Jahren heirathen dürfe. Das kommt daher, erwiederte der Dichter, weil es schwerer ist, eine Frau als ein ganzes Königreich zu beherrschen.

Kennst du das Land?

Kennst du das Land, wo Schilling's „Flämmchen“ glühn,
Die „Tulpen“ Kind's, die „Rosen“ Rückert's blühn,

Der Nordstern still den blauen Himmel schmückt.
Wo Clauren sein „Vergißmeinnicht“ gepflückt?
Kennst du dies Land! Dahin, dahin
Kann man auf Tieckens Phantasus jetzt ziehn!

Ein junger, vornehmer und reicher, aber dummer Edelmann wollte sich bei Hofe vorstellen lassen. Man fragte ihn, ob seine Adelstitel in gehöriger Ordnung seyen? — O ja, sagte er, es fehlt an nichts. — Sie haben ohne Zweifel Ihren Stammbaum bei sich? — O, Bäume habe ich genug auf meinem Gute, sagte er großthuend; ich weiß indeß nicht, ob auch Stammbäume darunter sind, ich will meinen Pächter darnach fragen.

Als der Marschall Richelieu als Gesandter zu Wien unter Karl VI. war, ließ er sich in eine Gesellschaft von Schwarzkünstlern aufnehmen, die ihm unter andern Wundern auch versprachen, ihm nächstens den Teufel sehen zu lassen, und er ließ sich auch von ihnen wirklich täuschen. Als er nun einst zu Ludwig XV. spöttelnd sagte: die Bourbons fürchteten sich vor dem Teufel, fiel der König lächelnd ein; das kommt daher, lieber Marschall, weil sie ihn nicht gesehen haben, wie Sie!

General Jomini erzählt in seinem Werke: „Napoleon als Militair und Politiker“ folgende Anekdote: „Marie Louise war ein Opfer politischer Convenienz geworden. Als Gemahlin des damals berühmtesten Monarchen Europa's, von Festen, Huldigungen und Glanz umgeben, gewann aber die junge Fürstin ihr Verhältniß so lieb, daß sie bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oestreich (in Dresden) ihrer ruhmvollen Stellung froh erschien. Einer der vornehmen Oestreicher indeß, im Ahnenstolz seiner Väter gewiegt, nahte sich ihr, knüpfte ein Gespräch über ihre Lage an, und konnte nicht umhin, ihr den Trost zu geben: Eigentlich habe sie wohl keinen so großen Rückschritt gethan, denn die Bonapartes hätten in Treviso einst auf dem Thron gesessen! — Napoleon hatte die letzten Worte gehört, trat näher und erwiederte lächelnd: „Mein Herr, aufrichtig ge-

sagt, ich glaube, dieses Ruhms entbehren zu können. Wenn meine Familie wirklich den Namen der ehemaligen Fürsten von Treviso trägt, so stammt sie dennoch nicht von ihnen ab; mein Adel ist jünger, er datirt von meinem ersten Siegel!"

Drei Stufen der Rache.

Dreifach an Wahl und Werth kannst du am Beleid'ger dich rächen
Thierisch, wenn du ergrimmt, doppelt die Züchtigung wägst;
Menschlich, wenn du der Schuld, voll Schonung, Vergessenheit schenkest;
Göttlich, wenn du, versöhnt, Böses mit Gutem vergiltst.

Räthsel.

Mein Ganzes ist meine Hälfte und mein Anfang ist mein Ende. Unermüdet drehe ich mich beständig um, und doch hat man nie mehr als mein Antlitz gesehen. Du siehst mich bey Tag und bey Nacht, oft aber mache ich aus Tag Nacht, und die Nacht löscht oft mein Licht aus. An einer großen Uhr bin ich der sicherste Zeitweiser und Zeiger immerfort, aber du siehst die Ziffern nur ohne Erleuchtung, nur bey der Nacht. Man sagt, daß ich auf meinem raschen Botengang vor Durst sogar aus dem Meere trinke, und man nennt mich den Feuchten. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 4tes Stück.

Die Pyramiden.

Mythen hüllen, finstre Wolkenschleier,
Jene Riesen grauer Vorwelt ein.
Krächzend schweben Habessyniens Geier
Um der Stolzen alterndes Gestein.
Cheops Massen wurden stumme Zeugen,
Daß es eine dunkle Vorwelt gab,
Und es weht geheimnißvolles Schweigen
Um der alten Pharaonen Grab.
Wunderland der Hieroglyphen,
Wo im üpp'gen Zaubergrün
Lothos Wunderkelche blühn,
Würz'ge Nektarsäfte triefen!

Finster weis't der Griffel der Geschichte
Auf die ernsten Mausoleen hin.
Das Geschick entzog dem Forscherlichte
Ihren tiefen wunderbaren Sinn.
Wer den hehren Riesenbau begonnen,
Seines Grundes ersten Stein gelegt?
Frage nicht? Von Finsterniß umsponnen
Ist das Leben, was sich hier bewegt.
Stöhnten hier vielleicht die Klagen
Israel's erwählter Schaar,
Die des Niles Sklavin war,
Wer vermag es auszusagen?

Alles schweigt! Der Priester dunkle Zeichen
Zeigen nur die längst verschwund'ne Welt.

Jede Deutung muß dem Lichte weichen,
Da die Nacht das Labyrinth nicht hellt.
Könige entsteigen hier den Grüften,
Große Namen einer großen Zeit,
Und doch wagt die Muse nicht zu lüften
Jenen Schleier der Vergangenheit.
Ueber Memphis vielgezackten
Felsen strömt die Welle fort;
Doch es stirbt das Lösungswort
In dem Schaum der Katarakten.

Himmelskunde, hoher Weisheit Lehren,
Thaten hier dem Horchenden sich kund.
Ihre Priester standen hoch in Ehren,
Herrliches verkündete ihr Mund.
Hier, wo der stolze Tyrier gehandelt,
Platon's Geist der Himmelsweisheit sann,
Wo Osiris seine Welt gewandelt,
Wissenschaft Pytagoras gewann;
Hier, laß auf den Segensmatten,
Wo die Palmen Kühlung wehn,
Wonne räumend mich ergehn,
Ruhen in dem Friedensschatten.

Und die Bilder der Erinn'rung schweben
Aus dem Schutt des Wunderlandes auf,
In dem Schilf des Nilgestades beben
Sie, wie in dem hingestürzten Knaur.
Hier der Platz, wo die Pharaonide
Aus der Fluth den Volkserretter zog,
Dort der Pfad, auf dem der Philippide
In die Gluth erstorb'ner Wüsten flog.
Um des Möris Uferbogen
Tanzen noch bei'm Sternenschein
Buntgemischte Todtenreih'n,
Leuchtend in die finstern Wogen.

Land der Träume, wundervollen Sagen,
Wo so manche Welle sich gethürmt!
Deine Mumien können nicht mehr klagen,
Deine Größe wird nicht mehr bestürmt.
Friedlich ziehn jetzt lange Karavanen
Ueber deinen meilenlangen Sand,

Unbekümmert um die Sternenbahnen,
Die der Väter Späherauge fand.
Durch des Delta's reiche Auen
Treibt die Brandung leise fort
Reicher Kiele stolzen Bord
In des Ozeanes Grauen.

Hennecke.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Unten in der Gerichtsstube sah man indeß eine stumme Scene, die sich des Meistergriffels eines Hogarth oder Ramberg und der beschreibenden Feder eines Lichtenberg würdig gruppirt hatte. Der alte Obrist von Rolf saß mitten hinter dem Tische; in der seltsamsten Verlegenheit zog sich sein narbenvolles und gefurchtes Angesicht und wechselte in jeder Minute zwei Mal die Physiognomie, wie die Wolke, um welche zwei Strich-Winde kämpfen. Er konnte es nicht zum Zorngesicht bringen; die Eismaske eines kalten, unerschütterten Stoikers war eben so wenig nach dem Vorgefallenen zu gewinnen; so suchte er wenigstens den Respect vor den Bauern und Bedienten zu erhalten, indem er die Flagge des Stolzes und den fahlen Wimpel der Verachtung aufzuziehen sich bestrebte, was dem jovialen, ehrwürdigen Kriegsmann am wenigsten gut gelingen konnte, und aus der langen weißen Tabackspfeife bließ er dabei so entsetzliche Wolken, als wolle er wissentlich sich und seine Unbestimmtheit in mystische Nebel verbergen. Der kleine, spindeldürre Gerichtshalter saß dem Herrn zur Seite; seine rothe, etwas lang gerathene Nase glühte

an dem mehlfarbenen Antlitze wie eine Leuchtfeuer auf einer nordischen Kreideklippe; er schwitzte große Tropfen an Stirne und Kinne, zerschnitt und zerkäuete ein Dutzend Federn, und brummte seinem hohen Nachbar von Zeit zu Zeit einige lateinische Floskeln zu, die derselbe nicht verstand und darum unerwiedert ließ. Jenseit des breiten, grünen Tisches sah man die beiden Gefangenen; der Eine, ein schlanker, junger Mann stand in einer edlen Stellung frei mit untergeschlagenen Armen, sah bald seine Richter mit scharfem, sarcastischem Lächeln an, bald flog sein großes Auge ungeduldig der Thürzu, und seine ganze Haltuug trug wirklich etwas Edles an sich, das mit seinen Aussagen verbunden den alten Obristen stuzzig machen mußte. Der Andere, der kurze Kristel, saß dagegen auf der Armensünderbank, hatte gemächlich seine schweren Fäuste auf die derben Knie ausgebreitet, und lächelte ebenfalls, aber höhnisch, ja selbst teuflisch; indeß der Kreis der bewaffneten Wächter sich in dem Hintergrunde gleich steinernen Puppen ausbreitete, von denen keine mit den Augen zu blinzeln wagte, noch sich unterstand, durch ein Räuspern die feierliche Stille der Erwartung zu unterbrechen, welche der erste Act des Verhörs über die Halle gezaubert hatte, die sonst nur lärmvolle Dispüte der prozessirenden Bauern zu hören gewohnt war. Der Obrist begann nehmlich nach seiner Weise den Gerichtsact mit einigen derben Flüchen und einer donnernden Strafpredigt an die Maleficanten, und ließ den jüngern derselben, der mit höflicher Verbeugung eine Anrede an ihn versuchte, nicht zu Worte kommen. Als jedoch die Commandostimme sich erschöpfte, und der Gerichtshalter mit bedächtlichen Schnarrtönen die Pause wahrnahm, sein Amt mit gehöriger Würde und allen formellen Erfordernissen zu beginnen, durchriß dem Unwilligen sofort der vermeintliche Kamerad des Kristel die

erste peinliche Frage, indem er gegen jede weitere Procedur protestirte, und sich streng alle fernere, wörtliche wie thätliche Mißhandlung verbat, durch die nahe hausenden Herrn von Otterßen seine Person und seinen Stand legitimiren zu lassen verhieß, und mit ernster Heftigkeit verlangte, sogleich aus dieser schändenden Gesellschaft und von diesem beschimpfenden Platze entlassen zu werden. Ein wilder Tumult wurde durch diese categorische, schnell gesprochene Rede erweckt. Die Jäger erhoben alle zugleich nochmals ihre Anklage. „Er ist bei der Leiche gewesen, war blutbefleckt, hatte geladen Gewehr und Wild im Holster auf fremden Reviere, und der Kristel selbst bezeugt, daß er geholfen!" So rasselten sechs rauhe Stimmen durch einander, und der Inquisit Rothhahn, den die Verwirrung sichtlich zu ergötzen schien, brummte dazwischen: „Ja, er war dabei! Mitgefangen, mitgehangen! Obgleich wir Beide so unschuldig sind wie ein ungebornes Kuhkalb!" — Da drehte sich der Unbekannte plötzlich mit edlem Unwillen gegen die Schreier, seine Augen blitzten, und sein Gebot zu schweigen hatte so etwas edles und hohes, daß selbst auf der hitzigen Jagdleute Lippen das fluchende Anklagewort erstarb. Als er sich dann, die gewonnene Pause verständig nützend, wieder zum Tische wandte, und in den vollen Tönen und dem kräftigen Ausdrucke der englischen Sprache sein Wort an den Obristen richtete, verschüchterte der fremde Klang das drohende Volk hinter ihm, und der Alte horchte stutzig der bekannten, lieben Mundart.

„Mein Herr," sagte der Fremde, „was mir bis jetzt geschah, habe ich dem Schicksale und der bösen Laune des Unfalls zugerechnet. Bis jetzt sind auch Sie entschuldiget durch die seltsamen Umstände, welche mich in solche Lage versetzten. Wollen Sie aber fernerhin

Kavaliers=Parole nicht achten, und meine Rechtfertigung durch den oben genannten Freund nicht erwarten, so werde ich die Sache ernster nehmen als bisher, werde bei meinem Könige die strengste Genugthuung verlangen für das Geschehene, und von Ihnen, mein Herr, die Satisfaktion begehren, die unter Edelleuten üblich ist; denn auch ich führte eine Compagnie freiwilliger Jäger bei Leipzig gegen den gemeinsamen Weltfeind, und verstehe mich auf jede Waffe, die Sie wählen könnten." —

Der alte Kriegsmann sah den Sprecher mit immer größer werdenden Augen an, dann stotterte er, sich unzählige Male den silberweißen Knebelbart streichend, „Sie wären — Er ist — daraus werde der Beelzebub klug! Sind Sie ein Herr von — so kann ich Sie doch — beim Teufel! nicht wieder in den Thurm stecken lassen! Und ist Er ein Spitzbube, wozu die Leute dort und sein Kamerad da auf dem Sünderschemmel ihn machen wollen, so kann ich ihn doch nicht in das Herrenzimmer führen und mit schönen Redensarten und einer Flasche Wein tractiren, bis mein Bote den Herrn von Otterßen bestimmt, sich zu uns herüber zu bemühen im Schneewetter!" —

Der Fremde schüttelte etwas spöttelnd den Kopf und verzog dann seinen angenehmen Mund zu einem recht freundlichen Lächeln. „Es macht mir besonders Freude," sagte er artig, „Sie aus einer so furchtbaren Wahl ziehen zu können. Vielleicht läßt sich ein näherer Zeuge finden, dessen Güte mich aus dieser Löwengube erlösen möchte. Irrte ich nicht, so sah ich oben an einem Fenster dieses Schlosses eine Dame, deren Bekanntschaft ich mich rühmen darf, und deren schönes Herz gewiß mit Vergnügen einen Unschuldigen aus schweren Banden losspricht." —

„Frau von Waiz?“ stieß der Obrist erstaunt hervor. „Ganz recht! Also täuschte das Auge mich nicht?“ fiel der Fremde mit sichtbarer Freude und glänzenden Augen ein. „Darf ich bitten, die Gnädige zu bestimmen.“ — Der Alte winkte den Schloßverwalter zu sich heran und gab ihm heimliche Befehle, die derselbe mit mürrischen Blicken auf den Inquisiten zu beantworten schien, obgleich er sofort abmarschirte, des Herrn Willen zu vollziehen. „Herr,“ sagte der Obrist noch, „treiben Sie oder treibt Er Sein Spiel mit uns, so soll man an mich gedenken! Der Thurm hat noch schlechtere Quartiere unter der Erde, wo kein Sonnenlicht die Fahne aussteckt und wohin kein Erdenschall hinabreicht und käme er aus dem Rachen eines zwei und dreißig Pfünders.“ —

„Ich hatte genug an der Bekanntschaft mit meinem gastlichen Quartiere der letzten Nacht, und werde Sie nicht noch mehr incommodiren!“ versetzte der Bedrohete mit einer leichten Verneigung und nun entstand die seltsame General-Pause, die wir im Anfange dieses Kapitelchens zu beschreiben versuchten. —

Schritte tönten auf den Quaderplatten der Schloßflur; der greise Gebhard öffnete respectvoll die Flügel der Thüre, und hereintrat scheu, jedoch ihren Muth und ihre Hoheit heraufzwingend zur stolzen Haltung des edlen Körperwuchses und des schönen Kopfes, die Baronin Amelie. Einen raschen Schritt that sogleich der Fremde näher zum Tische; der Freifrau erblichenes Gesicht deckte aber augenblicklich eine hohe Röthe, und mit einem lautgerufeneu Ach! stützte sie ihre weiße Hand auf des alten Dieners Schulter.

„Gnädige Frau!“ sprach der Unbekannte, sich mit dem Tone der großen Welt zu ihr wendend. „Zürnen Sie nicht, daß ich als ein so dreister Gast mich bei Ihnen eindränge, daß ich schon wieder Ihrer Verzeihung

für meine verwegenen Bitten bedarf. Dieses Mal dürfen Sie jedoch nicht mich, sondern das Fatum anklagen, welches uns arme Menschenkinder oft bei dem Schopf nimmt und hinführt, wo man uns nicht erwartet hätte." —

„Onkel, was haben Sie gethan!" stieß da die Baronin tief Athem schöpfend heraus. „O Herr von Despen, wie ist das geschehen? Wie war das möglich? Und wie ist das irgend gut zu machen?" —

„Also ist der Herr?" — stotterte der Obrist mit einem versteinerten Gesicht.

„Freilich!" antwortete zürnend die Baronin. "Hauptmann von Despen; Freund und Begleiter des Gesandten an unserem Hofe. Onkel, das hat Ihr wilder, unruhiger Geist gemacht; nun sorgen sie auch allein, wie das gut zu machen, denn ich kenne keinen Ersatz für solchen Mißgriff." —

Der Herr von Despen schob rasch und zum Schreck des zitternden Gerichtshalters den schweren Sitzungstisch mit Leichtigkeit zur Seite, eilte zu der Freifrau, und die Hand der immer mehr Erröthenden warm an seinen Mund pressend, entgegnete er galant und zart: „Was wäre gut zu machen? Daß ich eine Nacht im kalten Bivouack zubrachte? Der Zufall hat wie mein bester Freund gesorgt, denn er führte mich auf die sonderbarste Art unerwartet der Verschwundenen zu, und erfüllte Wünsche, die ich kaum zu hegen gewagt haben würde. Ihr Thurm gestaltet sich mir zur schwarzen Vorhalle, ohne die der Geprüfte nicht zum Tempel gelangen darf; und wenn ich in letzter Nacht die alten Steinwände mit Zornesworten und bittern Monologen beleidigte, so ist nur die Stockfinsterniß des menschlichen Gemüths daran Schuld, die mich nicht ahnen ließ, daß ich in denselben Ringmauern verschlossen gehalten wurde, die das Klei-

noch mit mir umgaben, welches ich am Höchsten auf Erden verehre. Und wenn Sie meine unerwartete Anwesenheit mit einem freundlichen Blicke begrüßen, so hat der Herr Obrist meinen besten Dank, nimmer aber meinen Unwillen zu erwarten." — Und Amelie blickte recht freundlich. „Verdammte Geschichte!" murmelte der Obrist indeß dazwischen. Aber die vertrackten Burschen haben alle Schuld. Konntet Ihr denn die Augen nicht aufthun, Ihr blinden Maulwürfe, und zusehen, wen Ihr vor Euch hattet? He! Bomben und Küraß! Ein Edelmann ist doch von einem Galgenstrick zu unterscheiden auf den ersten Blick. Und den satanischen Lügenteufel werft mir bei Wasser und Kommißbrod in den Thurm, und schließt ihn krumm wie einen Trommelreif. Morgen kann der Gerichtshalter sein Heil mit ihm versuchen. Ihr aber, laßt Euch in zwei Stunden nicht vor mir sehen, oder ich möchte vor Grimm nach der Fuchtel greifen und — — — Einen alten gedienten Offizier in solche Verlegenheit und Scham zu bringen! Bomben und Küraß, es ist zum Teufelholen!" —

„Was können die braven Leute dafür?" fiel der Hauptmann ihm in die ungesalzene Apostrophe. „Wir Adamssöhne bringen das Standeszeichen nicht mit auf die Welt, und die Liebe zu dem armen Förster hatte sie entrüstet und verwirrt. Sie thaten ihre Pflicht, und jeder Gutsherr müßte sich freuen, so eifrige und rasche Diener zu haben. Da, Jagdgesellen, theilt den Inhalt dieser Börse unter Euch, und wer hinüber nach Otterßen marschirt und dem Kammerherrn von mir und meinem Hierseyn Nachricht bringt, bekommt ein Goldstück außer seinem Theil." —

Die Jäger sahen sich verblüfft unter einander an; der Obrist murmelte ihnen noch einige Scheltworte zu, und folgte dann der Baronin, die schon dem schönen

Ausländer ihren Arm gereicht, und ihn mit der lieben Vertraulichkeit in die herrschaftlichen Zimmer hinauf genöthigt hatte, mit der die Damen selbst die größte Beleidigung und die bitterste Kränkung in der Männerseele bis auf die kleinste Spur auszutilgen wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd in Persien.

Wir verweilten einige Wochen in Abuschehr, und unter anderen Belustigungen vertrieben wir uns die Zeit mit Jagd und Falkenbeize, während wir in dem langweiligen Seehafen uns aufhielten. Nach dem Urtheile der Nimrode in unserer Gesellschaft findet man beides nirgends in größerer Vollkommenheit; da aber die Art der Wildtödtung wesentlich von der in andern Ländern üblichen Weise abweicht, so will ich sie beschreiben, damit jeder Waldmann, der im Lesen erfahren ist, über ihre Vorzüge urtheilen möge.

Die Jäger begeben sich auf eine große Ebene oder vielmehr Einöde, unweit des Gestades. Sie haben Falken und Hunde bei sich. Die Falken trägt der Jäger wie gewöhnlich auf der Faust, die Hunde führt ein Reiter an einer Koppel, in der Regel derselbe, der den Falken trägt. Erblickt man die Antelope, so suchen die Jäger ihr so nahe als möglich zu kommen, sobald aber das Thier sie gewahr wird, läuft es schneller als der Wind, und augenblicklich wird es von den Reitern verfolgt, die ihre Hunde losgelassen haben. Wird eine einzige Antelope gejagt, so lassen die Jäger sogleich die Falken fliegen; verfolgen sie hingegen ein Rudel, so warten sie,

bis die Hunde ein einziges Thier hetzen. Die Falken, die nicht weit von der Erde streichen, haben die Antelope bald eingeholt, und stoßen nach einander auf den Kopf derselben, und zuweilen mit einer solchen Heftigkeit, daß sie stürzt. Auf alle Fälle aber betäuben sie das Thier so sehr, daß es seinen Lauf hemmt, und die Hunde es einholen können, und alsbald umringen Reiter, Hunde und Falken die arme Antelope, gegen welche ihre vereinten Bemühungen gerichtet sind. Nichts überraschte mich mehr, als die sonderbare Verbindung von Falken und Hunden, die stets Beistand von einander zu erwarten schienen. Dies war, wie man mir sagte, der Erfolg einer langen und geschickten Abrichtung.

Man hält die Antelope für das behendste Thier auf Erden, und die Schnelligkeit des ersten Laufes auf der beschriebenen Jagd ist erstaunlich. Selten lauft sie über anderthalb oder zwei Stunden, und oft nicht halb so weit. Ein jähriges Kalb ist eine leichte Beute. Die Geiß aber hält oft lange aus, und ein Bock wird selten gefangen. Die Araber werfen ihre Falken nicht gern auf Böcke, da diese schönen Vögel, wenn sie auf ihre Beute stoßen, sich oft an den scharfen Hörnern spießen. Die zu dieser Jagd gebrauchten Falken sind eine Gattung, die ich in keinem andern Lande gesehen habe. Man nennt sie Tscherkh. Sie sind nicht groß, aber durch Schönheit und Ebenmaß ausgezeichnet.

Eine andere Art, die Antelope niederzuhetzen, ist hier, aber noch mehr im innern Persien, üblich. Leute von höchstem Range führen ihre Windhunde an einer langen seidenen Koppel, die durch das Halsband geht und losgelassen werden kann, sobald es dem Jäger beliebt. Der wohl abgerichtete Hund geht neben dem Pferde und hält sich in gehöriger Entfernung, selbst in vollem Laufe und auf jedem Boden. Erblickt man ein

Rudel Antelopen, so wird Rath gepflogen, und die erfahrensten Jäger bestimmen den Punct, wohin die Hunde gehetzt werden sollen. Alsdann zerstreuen sich die Jäger, und während einige die Heerde nach der gewünschten Richtung treiben, nehmen diejenigen, welche die Hunde führen, die Stellung in dieser Linie, jeder etwa eine halbe Stunde von dem andern entfernt. Alsdann wird einer der schlechtesten Hunde gegen die Heerde losgelassen, und sobald er eine einzelne Antelope verfolgt, setzen sich alle Jäger in Bewegung. Es ist der Zweck der Reiter, welche Windhunde haben, den Lauf der Antelope zu hemmen und nach einander frische Hunde gegen das ermüdete Thier loszulassen. Selten wird es von dem zweiten Hunde getödtet, gewöhnlich erst von dem dritten oder vierten, und wenn die Antelope stark und der Boden günstig ist, gelingt es auch diesen oft nicht. Diese sehr unterhaltende Jagd machte dem verstorbenen Könige von Persien, Aga Mohammed Khan, viel Vergnügen, und der jetzt regierende Schah findet nicht weniger Geschmack daran.

Die Neuheit dieser Belustigungen zog mich an, und mit Vergnügen begleitete ich eine Gesellschaft zu einem Dorfe, ungefähr zehn Stunden von Abschehr, um eine besondere Art von Falkenbeize zu sehen, die den sandigen, fast ganz nackten Ebenen Persiens eigen ist, wo man den Hubara*), eine schöne Trappenart findet, die

*) Der Hubara ist gewöhnlich 7 bis 11 Pfund schwer. Auf dem Kopfe hat er einen Busch von schwarzen und weißen Federn. Der obere Theil des Kopfes und der Hals sind weiß, so wie der untere Theil des Leibes. Die Brust schieferfarbig, die Flügelfedern grünlichbraun mit schwarzen Flecken, der Schnabel sehr dunkelgrau. An jeder Seite des Halses ein dicker hüscher Büschel von schwarzen und weißen Federn.

dort blos unter einem kleinen Strauche, dem Dschituck, Schutz suchen kann. Unsere Gesellschaft bestand aus ungefähr zwanzig berittenen Jägern. Zu dieser Jagd sind zweierlei Falken nöthig. Der Tscherkh, derselbe, der auf die Antelope geworfen wird, stößt auf die Trappe, wenn sie auf dem Boden ist, folgt ihr aber nicht, während sie fliegt. Dazu gebraucht man den Bheiri, einen in Indien sehr bekannten Falken, den man wirft sobald der Hubara steigt.

(Der Beschluß folgt.)

Speculation.

In Holland herrscht bei öffentlichen Versteigerungen von Landgütern und Gebäuden der langjährige Gebrauch, daß der Verkäufer dem Käufer 5 pCt. von der Kaufsumme als Gratification, gleich nachdem dem Letzteren das verauctionirte Haus oder Gut zugeschlagen, zu zahlen genöthigt ist. Vor Kurzem ward nunmehr von einem reichen Güterbesitzer ein kleiner ihm zugehörender Bauernhof, der höchstens tausend Gulden werth seyn mochte, zum öffentlichen Verkauf gebracht, wobei der Eigenthümer, um den Ankauf zu erleichtern, die Bedingung zugestanden, daß die Kaufsumme nach und nach, in jährlichen Terminen von hundert Gulden, abgetragen werden solle. Der Bauernhof ward zu fünfhundert Gulden eingesetzt, und es fanden sich mehrere Kauflustige ein, so daß das Gebot nach und nach auf achthundert Gulden gestiegen war. Da erhob sich plötzlich ein Jude, der allen Anwesenden als ein sehr wohlhabender Mann bekannt war, und bot — man denke sich das Staunen der Versammlung — für das kleine unbedeutende Güt-

chen, ohne weiteres die ungeheure Summe — von hunderttausend Gulden. Der Auctionarius schwieg einen Augenblick voll Verwunderung, und wagte es nicht, das so eben gemachte hohe Gebot auszurufen. Da aber der Jude dasselbe sofort in einem bestimmten Tage wiederholte, und zugleicherzeit zwei seiner Glaubensgenossen, die ebenfalls als bemittelte Männer bekannt waren, zu Bürgen stellte, mußte ihm der Bauernhof zugeschlagen werden. Wie schlau und richtig aber seine Speculation gewesen, ergab sich bald. Der Verkäufer, der, weil die Sache ihm zu unbedeutend schien, bei der öffentlichen Versteigerung nicht zugegen gewesen war, sah sich dem oben erwähnten Gebrauche zufolge genöthigt, dem Käufer fünf pCt. von der Kaufsumme, also fünftausend Gulden baar zu zahlen, welche nur zu vier pCt. berechnet, dem Letzteren eine jährliche Rente von zweihundert Gulden trugen. Hievon muß er nun während seiner Lebenszeit, (denn die tausend Jahre, die zur Abtragung der Kaufsumme noch nothwendig sind, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht überleben) dem Verkäufer jährlich nur hundert Gulden abzahlen, und dieser schlau berechnete Handel trug ihm demnach nicht nur den Bauernhof, sondern noch obendrein einen Gewinn von hundert Gulden jährlich ein.

Kriegslist im Frieden.

Im Jahr 1787 lag Friedrich dem Großen daran, den öffentlichen Gesprächen in Berlin, die immer nur einen Krieg zum Gegenstand hatten, eine andere Richtung zu geben. Er ließ daher im Februar durch einen Vertrauten folgenden sonderbaren Artikel in beide Zeitun-

gen einrücken: „Aus Potsdam wird Folgendes gemeldet: „Am 27. Februar des Abends wurde der Himmel ganz dunkel; finstere durch ein Gewitter zusammen gezogene Wolken, wovon man wenig Exempel hat, bedeckten den ganzen Horizont. Es donnerte bei starken Blitzen, und bei den verdoppelten Schlägen fiel ein Hagel, dessen man sich bei Menschengedenken nicht zu erinnern gewußt. Von zwei Ochsen, die ein Bauer an einen Wagen gespannt, um nach der Stadt zu fahren, ward einer auf der Stelle erschlagen; viele gemeine Leute wurden in den Straßen verwundet, und ein Bauer zerbrach dadurch den Arm. Die Dächer wurden durch die Schwere des Hagels zerschmettert; alle Fenster in den Häusern, die gegen den Wind lagen, der dieses Ungewitter fort trieb, wurden eingeschlagen. Man hat in den Straßen große Klumpen von Hagel wie Kürbisse angetroffen, die nicht eher als zwei Stunden, nachdem das Ungewitter aufgehört, geschmolzen sind. Dieses besondere Phänomen hat einen sehr großen Eindruck gemacht. Die Naturforscher behaupten, daß die Luft nicht Gewalt genug habe, diese festen und zusammengefrornen Klumpen zu tragen, und daß die kleinen Hagelkörner in den durch die Heftigkeit des Windes zerrissenen Wolken sich wegen ihrer Menge im Herunterfallen vereinigt, und nicht eher diese außerordentliche Gestalt bekommen haben, als da sie nicht weit mehr vom Erdboden gewesen. Es mag nun dieses zugegangen seyn, wie es wolle, so ist doch gewiß, daß dergleichen Vorfall selten und beinahe ohne Exempel ist."

Kein Mensch in Potsdam wußte von einem Gewitter dieser Art, gleichwohl, da die Zeitungen keine Widerlegung aufnehmen durften, wurde der Sache Glauben beigemessen und die Nachricht, deren Quelle man nicht errieth, ging in alle europäischen Zeitungen über. Ja,

der gelehrte Professor Titius in Wittenberg gab im folgenden Jahre in seinem Buche: „Gemeinnützige Abhandlungen zu Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge. Erster Theil. Leipzig, 1768" ein ernsthaftes physikalisches Bedenken darüber, wo ihm nur der kürbißgroße Hagel etwas schwer zu erklären blieb.

Räthsel.

Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,
Selbst Könige entzweite meine Macht,
Zehntausend Krieger aus Europas Gauen,
Von Asiens Landen, schlugen manche Schlacht,
Und eher ward nicht ihres Kampfes Ziel,
Als bis erschlagen alle Heldensöhne
Und bis ein stolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unseel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngst mein alter Namen
Doch bin ich häßlich und verlassen nun,
Von allen die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruhn;
Nur einer kam, der Erste dem nicht graut
An meinem Heerd für immer still zu liegen,
Der lange mir ins blasse Antlitz schaut
Und bitter lacht, ob meinen düstern Zügen.

„Ach, darum also," sprach er, „läßt du feyern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reih'test zu den alten Freyern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockst du mich mit keinem Erdentand,
Denn Zeus zerschlug Dein Ilium in Scherben!
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen sterben."

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 5tes Stück.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Durch die seltsame Verwechselung und Voreiligkeit der Dienstboten nahm von dieser Stunde an das Leben der Schloßherrschaft eine ganz andere Richtung. Fräulein Jucunda that einen gewaltigen Schrei, als die Schwester am Arme des nicht gerade sauber gekleideten Fremden in der Zimmerthür sich zeigte; nachdem sie aber gleichfalls den wohlbekannten und galanten Hauptmann in ihm erkannte, der als ein Schmuck jeder Assemblée der Residenzstädter gegolten und mit besonderer Auszeichnung sich um die Gunst Ameliens bemüht hatte, so verwandelte sich auch ihre Furcht in unverhehlte Freude, und dem Herrn von Despen wurde der Hochgenuß, sich von zwei der lieblichsten Damen um die Wette bemitleidet, um die Wette mit allen Erquickungen zum Ersatz für die ausgestandenen Beschwerden bedient zu sehen. Er versicherte unzählige Male, daß er gern einen Monat hindurch solche kalte und grausige Thurmnächte ertragen möchte, folgte jeder solchen Nacht ein solcher seliger Morgen nach. Auch der alte Herr von Rolf, den sonst nicht

leicht etwas aus dem Gleise warf, und der seiner Bequemlichkeit selten ein Opfer brachte, war im Bewußtseyn einem Fremden Unrecht gethan zu haben, auffallend beweglich geworden; er ruhete nicht, bis er dem Herrn von Despen als Arzenei gegen den schädlichen Nachtfrost ein Fläschchen Tokayer eingenöthigt, bis der Gast versprochen, als Beweis, daß er nicht grolle, eine volle Woche auf dem Schlosse zu verweilen; er ruhete nicht, bis er den Fremden zum Verdrusse der Damen hinüber auf seinen Flügel, dessen Zimmer die bequemsten und wärmsten im Schlosse waren, transportirt hatte, wo er wie der zärtliche Vater um ihn sorgte, ihn in die Pelzstiefeln und den wattirten Schlafrock hüllte und zum Erholungsschlafe auf des weichste aller Ruhebetten im Lande persuadirte. Herr von Despen mußte sich die Sorgfalt gefallen lassen, obgleich sie ihm ein Opfer und eine Entbehrung schien, da der Obrist mit militärischen Schwüren versicherte: er würde sonst an seiner Verzeihung zweifeln! Nahm der junge, feurige Hauptmann in seinen Arrest doch schöne Traumbilder mit und die Hoffnung auf reichbekränzte Tage und Stunden voll Entzückung und Seligkeit.

Der Obrist, welcher weislich das Logis seines Gefangenen verschloß, hielt jetzt geheimen Rath mit den Nichten, und verschaffte sich Aufklärung über den Gast, den er nicht gekannt haben konnte, da die Garnison seines Regimentes an der äußersten Gränze des Landes lag, und er im letzten Halbjahre die Residenz nicht besucht hatte. Daß an das Packen der Koffer und die Abreise der Damen ferner nicht gedacht wurde, läßt sich denken, und als Mittags der Herr von Otterßen mit seinen Söhnen eintraf, und höflichst der Frau von Waiz die Rechte auf den lieben Gast abtrat, auch der preußische Dragoner mit dem Gepäcke seines Hauptmanns eingezogen war,

und dieser in seiner stattlichen Uniform im Salon erschien, da glich das Leben von gestern dem von heute wie Winternacht und Frühlingstag, und es würde der gehabten Schrecken, des armen Ermordeten und des ruchlosen Verbrechers schon bei dem Desert nicht mehr gedacht worden seyn, hätte Fräulein Jucunda, wenn Jemand aus der Gesellschaft sie über ihre Wortkargheit, ihre auf den gemahlten Porcellanteller gesenkten Blicke, und ihr tiefsinniges Wesen befragte, nicht die Erschütterung durch die gestrige Geschichte als Vorwand und Entschuldigung ihres Benehmens gebraucht. Die Baronin dagegen schien von Allen die Fröhlichste und Glücklichste. Sie bot Alles auf, was von Geist und geselliger Ausbildung ihr zu Gebot stand, um den bösen Eindruck des Vorgegangenen im Gemüthe ihres edlen Gastes zu vertilgen, und daß ihr Werk völlig gelang, litt keinen Zweifel. Hoch aufgeregt, mit glühenden Wangen und glänzenden Blicken saß der Hauptmann neben der junonischen, herrlichen Frau; ihr Witzwort lockte das Seine, ihre zuvorkommende Artigkeit wurde von seinen dankbaren Erwiederungen übertroffen, und der Obrist schmunzelte und wisperte heimlich mit dem Kammerherrn, und trank mehrere Male mysterieuse Incognito-Gesundheiten mit demselben, deren Deutung vergebens die übrige Gesellschaft verlangte, obgleich seine auf das Hauptpaar geschossenen Jubelblicke die Lösung seiner verhehlten Toasts nicht schwer machten. —

So von allen Bewohnern des Schlosses auf's Freundlichste behandelt, mußte der Fremde bald heimisch werden, und in wenigen Tagen war aus dem Umgange alles Fremdartige entwichen; der Galanterie und dem gesuchten Compliment machte Vertraulichkeit und herzliches Gespräch ein Ende, Verhältnisse wie zwischen Vater und Sohn, Bruder und Schwester schienen Alle zu verknü-

pfen, und selbst die ganze Dienerschaft, da sie bemerkte, daß der fremde, schöne Offizier Keinem entgelten ließ, was man an ihm gesündigt, widmete vom Stallbuben bis zum Leibjäger dem Gaste ihre besten Dienste. Schlichen vorher den Damen die Tage mit Schnecken-Langsamkeit, und fürchteten sie vorher die Abende, durch das Schauerliche der rauhen Gegend und die Stürme, welche die Fenster graulich klirren machten und oft die Wände des Schlosses erschütterten, doppelt unangenehm und schrecklich wurden, so flog dagegen seit des Hauptmanns Ankunft Tag und Abend; man scherzte, man erzählte, tauschte Lebensansichten und Erinnerungen aus, man kritisirte die Hauptstadt und ihre Bewohner, der Herr von Despen las vor, Amelie schlug mit der Virtuosität einer Cäcilia den Flügel, Jucunda sang lieblich wie eine Sonntag zur Laute, und dem Onkel zu Liebe wurde zuletzt auch der Karte gedacht, und die Miseres und gewagten Whists des gefälligen Bostons gaben Gelegenheit zu manchem deutungsreichen Scherzworte, und zu mancher allegorischen Phrase, die den kleinen, schelmischen Liebesgott zum Dollmetscher bedurfte.

So schön indeß die Verhältnisse unserer Gesellschaft sich anfangs gestaltet hatten, so wurde doch bald unter den lieblichen Schwestern eine Ungewißheit sichtbar, die mit jedem Tage mehr die friedliche Einigkeit und stille Eintracht dieses Zirkels zu befährden drohete. Der Hauptmann hatte natürlich anfangs alle Apostrophen seiner Hochachtung und Anbetung an die gebietende Frau des Schlosses gerichtet, und in Ameliens Liebe-bedürftigem Herzen die Hoffnungen, welche die Huldigungen des geistreichen und gebildeten jungen Kriegers schon in den bunten Kreisen der Residenzstädter erregt, neu angefacht und fast in Gewißheit verwandelt, er würde der Mann werden, der die Leere ihres Herzens auszufüllen vermöch-

te. Seitdem der schöne Held aber ein Mitglied der Familie geworden, schien seine Huldigung sich ziemlich gleichmäßig zwischen beiden Schwestern zu vertheilen. Freilich blieb Amelien der Vorzug, fast ausschließlich das Hauptgespräch mit ihm zu führen, nur von ihr wurde der Hauptton der Unterhaltung angegeben, nur mit ihr umständlich disputirt. Sie war Wittwe, Jucunda Jungfrau; der junge Mann wagte in freier Sprache mit ihr zu verhandeln, und selbst der ernste oder weniger zarte Gegenstand verschloß ihr gegenüber ihm nicht den beredten Mund; auch jene kleinen Liebkosungen und kühnern Zärtlichkeiten, die ein abgeschlossenes Leben erlaubt und zur Gewohnheit macht, den traulichen Druck der Hand, den Kuß auf den schön gewölbten Arm, das Spiel mit der flatternden Locke erlaubte der junge Mann sich vorzugsweise bei der Baronin, jedoch ertappte die kluge Weltfrau ihn oft bei seltsamen Blicken, die tiefsinnig auf der jungfräulichen Schwester ruhten, wenn diese abgesondert und schweigsam ihre feine Handstickerei am Fenster trieb, und sie bemerkte mit Verdruß, wie der Herr von Despen, wenn Jucunda Tiedgens Rosenlied: „An Alexis send' ich Dich!" zu Himmels wundersamer Begleitung sang, mit besondrer Aufregung horchte, und die Stelle vom Kusse mit halbaufgeschlossenem Munde ihm jedes Mal hohe Gluth auf die bärtigen Wangen jagte; sie bemerkte mit steigendem Mißmuth, wie der Hauptmann, wenn die zarte Sängerin mit ungewohntem Pathos Körners treuen Tod nach Giulianis imposanter Musik vortrug, das: „blieb er doch treu bis in den Tod!" mit glühender Augensprache und einer bedeutungsvollen Bewegung der rechten Hand nach dem Herzen begleitete, und was das Schlimmste war, meistens nur in solchen Momenten, wo er sich unbeachtet wähnte. —

Ameliens freies Gemüth, die Ungebundenheit, welche ihr die frühern Lebenslagen erlaubt hatten, duldete keine Ungewißheit, und in der nächsten Stunde, wo vor dem Schlafengehen kein fremdes Ohr den Zwiesprach der Schwestern belauschen konnte, ergriff sie die Gelegenheit, Jucundens Herz zu erforschen. Zart nach Frauenweise, doch im Tone des innigen Vertrauens, das unter solchen Schwestern durch nichts getilgt, oder nur verdüstert werden kann, lenkte sie bei dem Entkleiden das Gespräch auf den lieben Gast, erzählte offen jede kleine, doch bedeutsame Annäherung desselben, ergoß sich zu seinem Lobe in in feuervolle Ausrufungen, und warf die Aeußerung hin, daß sie ihn schon früher in dem jede Traulichkeit störenden Leben der Residenz der Auszeichnung würdig gehalten, daß sie aber jetzt, nachdem sie ihn und seinen Werth im engern Familienleben näher und klarer erkannt, ihn für den einzigen Mann hielte, dem sie nochmals ihre Freiheit zu opfern vermöchte, ohne vor künftiger Reue zu erzittern. Fräulein Jucunda hatte ohne Erwiederung den langen Wortschwall der geschwätzigen Schwester angehört; nur bemerkte die Baronin bei mancher Aeußerung, daß die Zarte von leichtem Frost erschüttert schien, und die Lösung des glatten Schnürbandes wollte den feinen Händen heute gar nicht gelingen, sondern der eben mühsam gelösete Knoten verschlang sich wie durch neckischen Gnomenzauber immer zu einem neuen unauflöslichern, und unwillig zerriß die kleine Dame zuletzt mit Gewalt das Band, obgleich sie ihren Fingern weh dabei that, und die gedrückten schnell im Schmerz zwischen die rosigen Lippen brachte. Amelie, schon vom schimmernd weißen Nachtkleide umgeben, schlich unbemerkt hinter sie und faßte die Ueberraschte und laut Aufkreischende hinterrücks in ihre Arme.

„Ist die kleine Zunge lahm geworden?“ fragte sie im Tone des Scherzes. „Hast Du keine Theilnahme für die Herzenssache Deiner Amorosa, nicht einmal ein liebes Spottwort über Ameliens Schwäche, die kaum einige Monate von der Wittwentracht befreiet, schon eines neuen Myrtenkranzes gedenkt? Schilt mich! Lache über über mich! muß ich doch sonst wähnen, mein Leichtsinn sey Dir verächtlich, oder dieser Adolph meiner so unwerth und Dir so gleichgültig, daß Du ihn nimmer als Schwager und Blutsfreund begrüßen könntest.“ —

Jucunda drehte sich rasch her zu ihr, ließ Schnur und Corsett fallen, und die Schwester mit Heftigkeit umhalsend, preßte sie ihr glühendes Gesicht so fest an den Hals der Quälerin, daß diese das fieberhafte Klopfen des jungfräulichen Herzens eben so deutlich fühlte, als das ihres eigenen.

„Die Sophie hat den Ofen schlecht besorgt!“ fuhr die Baronin fort. „Du frierest, armes Mädchen, oder Du fieberst gar, denn Wangen und Busen glühen zum Anbrennen. Schnell das wärmende Jäckchen um, dann unter das Federbett, und die Sophie soll Thee und Wärmflasche besorgen.“ —

Jucunda hob ihre Augen zu der Baronin empor, flüsterte halb zürnend, halb bittend: „Amelie! Lieblose Amelie!“ und ließ ohne Scheu zwei Thränen sehen, die sich einzeln und langsam unter den schönen Wimpern hervorstahlen und die Wangen hinabrannen, als wollten sie die Gluth löschen, durch die sie geboren waren.

„Also hatte ich recht und sah recht?“ fragte die Freifrau, indem sie die Schwester plötzlich losließ, und mit raschen Schritten von ihr weg und einige Male hin und zurück durch das Zimmer ging. „So hat der Zauberer auch Dein Herz gefangen, und macht als ein zweiter Rinaldini unersättlich überall Unglückliche? So

wäre er wohl gar hassenswerth, verachtungwerth, eine häßliche männliche Kokette, ein eitler Narciß, der in jedem Weiberauge den Spiegel seiner Narrheit sucht? O sprich offen, wie ich war, drängte er in der Residenz schon sich auch zu Dir? Hat er sich Dir erklärt? War ich das Ziel Eures Spottes? Du mußt bekennen. Ich will Alles wissen; diese Stunde soll entscheiden und mein Herz ist kein so armseliges und schwächliches Ding, daß es nicht siegen könnte über ein flüchtiges Gefühl und eine Sinnenblendung." —

Die edle Frau hatte sich selbst im Reden fast zum Zorn hinausgesprochen; ihre letzten Worte trugen wirklich ungewöhnliche Härte in sich, und hastig drehte sie sich mit einer beinahe feindseligen Miene und Bewegung der Schwester zu. Aber Ein Blick auf die holdselige Gespielin entwaffnete sie und machte sie in Schreck und Scham erröthen. Jucunda stand da ein Bild der Unschuld und Kindlichkeit; ein weißes Shawltuch hatte sie schnell ergriffen und sich wie in Furcht hineingewickelt; die lichtbraunen, früher gelöseten langen Locken waren von der Scheitel auf Nacken und Schulter herab gefallen; mit über der Brust gekreuzten nackten Armen stand sie da wie die Statue einer jugendlichen Vestalin, ihr Mund sagte nichts, aber Gesicht und Blicke, die sie fest auf die Schwester gerichtet hielt, und welche Verwunderung, tiefes Weh und bange Trauer zu künden schienen, sprachen verständlicher als laute Worte.

Amelie flog zu ihr, empfing sie wieder und drückte einen festen Kuß auf den kleinen Mund. „O was that ich?" rief sie im Selbstvorwurfe. „Aber Du mußt mir vergeben. Liebe und Ungewißheit machten mich verwirrt und uneinig mit mir selbst, und Böseres kann Niemandem begegnen. O so sprich doch! Seyd Ihr einig? Ist Adolph der Deine? Bei dem Himmel und unserer Schwe-

stertreue, ich werde mich Eures Glückes freuen und mich bescheiden.“ —

„Ich sprach den Hauptmann nie allein, nie ohne Deine Gegenwart;“ flüsterte Jucunda, und verschämt setzte sie hinzu: „daß er ein Mann ist, den man gern sieht, und der ohne Mühe darum und ohne Bittwort sich das fremde Herz zu gewinnen weiß, hast Du ziemlich deutlich so eben selbst ausgesprochen.“ —

„Du liebst ihn also, und ich liebe ihn;“ entgegnete die Baronin gefaßt. „Daran ist nichts wunderbar, begegneten sich doch unsere Neigungen fast überall, ist doch unser Geschmack derselbe gewesen von früh auf, und sind wir doch wie aus Einem Stoffe, und vielleicht durch Eine getheilte Seele belebt. Aber weder der junge Herr, noch selbst das Schicksal soll den Willen haben, Uneinigkeit und Mißtrauen zwischen uns zu werfen; kein hesperischer Apfel soll uns entzweien, noch weniger ein schmachtender Paris, und wenn er tausendmal schöner wäre als der trojanische Weiberentführer. Wir wollen einen Bund gegen ihn machen, wie er vielleicht einzig ist bis jetzt in der Historie des Weibergeschlechts, und wie ihn der eitle Herr Adolph nimmer erwartet. Laß uns ruhig unsern Gang fortgehn wie bisher, aber behutsam wachen über uns. Jeden Abend geben wir uns hier Rechenschaft, freimüthig und ehrlich wie vor dem eigenen Gewissen. Liebt er eine von uns wahrhaft und fest, bewährt er die treue Neigung durch sichere Probe, so soll die Andere als treue Freundin sich mühen, das Glück der Schwester zu fördern und zu befestigen. Will der verwegene Kriegsheld aber nach Art seiner Kameraden nur tändeln, und zum Dank für die freundliche Aufnahme zerrissene und verspottete Herzen nachlassen als verrätherischer Flüchtling, so soll er sein Spiel verrathen finden und Bete setzen. Schlag ein, Gefährtin

in Leid und Freude, in Gram und Lust, in Liebes-Wonne und Liebes-Noth, Eine für die Andere, und Keine für sich allein! Schlag ein zum Bunde auf Kampf und Tod!" —

„Es wird nicht leicht seyn, das Alles zu halten!" seufzte Fräulein Jucunda. „Und was Dein Mund so keck verspricht, könnte bitterern Kampf kosten als der seyn möchte, zu welchem der vermeinte Gegner uns fordert. Und Amelie," setzte sie gefühlvoll hinzu, „ich meine, der Hauptmann verdiene den Argwohn nicht, mit dem Du ihn befleckest; er scheint mir ehrlicher als sein Geschlecht gewöhnlich, und hat er für Eine von uns ein Herz, so wird er's offen sagen wie ein deutscher Mann, ohne der Zweiten weh zu thun." —

„Er war in Paris, als Sieger in Paris, und könnte gelernt habe vom Ausländer und Dein Vertrauen verspotten! Indeß wir sind gerüstet, und schlagen Hand in Hand auf Leben und Tod wie seine Lützowsche Jagd." —

Beide Schwestern legten ihre Hände zusammen, und jede preßte mit der Rechten die Linke der Andern an die glühende Brust; dann schlüpften Beide unter die Decken, und als Amelie den silbernen Dämpfer über das Nachtlicht fallen ließ, gaben sich Beide lieben Träumen hin, und entschliefen von schönen Bildern eingelullt bald zu einem festern Schlafe, als seit der Anwesenheit des gefährlichen Gastes unter dem grünen, seidenen Baldachin ihrer heiligen und unentweiheten Lagerstätten sie beglückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd in Persien.

(Beschluß.)

Während wir in einer langen Reihe ritten, wurden die Falken zuweilen von ihren Hauben befreit und emporgehoben, damit sie die Ebene überschauen sollten. Der erste Hubara, den wir fanden, gab uns Gelegenheit, über das scharfe Gesicht eines Falken zu erstaunen. Er flatterte, um frei zu werden, und als der Jäger, der ihn auf der Faust trug, ihn geworfen hatte, schrie er ihm nach und sprengte vorwärts. Wir folgten seinem Beispiele. Anfänglich sahen wir unsern Falken über die Ebene streichen, bemerkten aber bald eine halbe Stunde entfernt, den schön gefleckten Hubara, der mit aufgerichtetem Kopfe und ausgebreiteten Flügeln vorwärts lief, seinem Feinde zu begegnen. Der Tscherkh stieß mehrmal ohne Erfolg auf ihn; der Hubara vereitelte den Angriff, indem er mit dem Schnabel oder den Flügeln auswich oder abwehrte; als er aber Gelegenheit fand, sich zu erheben, ward augenblicklich ein Bheiri geworfen, und die ganze Jagdgesellschaft war wieder in vollem Rennen. Wir waren über eine halbe Stunde weit vorwärts gesprengt, als der Hubara sich niederließ, worauf ein anderer Tscherkh ihn tödtete, der ihn auf der Erde angriff. Dieser Vogel wog 10 Pfund. Wir tödteten noch mehrere andere, waren jedoch nicht immer glücklich, und während der zwei Tage, wo wir uns mit dieser schönen Jagd belustigten, wurden unsere Falken zwei Mal gänzlich geschlagen.

Die Gegend, wo wir jagten, war blos von Arabern bewohnt. Wie ihre Brüder in andern Gegenden, leben sie beinahe ausschließend von Kameelmilch und Datteln. Sie scheinen blos an die Erhaltung des Thie-

res und die Fortpflanzung des Baumes zu denken, die ihnen fast alles geben, was sie für üppigen Genuß halten, aber diesem lebhaften Menschenschlage nicht blos Nahrung, sondern auch beinahe alle bildlichen Ausdrücke liefern, woran ihre Sprache so überreich ist. Wir sahen davon ein belustigendes Beispiel. Unter denjenigen, die den Gesandten auf der Jagd begleiteten, war ein junger Offizier, der 6 Fuß 7 Zoll maß, und hatte sich mit andern niedergelegt, um während der Morgen und Abend-Jagd eine Stunde auszuruhen. Ein alter Araber, der ihn wecken sollte, sagte lächelnd zu dem Diener: „Bitte doch Deinen Dattelbaum, aufzustehen." Wir lachten herzlich über unsern Freund, der sich anfänglich nicht damit aussöhnen konnte, seine gebieterische Gestalt mit dem Stolze der Wüste verglichen zu sehen.

Machten die waidmännischen Belustigungen der Perser und Araben uns Vergnügen, so war unsere Art zu jagen für sie nicht weniger unterhaltend. Der Gesandte hatte einige Koppeln englischer Fuchshunde mitgebracht, die zu einem Geschenke für den Throneben, Abbas Mirza, bestimmt waren. Mit diesen wenigen Hunden machten wir einige herrliche Jagden. Eines Morgens tödteten wir einen lange gehetzten Fuchs, und während die Uebrigen sich über unser Jagdglück freuten, dem armen Reinhard die Ruthe abschnitten, die Hunde lobten, einer Mauer, über welche ihre Pferde gesetzt hatten, zwei Fuß zugaben, über die gefallenen Jägern lachten, und von mancher, mit genauer Noth besiegten Gefahr sprachen, hörte ich gern einem arabischen Bauer zu, der einigen Landsleuten mit lebhaften Gebehrden erzählte, was er von der herrlichen Jagd gesehen hatte. „Da ging der Fuchs — sprach er, mit einem krummen Stocke auf einige Dattelbäume zeigend: da lief er sehr schnell. Ich rief und rief, aber niemand hörte mich, und

ich dachte, er müßte davon kommen. Schon war er ganz aus dem Gesichte, da kam ein großer gefleckter Hund und wieder und wieder einer. Alle hatten die Nase auf der Erde und bellten Wau, Wau, Wau — so laut, daß mir bange wurde. Fort gingen die Teufel, und bald fanden sie das arme Thier wieder. Die Farindschi*) sprengten hinter ihnen her, schrieen und juchten noch lautern Lärm zu machen als die Hunde. Kein Wunder, daß sie den Fuchs tödteten; aber eine schöne Jagd ist's, das muß wahr seyn. Unser Schaikh hat solche Hunde nicht." Alle Anwesenden stimmten dieser Bemerkung bei, und der Besitz einer Hundezucht, die ihr Schaikh noch nicht hatte, trug nicht wenig bei, der Gesandtschaft in den Augen jener Landleute eine höhere Würde zu geben.

Der Kuß.

Der Professor M . . . auf der Universität . . . . hatte eine Nichte bei sich, welche eine unbeschreibliche Angst vor Studenten hatte. Sie war eines Tages im Winter, wo nach einem Frost Thauwetter eingefallen war, ausgegangen und konnte nicht über einen breiten Rinnstein kommen. Ein Student, dieß sehend, hob sie hinüber und gab ihr, indem er sie niedersetzte, einen Kuß.

Das junge Mädchen war außer sich darüber und beschwerte sich bitterlich bei ihrem Oheim über ein solches unziemliches Benehmen.

---

*) Farindschi, verderbt von Frank, ist der Name, den man den Europäern überall in Asien gibt.

Der Professor M . . . war gerade Prorector. Es hielt nicht schwer, zu erfahren, wie der Student hieß, und er wurde nun zu ihr beschieden.

Der Student kam. M . . . fragte ihn in Gegenwart seiner Nichte: ob deren Beschwerde wider ihn ihren Grund habe?

„Ich kann es nicht läugnen, — erwiederte der Angeklagte — aber ich ich leistete der Demoiselle einen kleinen Dienst, da sie so in Verlegenheit war, und ich glaubte, Euer Magnificenz, daß ich mir wohl eine kleine Belohnung dafür nehmen könnte.“

Mein Herr! — sagte der Prorector mit ernster Amtsmiene — Belohnung nimmt man sich nicht, man wartet sie ruhig ab. Sie besitzen daher den Kuß von meiner Nichte mit Unrecht, geben Sie ihr daher solchen auf der Stelle zurück und erwarten Sie dann die Belohnung für Ihre Gefälligkeit!

Die Tulpen.

Ein Bericht des französischen Gesandten in der Türkei, Grafen von Andressel, vom 15. April 1726, handelt von der Tulpenliebhaberei des Groß-Sultans. „Seit einigen Jahren,“ heißt es darin, „hat der Großherr, der Groß-Vessir und der Kiaja-Bei eine solche Vorliebe für Tulpen gewonnen, daß sie die holländische weit übersteigt. In den Gärten des Groß-Vessirs allein zählt man 50,000 Zwiebeln; dem Kiaja-Bei kosten die seinigen über 750,000 Franks. Wenn sie in voller Blüthe stehen, und der Vessir ihre Pracht dem Sultan zeigen will, werden vor allen Dingen die ausgegangenen durch andre ersetzt, von allen Seiten mit schweren Kosten herbei geschafft und

mit den Töpfen in die leeren Erdräume eingesenkt. Zwischen je vier und vier Tulpen brennt ein Wachslicht, von der Höhe der Tulpen. Von beiden Seiten der Lustgänge sind Käfigte mit Singvögeln angebracht. Alle Hecken sind mit Blumen aller Art besetzt, und von einer unendlichen Menge farbiger Lampen beleuchtet. Hinter den Blumenhecken stehen, in Kisten, ausgegrabene, ebenfalls beleuchtete hohe Waldstämme. Diese Beleuchtung dauert so lange, als die Tulpen blühen, während die ganze Nacht hindurch Musik von allen Instrumenten und Gattungen ertönt; Alles auf Kosten des Groß-Vessirs, der die ganze Zeit über den Großherrn und sein Gefolge bewirthet."

Schmugglerlohn.

Freunde! — sagte ein französischer Kaufmann zu einer Abtheilung Husaren vom vierten Regiment, die, aus Spanien kommend, im Begriff waren, über die Brücke von Yrun nach Frankreich zu gehen — Ihr könnt mir einen großen Gefallen thun.

Wie so? fragten einige Unteroffiziere.

Ganz gewiß, und nichts ist leichter. Euch Herren durchsucht man nicht. Ich habe dreihundert Flaschen verbotenen Jamaica-Rum. Die vertheile ich unter Euch, Ihr verbergt sie in Euern Mantelsäcken, und wenn Ihr nach St. Jean de Luz kommt, gebt Ihr sie mir wieder zurück, nach Abzug von zwanzig Flaschen, die ich Euch aus Erkenntlichkeit herzlich gern überlassen will.

Der Vorschlag war nicht zu verwerfen. Er wurde angenommen, mit der Versicherung, der commandirende Offizier solle nichts davon erfahren.

Die Flaschen wurden vertheilt; glücklich kam die Abtheilung damit über die Brücke, zumal da der Anführer derselben versicherte, seine Leute wären erst am Morgen auf's strengste durfucht worden und sie führten nichts Verbotenes bei sich.

So gelangten die Husaren nach St. Jean de Luz. Der Kaufmann traf dort fast zu gleicher Zeit mit ihnen ein und machte ihnen seine Wohnung bekannt, damit dort Jeder seine Flasche mit Rum abliefern möchte. Auf dem Marsche hatten die Husaren aber erwogen, daß eine Flasche Rum ihnen nützlicher sein würde, als dem Kaufmann, und es kam nur darauf an, wie sie sich solche auf eine gute Art zueignen könnten. Auch dazu fanden sie Rath. Es wurde ein Brief ohne Namensunterschrift an den Commandanten gesandt, in welchem man diesen benachrichtigte: es schweife die Bande des Empesinado am linken Ufer der Bidosoa umher, und habe den Plan gemacht, diese Abtheilung zu überfallen.

Kaum erhielt der commandirende Offizier diesen Brief, so ließ er, aus Vorsicht, sogleich zum Aufsitzen blasen; jeder Husar lief nach seinen Waffen und zu seinem Pferde, jeder spielte den Erschrockenen, kehrte dem Kaufmanne, der von einem Stalle zum andern lief, den Rücken zu und stand ihm nicht Rede. Nach einer Viertelstunde verließ die Abtheilung den Ort in vollem Trabe zur großen Bestürzung des Schmugglers.

Er hat von den dreihundert Flaschen mit Rum nicht einen Tropfen, selbst nicht eine leere Flasche gesehen.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 6tes Stück.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Nach mehreren schönen Tagen, wo unbekümmert um Frost und Wintersturm die Freude sich im Schlößchen ihr warmes Nest gebauet, kam nun auch ein trüber Morgen, an dem durch das Begräbniß des Försters Waldner dem leichten Sinn der jungen Leute ein Memento gestellt wurde, das wenigstens auf einige Stunden ein schwarzes Flortuch über den Blüthenkranz ihres Lebens breitete, und ihren Blick von den irdischen Lüsten und Vergnügungen hinweg auf das unausweichbare Ziel, auf den kalten Grabhügel und weiter in die graue, unabsehbare Wüste der Ewigkeit lenkte, vor der selbst der Denker und gefaßte Stoiker mit einem grausigen Wahnsinns-Gefühle dasteht. —

Die Damen legten mit nassen Augen einen Kranz von künstlichen Blumen, die bei manchem glänzenden Hoffeste die schönen Lockenköpfe geschmückt hatten, auf das schwarze, letzte Haus des ehrlichen Dieners, und Alles, was zum Schlosse gehörte, selbst der alte Obrist, voran vom Hauptmann geführt, folgte der Bahre zum Gottes-Acker des nahen Kirchdorfes, dem in seinem Berufe so

brav als schändlich Gefallenen die sogenannte letzte Ehre zu erweisen, die man in den meisten Fällen die letzte Liebe nennen dürfte, da diese gar oft mit begraben wird, und der Obrist ließ von sechs Jägern eine dreifache Salve über dem offnen Grabe feuern, um dem Ruhenden gleich einem gebliebenen Kriegskameraden seine militärische Achtung zu bezeugen. „Waidwerk und Kriegesleben sind brüderlich verwandt," sagte er wie entschuldigend zu seinem Begleiter, „beide fordern Männer, bilden Männer, bewähren den Mann, und wer Keines von ihnen geübt oder wenigstens als Knabe sich sehnend hinein geträumt, der gehört zur Großmutter hinter den Ofen oder an die Kunkel und das Weiberrad." —

Als man heimgekehrt vom ernsten Gange, waren die Damen unsichtbar, verschlossen auf ihren Zimmern; der Obrist fühlte nach dem sauern Marsche das Bedürfniß der Ruhe, das ganze Schloß schien ausgestorben, und Herr von Despen von Langeweile und Unruhe wechselnd gepeinigt, griff zu seiner Jagmütze, gürtete sich mit dem Waidmesser, warf die Büchse über die Schultern und verließ das Schloß.

Ein dicker Nebel hatte die Frühstunden trüb und unfreundlich gemacht; jetzt hing er als Rauhfrost in glänzenden weißen Zacken und Nadeln an allen Baumästen; die Sonne strahlte vom blauen Himmel herab, und ihr Wiederschein auf der Schneedecke des Bodens blendete stechend das Auge, dagegen beleuchtete sie höchst malerisch den Wald, welcher voll und dicht wie durch Elfenzauber mit seltsamen weißem Laube geschmückt schien. Der Hauptmann stieg langsam die Höhe hinunter, dann stand er sinnend still und sein Auge hing an dem Schlosse, das in der herrlichen Winterlandschaft still und öde und abgeschlossen wie ein Feesitz und Zauberschloß des Märchens vor ihm lag. Nicht die schönen Bewohnerin-

nen jenes Hauses hatten in diesen Tagen allein einen schweren Kampf mit sich selbst bestanden; auch in des Hauptmanns Seele und Gemüth stritten Gedanken und Empfindungen, und das Böseste war, daß sie ihm wie verlarvte schwarze Ritter erschienen, denen er nicht unter das Visir sehen durfte, und die gleich sarazenischen Streitern mit Sichelschwertern und Dolchwürfen ihn anfielen, mit unbekannten und ungewohnten Waffen, gegen die er keine Vertheidigung auszufinden wußte. Schon in den geräuschvollen Zirkeln der Residenz hatte er sich durch das liebenswürdige Schwesterpaar wundersam angezogen gefühlt, und der glänzenden, durch Figur, Talente, Grazie, Geist und Witz schimmernden Baronin seine respectvolle Huldigung, ja Anbetung gewidmet. Seit er im Schlosse Waizhausen weilen durfte, war der kalte Respect in seiner Huldigung theilweise vertraulicherer Anneigung gewichen; Begünstigungen waren ihm geworden, die Hoffnung lachte ihm zu; aber Gunst und Zukunftsbild befriedigten ihn nicht, besänftigten seine Wallungen nicht, sondern je deutlicher sie aus der Verhüllung auftauchten, desto stärker fühlte er seine Seele beunruhiget, und unerklärlich beängstiget. In der Residenz hatte er sich gleich dem Edelhirsch von einem hohen, jedoch weiten Flatternetze umstellt gefühlt; zu Waizhausen war das enge Schlagnetz für die hochsteigende Lerche und schnellfüßige Wachtel auf ihn gefallen, es drückte, beängstigte den vergebens Flatternden, und war irre, welche der beiden Jägerinnen eigentlich den geschickten Finkerzug gethan und sein Gefängniß erschaffen. Hatte Amelie sein Auge geblendet, seinen Geist gewonnen, so fühlte er sein Gemüth nicht weniger bewegt durch Jucundens zarten Sinn, ihr reges Gefühl, ihr verständiges häusliches Treiben und Wirken. Beide konnten einen Mann seiner Art beglücken; beide besaßen Alles, was

der Weltmann draußen gern bewundert und an der Geliebten bewundern läßt; Beide besaßen aber auch Alles, was die Eremitenklause zum Paradiese, das Haus des die Welt fliehenden Familienvaters zum Tempel des schönsten Glückes zu weihen vermag, und wenn Amelie vielleicht für das Erstere ein Uebergewicht, Jucunda im Letztern die reichere zu seyn schien, die Wagschale für Beide ergab gerade deshalb dem Hauptmann ein Gleichgewicht. Er wurde irr an sich selbst; schlimmer als Tantalus sah er die Goldäpfel über sich hangen, denn er durfte, er konnte sie erhaschen; aber er wußte nicht, welcher für ihn der Zauberapfel der Seligkeit seyn möchte. Seine Beklommenheit zu steigern mußte er in den letzten Tagen bemerken, daß beide Schwestern ihr Benehmen gegen ihn geändert hatten, daß die Leichtigkeit ihres Umganges zu einer gewissen Befangenheit erstarrt war, die ihn oft verlegen machte und seine vorige Freiheit gleichfalls beschränkte, und da nun die morgendliche Leichenfeier auch in ihm, wie in jedem guten Menschen, eine ernstere Stimmung weckte und den Blick von außen nach innen richtete, so hielt er jetzt mit der Vergangenheit eine Musterung, entwarf von ihr aus den Plan seiner wahrscheinlichen Zukunft, nahm das alte philosophische Thema: Erkenne dich selbst! zu seiner Gedankenpredigt, und da er einsah, daß er trotz dieser Hausmittel auf keine Weise zum Entschluß und zur Wahl gelangen konnte, so zerriß er im raschen, aufwallenden Ungestüm den gordischen Knoten, und beschloß, lieber zu fliehen, als Eines der schönen Herzen zu verletzen oder sich selbst einer spätern Reue Preis zu geben. —

Der Entschluß, wie er einmal fest stand, gab ihm die alte Festigkeit, die ehemalige Besonnenheit zurück, und scheinbar zufrieden mit sich selbst wie mit der Welt, setzte er mit raschem Schritt seinen Weg über die Schnee-

decke fort, und wandte sich dem Holze zu, als ihn der Anblick des Försterhauses mit den beschneieten Hirschgeweihen am Girbel plötzlich stutzen machte, und seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Da drinnen weinte eine Verlassene, trauerten Waisen, welche ihren Verlust noch nicht einmal zu erkennen vermochten, und von diesem Bilde bewegt faßte er in seine Taschen, und als er die wohlgefühlte Börse nicht vermißte, trat er entschlossen in das Haus, wo ihm der rauhe Pluto entgegen fuhr, doch schnell, als erkennte sein Instinct den Freund, seinen lauten Anschlag in freundliches Murren und seine Angriffsstellung in schmiegsames Wedeln verwandelte. Der Hauptmann trat in das Zimmer, wo die Försterin im schwarzen Trauerkleide saß, den Säugling im Schooße trug, und mit der rechten Hand ihren Knaben umfaßt hielt, welcher verwundert und die blasse Mutter anschauend an ihrem Knie stand. Ein Andachtsbuch lag vor der Frau auf dem Tische aufgeschlagen, und die weißen Blätter hatten große, feuchte Flecken von heißen Thränentropfen. Der Hauptmann ging erschüttert zu der Gruppe, und legte seine Hand auf das blonde Haupt des Kleinen.

„Ihr weinet und betet, fromme Frau!" sprach er sanft. „Wohl Euch! Gott gab Euch die beste Tröstung in Eurem Unglücke." — Die Försterin sah mit großen Augen zu ihm auf.

„Irre ich," sagte sie scheu, „oder sind Sie der fremde Offizier vom Schlosse, der für den Mörder meines Waldner gehalten wurde?" —

„Ich bin's!" antwortete der Hauptmann. „Aber reißt Eure Gedanken fort von dem unglückseligen Ereigniß. Vertrauet auf Gott, und erhaltet Euch Euren Kleinen." —

„Das will, das muß ich!" antwortete die Frau mit Ergebung. „Aber," setzte sie wärmer hinzu, „war es nicht Ihre, nicht diese Hand, die meinem Waldner zu Hülfe eilte, die von seinem warmen Blute bedeckt wurde, die ihm vielleicht die Augen zudrückte? Ach! Ich war nicht bei ihm, ich konnte seinen letzten Seufzer nicht einsaugen. O erlauben Sie mir diese heilige Hand." Und mit der Verzückung einer Wahnwitzigen riß sie seiner Hand zu sich und drückte schmerzlich-heiße Küsse darauf und näßte sie mit Thränen. Der Hauptmann fühlte sich mehr ergriffen als für seinen eigenen, kaum beruhigten Seelenzustand gut war. „Eure Kinder!" stotterte er betroffen. „Zwingt Euch, nehmet den Schmerz gefangen. Ich hätte so gern den armen Waldner gerettet, aber ich kam zu spät und Gott wollte es so. Doch wendet Euch zu mir, wenn es fehlt; den kleinen Blondkopf schickt mir, wenn er Eurer Pflege missen kann." — Rasch sich losmachend küßte er des Knabens Stirn, legte seine Börse auf den Tisch, und verließ das kleine Gemach, wo gefaltete Hände sich hinter ihm zum Himmel erhoben. Er war erhitzt als er in die Thür trat, aber höhere Gluth stieg auf seine Wangen, als er nicht weit vom Hause eine weibliche Gestalt erblickte, die ebenfalls die Hütte der Trauer zu ihrem Ziel erwählt zu haben schien. Er konnte nicht irren, es war Fräulein Jucunda, obgleich es ihm räthselhaft däuchte, wie die Zarte sich im Frost und ohne Begleitung in diese gefährliche Wildniß wagen mochte. In ihren grauen Mantel gehüllt, Nacken und Hals vom Zobelkragen geschützt, das mit Pelz verbrämte Mützchen auf dem Haare, das weiße Tüchlein vor dem feinen Gesichte, wandelte das Fräulein mit leichtem Eilschritt den glatten Pfad herab, und ihr kleiner Fuß ließ kaum einen Eindruck auf der gefrorenen Schneedecke zurück. Der Hauptmann barg sich

schnell hinter einem Vorsprunge des Feuerheerdes, und bemerkte hier ungesehen, wie das Fräulein in die Hausthür trat, mit dem Tuche den Rauhfrost von dem Pelzkragen schlug, und dann sich wie eine Bekannte in das Zimmer zu der Försterin begab. Vorsichtig verließ er sein Versteck und näherte sich der Stubenthür, in welcher ein schmales Fensterchen ihm den Hineinblick erlaubte. Wie klopfte sein Herz als er die Liebliche neben der Wittfrau sitzen sah gleich dem tröstenden Engel des Lichts, der herabstieg den Jammer mit dem Kelche der himmlischen Liebe zu erquicken. Er konnte das ganze Gespräch nicht vernehmen, aber er verstand der einzelnen Redesätze genug, um die milde Weise zu erkennen, die aus dem Herzen der Freundlichen in das Herz der Leidenden strömte und den herben, tödtenden Schmerz in Wehmuth und Ergebung auflösete. Jucunda predigte nicht von Schicksalsfügung, von unerforschlichem Eingreifen der Vorsehung, verlangte nicht Fassung und Stärke von der Gebeugten; nein! sie schilderte laut die Vorzüge dds Verlorenen, lobte seine Tugenden, die sein Angedenken bei Jedermann erhalten würden, sie mahlte die Größe des Verlustes lebendig aus, und als die Thränen der Wittwe strömten, da weinte sie mit, da nahm sie den Säugling selbst auf den Schooß, herzte das Kind und gelobte der Mutter Freundschaft, Rath und Hülfe. Herr von Despen stand beschämt und schamroth da, indem er dessen gedachte, was er an derselben Stelle gesagt und gethan. Und wie erschrak er, als Jucunda jetzt seine Börse erblickte, nahm und den Inhalt prüfte. Er verging in den unangenehmsten Gefühlen, denn er bemerkte an den Gestikulationen der redseligen Frau, daß sie von ihm erzählte, und das Fräulein konnte ja seine Börse leicht wieder erkennen, da er das Goldnetz oft in ihrer Gegenwart gebraucht hatte. Und sie hatte

es erkannt; er sah ihr Gesicht mit hoher Röthe beflogen, sah wie sie zuerst über das Kind gebeugt, die Börse leicht an ihre Lippen drückte, wie sie später die Goldstücke auf den Tisch schüttete, das Netz aber in ihrem Busen verbarg. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, er zitterte, er glühete wechselnd, und kaum hatte er in seiner Verwirrung Zeit seinen Schlupfwinkel zu gewinnen, als das Fräulein von Rolf heraustrat und die Försterei verließ. Tief Athem schöpfend machte er sich nach einer Weile bereit der Dame von ferne zu folgen: er trat aus der Pforte, jedoch auf dem freien Wege zum Schlosse war nirgend die Gesuchte zu finden, ein Oberon schien sie entführt zu haben; da wandte er sein Auge in Besorgniß rund um in der Gegend, und erblickte gerade noch den Zipfel ihres fliegenden Mantels mitten im Holzwege, der tiefer in das Gebirg hinein führte. Was wollte sie dort, was suchte sie da? Entschlossen folgte er ihrer Spur im dünnen Schnee, und des Försters riesiger Hatzhund Pluto schritt wedelnd ihm nach. —

Der unebene, beschwerliche Weg führte weithin in eine Waldecke hinauf, dann wieder herab auf nicht minder gefährlichem, blankem Fußpfade zu einem elenden Dörfchen, das in einem Kessel der Felsengruppen lag, und an der ersten schmutzigen Strohhütte desselben endete der saure Marsch des Fräuleins. Sie stand sich erholend einige Augenblicke, sah umher, wie es schien nicht ohne Aengstlichkeit, und schlüpfte dann durch das niedere Pförtchen in die Hütte der Armuth. Der Hauptmann nahm einen kleinen Umweg und gelangte bald ebenfalls von Neugierde getrieben zu dem Gehöft, stieg durch eine zerbrochenen Zaun und näherte sich einer Hinterthür, deren oberer Theil halb geöffnet war, um dem Rauche des Heerdes einen Ausweg zu bahnen, und ihm so den Einblick auf den schwarzen, nur halb erhellten

Vorplatz erlaubte. Auf dem Heerde knisterte ein Feuer von dürrem Reisig unter dem dunkeln Hangkessel, daneben kauerte auf einem Schemel eine hagere Weibsgestalt, Macbeths Hexenmutter nicht unähnlich, und ein halbes Dutzend Kinder mit borstighängenden Haaren und schmutzigen Gesichtern wälzten sich und kraulten auf dem Lehmboden, gierige Blicke auf den Kessel gerichtet, und einem Haufen jener widrigen Erdgnomen gleichend, die im Gebirge den Wanderer höhnen, verlocken und in Gefahr bringen. Mutter und Kinder waren höchst ärmlich gekleidet, und ihre Blöße wurde kaum durch die Lumpen bedeckt. Fräulein Jucunda stand vor der Gruppe; der Feuerschein erleuchtete deutlich ihre angenehmen Gesichtszüge, auf welchen Staunen über den Anblick, innere Erschütterung und Mitleid nicht zu verkennen waren. Die Frau starrte mit thierischen Glasaugen neugierig zu dem Fräulein auf, erhob sich dann träge vom Schemmel und trat ihr näher. Ihre lange, doch gebückte, ausgemergelte Gestalt wurde jetzt erst recht sichtbar; die weißen Zähne, welche sie beim Sprechen zeigte, gaben dem vergelbten Angesichte mit starken Backenknochen und von schweißigem, langem Rabenhaar umhangen etwas Entsetzliches, und der rothe Wallrock, das schwarze an dem Halse festgeknotete Tuch, das die Brust nicht ganz bedeckte, machten das Bild so grausig grell, daß der Hauptmann die Büchse von der Schulter nahm und sich gefaßt hielt, sofort einzutreten, wenn seiner Dame die feindliche Gestalt noch einen Schritt näher zu treten wagen sollte. Aber er hörte, und verhielt sich still.

(Fortsetzung folgt.)

Die persischen Heirathen.

Sobald ein junger Perser mannbar geworden und Neigung zum Ehestand zu erkennen giebt, versehen ihn die Eltern mit einer Gattin oder einer Beischläferin. Die Perser stiften dreierlei Verbindungen; entweder dingen sie die Frauen auf einige Zeit, oder sie kaufen sie als Kebsweiber, oder sie heirathen sie auf immer. Ein hübsches Mädchen verdingt sich in der Hauptstadt für 4 — 500 Franken des Jahrs, Kleidung, Wohnung und Kost ungerechnet. Die wirklichen Ehen sind mit Feierlichkeiten verbunden, und geschehen per procuram mit Beiziehung einer Gerichtsperson als Stellvertreter. Die Braut ist in einem Zimmer, dessen Thür mit einem Vorhang verdeckt ist. Der Procurator streckt die Hand nach dem Vorhang aus, und spricht die Worte: „Ich N. N., Dein Procurator, vermähle Dich mit dem hier gegenwärtigen Manne!“ Der zweite Procurator (des Bräutigams) antwortet: „Und ich N. N., Procurator des Bräutigams, nehme in dessen Namen die mit mir von gegenwärtigem Procurator Vermählte zur Ehefrau an!“ die Zeugen unterschreiben, und die Behörde bestätigt den Contrakt. — Am Hochzeittage führen die verheiratheten Frauen, die dem Feste beiwohnen, die Braut an den bestimmten Ort, wo sie die Nacht zubringen soll, nehmen ihr die Schleier ab, entkleiden sie und bringen sie zu Bett; der Bräutigam schleicht sich nach ihrer Entfernung ein. Es brennt kein Licht in der Brautkammer; das Paar bringt die Nacht zusammen zu, ohne sich zu kennen, ohne sich zu sehen. Am folgenden Morgen erfolgt die nähere Bekanntschaft, und die erfüllte oder getäuschte Hoffnung. — In Persien giebt es, in allen Städten, eine Menge käuflicher Dirnen, welche in den

Caravanseraien, in den Bazars, und sogar in den Höfen der Moscheen und Lehrhäuser ihr Gewerbe treiben; sie dringen nicht selten in die Zellen der Mollahs (Mönche). In der Hauptstadt zählt man über 11,000 derselben, über deren Namen und Wohnung ein Register geführt wird.

Prozession des Sultans vor seiner Abreise aus Konstantinopel.

Aus einem Briefe.

„... Ich muß Ihnen auch einen Begriff von dem Zuge des Großherrn zur Moschee des Sultans Achmet geben. Es ist unstreitig von allen türkischen Feierlichkeiten diejenige, bei welcher sich die orientalische Prunkliebe und Majestät am meisten zeigt. Man feiert dadurch gewöhnlich die Ankunft der Wallfahrer vom Grabe des Propheten.

„Es ist Mitternacht, und Ihr Ohr wird von dem Donner der Kanonen betroffen, die man in allen Theilen der Hauptstadt aufgestellt hat. Die Minarete aller Moscheen verwandeln sich plötzlich in Feuersäulen, und Konstantinopel bietet den imposantesten Anblick dar.

„Um 3 Uhr Morgens schiffte ich mich mit B. ein. Wir durchschnitten eilig den Kanal. Die Prozession begann mit Tagesanbruch. Alle Straßen, welche sie durchziehen sollten, waren mit den auf europäische Weise dressirten Truppen auf der einen Seite besetzt, und auf der andern mit undisziplinirten Asiaten, die ich hier zum ersten Male sah.

„Der Zug begann. Die zahlreichen Palastoffiziere jedes Ranges öffneten den Marsch. Die Baschis und Bostandgis waren unzählbar. Alle waren sehr reich gekleidet und ritten auf prächtigen Pferden, deren Sattel und Zaumzeug ganz mit Gold überdeckt war.

„Nach diesen kamen die Minister und alle Mitglieder des Divans, der Kiava-Bey, der Tefterdar, Reis-Efendi u. s. w. Ihre schönen arabischen Pferde wurden von zahlreichen Arabern geführt. Sie schritten sehr ernsthaft und langsam einher. Gleich hinter ihnen erblickten wir den Großvezier in wirklich königlicher Pracht. Er war von einer so großen Menge Sklaven umringt, daß man kaum sein Pferd erblicken konnte. Statt des Turbans trug er eine lang zugespitzte Mütze in Zuckerhutform. Sein langer schwarzer Bart vermehrte noch das strenge Ansehen seines Gesichts.

„Unsere Augen hingen noch an dieser für uns so neuen Pracht, und die türkische Musik begann einen langsamen, feierlichen Marsch, der vollkommen zu einem Leichenzuge zu passen schien, als wir plötzlich auf einem stolzen arabischen Buzephal „den Schatten Gottes, den Bruder der Sonne und des Mondes, den Vertheiler aller Kronen der Erde, Mahmud den Großen, den Padischah, den König der Könige u. s. w erblickten.

„Ich glaube nie einen schönern Mann gesehen zu haben. Mit Recht könnte man von ihm sagen: Every inch a king (jeden Zoll ein König). Er ist 45 Jahre alt, und etwas über mittelgroß. Aber man kann sich nichts Interessanteres denken, als seinen Anblick.

„Er trug an seinem Turban eine kleine, mit feinen Steinen besetzte, durch eine Diamantnadel festgehaltene Reiherfeder. Auf jeder Seite seines grünen*) Pelzes befand sich eine

*) Grün ist die Farbe des Propheten.

breite, aus prächtigen Edelsteinen bestehende Stickerei. Es war unmöglich, ihr Feuer zu ertragen, wenn sie in der Sonne erglühete.

„Der Kapidschi Baschi, oder erster Kammerherr, führte sein Pferd das von zwei- oder dreihundert afrikanischen Sklaven umringt war, deren schwarze Gesichter im grellsten Kontraste mit ihren schneeweißen Turbanen standen. Unter ihnen schritten die Pagen des Sultans, mit ihren großen Helmen und breiten Reiherbüschen, einher. Es schien ihnen viel daran gelegen zu seyn, die kaiserliche Gegenwart so viel als möglich den Blicken des großen Haufens zu entziehen. Wir befanden uns hinter den Jalousien eines Kaffeehauses und konnten Alles sehen.

„Mit solcher Pracht zog der Sultan an uns vorüber. Nach ihm folgten mehrere Hundert schwarze Verschnittene, und viele trefflich berittene Araber, von denen jeder zehn oder zwölf mit kostbaren Teppichen bedeckte Pferde führte.

„Die Prozession blieb ungefähr eine halbe Stunde in der Moschee, und zog sodann in derselben Ordnung wieder an uns vorüber. Ein Kronbeamter trug den königlichen Turban, vor dem das Volk sich bis in den Staub beugte."

Der Brand von Moskau und Rückzug der Franzosen.

Aus Fains Manuscript rc.

Das Motiv, welches Napoleon bestimmte, von Smolensk nach Moskau die Armee zu führen, gründete sich auf die Voraussetzung, daß der Feind, um die Haupt-

stadt nicht Preiß zu geben, eine Schlacht wagen würde, in welcher man ihn vernichten und siegreich in Moskau einziehen könnte.

Im Besitz dieser mit Hülfsmitteln aller Art angefüllten Stadt, mußte, so combinirte man, der Kaiser Alexander Frieden suchen, um sie wieder zu erhalten; und im Fall er keinen Frieden wünschte, man in vierzigtausend Sklaven, die freigelassen werden sollten, und in den Söhnen dieser Freigelassenen selbst Quellen finden dürfte, die neue Projekte heranführen würden. Zuerst verhielt sich Alles nach den Berechnungen Napoleons. Der Kreml verbarg in seinem Zeughaus vierzigtausend englische, östereichische und russische Gewehre, ohngefähr 100 Stück Geschützes, eine unendliche Menge Lanzen, Säbel, Panzer und Trophäen von Persern und Türken als Beute hier angehäuft. 400,000 Pf. Pulver und über eine Million Pfund Salpeter fand sich ausserhalb der Barrieren. Die Subsistenzmittel, welche die Armee durch die Mittelklasse der Einwohner, welche Moskau nicht verlassen hatten, zu erwarten berechtigt war, gingen ins Unberechenbare. Der Adel war zwar entflohen, aber seine Palläste, 500 an der Zahl, waren offen für uns; sie waren möblirt und sogar war Dienerschaft zurückgelassen, uns zu empfangen.

Die reichsten zeigten sogar in Briefen, die sie dagelassen hatten, an, daß sie nächstens zurückkehren würden, und empfahlen ihr Eigenthum in den Schutz dessen Generals etc., der es etwa in Besitz nehmen dürfte.

Napoleon erwartete nun, daß die Russen Unterhandlungen anknüpfen würden. Er sagte: Wir haben nun gesicherte Winter-Quartiere. Wir werden der Welt das beispiellose Schauspiel einer Masse Krieger darbieten, die mitten in einem weitläufigen feindlichen Reiche, und gedrängt von einer zahlreichen Armee, gemächlich den Win-

ter übersteht. Die französische Armee in Moskau wird das im Eise eingefrorne Schiff seyn. . . Und wenn die schöne Jahrszeit wiederkommt, werden wir den Krieg unverzüglich beginnen. Indeß wird mich Alexander nicht bis dahin kommen lassen. . . Wir werden uns verständigen, und er wird den Frieden unterzeichnen.

Napoleon fühlte sich so sicher, weil er in dem Glauben stand, Alles berechnet, Alles vorgesehen zu haben: mörderische Schlachten, langen Aufenthalt, enorme Kälte, Unfälle mancherlei Art. Der Besitz von Moskau schien ihm alle Bürgschaft gegen alle schlimmern Zufälle, die eine Armee in Feidesland zu bestehen haben kann, zu gewähren. Kaum indeß eingezogen in dem Kreml, verbreitete sich die Nachricht einer furchtbaren Feuersbrunst, die in der Stadt ausbreche. Was Niemand berechnen konnte; woran auch Napoleon nicht im entferntesten dachte; das Ungeheure geschah! Die Russen zerstörten ihre Hauptstadt selbst; jetzt war freilich die Basis untergraben, worauf Napoleon alle seine Combinationen gebaut. —

Schon in dem ersten Momente unserer Ankunft entstanden mehrere Feuersbrünste; sie wurden betrachtet als von den französischen Soldaten aus Fahrlässigkeit veranlaßt, und mit dem Eifer, der der französischen Nation eigen ist, durch die Garde, mehrere andere Regimenter, unter Leitung des Herzogs von Treviso, gelöscht. Am 16. September aber wurde der Brand, durch die Heftigkeit des Windes, allgemein.

Der Theil der Stadt, welcher von Holz aufgeführt ist, enthielt gerade viele Magazine an Brantwein, Oel, und sonstige feuermehrende Materiale. Die Soldaten strengten alle Kräften an; allein, die Spritzen waren weggebracht und der Wind trug schwarze Rauchwolken, unter denen das Feuer verborgen loderte, von Haus zu

Haus, und verbreitete einen unausstehlichen Geruch von Pech und Schwefel. — Aus den östlichen Stadtvierteln schien die erste Entstehung des Feuers zu kommen und über die Stadt hinzuwogen, doch bemerkte man deutlich, daß sich späterhin von unzähligen andern Plätzen her, ein wahres Feuermeer über alle Stadtviertel ergoß. Nunmehr kannte die Wuth des Feuers keine Grenzen mehr; nach allen Richtungen hin wirbelten die Flammen; schonungslos ergriffen sie die Hütten wie die Palläste, und ein Haufen Ziegelsteine war nur noch der Merkstein, daß einer der letztern hier in sich versunken war.

Napoleon stand gedankenvoll an dem Fenster des Kremls, und überschaute die schreckliche Katastrophe; die Soldaten waren wie betäubt, und wußten nicht, wo aus noch ein. Es war klar, der Brand konnte durch Unvorsichtigkeit nicht so ungeheuer umgreifend ausgebrochen seyn, und in dieser Voraussetzung wurde das düstre Schweigen, das im Kreml herschte, nur durch die Worte unterbrochen; Also auf solche Weise führen sie Krieg! Petersburgs Civilisation hat uns irregeleitet! Sie sind immer noch die altn Scythen.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Nützlich ist es mit B und gefährlich; aber mit H mußt
Ewig du streben darnach; öfters mit B und mit K.
Brauchst du voraus es, mit S ist's Mittel für jegliche Wunde
Welche dem Herzen und Glück schlug die befeindende Welt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 7tes Stück.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

„Wie es geht?" fragte die Frau, wahrscheinlich als Entgegnung auf des Fräuleins Anrede. „Wer fragt danach? Wen kann's kümmern? Freilich schlecht genug, denn die letzten Erdäpfel schmoren im Topfe, und das letzte Brod ist aufgeschnitten. Mag's seyn!" setzte sie mit furchtbaren Grimassen hinzu. „Wer sie erschaffen hat, kann für die Würmer sorgen. Wäre der Waldteich nicht hart und voll Eis, ich würfe sie Eins hinter dem Andern hinein, und mich zuletzt." —

„Rothhahnen, denkt sie denn nicht an Gott?" fiel Jucunda mit Entsetzen ein, und wich etwas zurück.

„Wer im Vollen sitzet, hat Zeit dazu;" anwortete die Frau mürrisch, „wir kommen vor Hunger und Sorge nicht daran. Unser Eines ist elend Pack in der Welt, um das der Herrgott sich wenig kümmern mag; denn thäte er's, und hätte der Pastor recht, so wär's ihm ja ein Leichtes, entweder der Noth ein Ende zu machen oder mit dem Dachbalken uns Allen das Genick zu brechen. Eines so gut wie das Andere." —

„Frau," antwortete das Fräulein, sich zusammen nehmend, Sie ist doch confirmirt, doch getrauet, ist zu Gottes Tische gegangen, hat die Kleinen da zur Taufe getragen; denkt Sie denn nicht mehr, wie Ihr damals zu Muthe war und hat Sie Alles vergessen, was der Pastor damals sagte, was Sie gelobte, was Sie fühlte, und wodurch Sie erstarkt wurde und Muth gewann für das sauere Leben?" —

Die Frau hing den Kopf und starrte den Lehmboden an. „Ja," sagte sie leiser, „vordem war Manches anders; da freute man sich manches Mal, wenn die Jungen recht lärmten, oder wenn man zum Pfingstbiere ging. Damals waren wir junges, tolles Volk, und glaubten an Narrenpossen und nahmen die Arbeit leicht. Aber der Krieg fraß uns und die Nachbarn aus. Die Männer wurden hart und lernten von den Soldaten. Da wurde das Bischen Verdienst verzehrt und vertrunken, und fand man zu Hause nicht mehr, so mußte die Frau es büßen, und was sonst von uns erbeten wurde, sollte der Prügel erzwingen. Wer's nicht selbst erlebt hat, kennt solche Jammerwirthschaft nicht, und steht das Paradies da oben offen, so gehen solche Frauen wie wir gewiß voran hinein, denn wir haben die Hölle lang genug gekannt hier unten, und die Männer dürfen uns schon einmal ablösen." —

„Aber konntet Ihr denn nicht rathen und bitten?" fragte Jucunda. „Ein gutes Wort findet guten Platz, und eine gute, brave Frau von ihren Kindern umgeben, vermag viel über ihren Mann. Gab es denn nicht Arbeit bei dem Holzfällen und Flößen für Euch? Konntet Ihr Euch nicht an den Schloßverwalter wenden, die Noth klagen und Dienst suchen?"

„Kristel Rothhahn und im Tagelohn gehen und bei der Livrée betteln?" lachte die Frau laut auf, daß es

bis zum Hahnbalken schallte. „Kennt Ihr den Hochmuthsnarren nicht? Dick that er darauf, daß er einmal Leibjäger bei einem Ungarherrn gewesen; verwünschte die Thorheit, hier in meiner Eltern Hof gefreit zu haben; stolzirte mit seinem Gewehre herum; lag Tags bei der Flasche und der verdammten Karte und dem Würfelbrette, und Nachts — nun das Frölen weiß ja, warum der Narr im Thurm sitzt. Wäre er klug gewesen, wie die Andern, so wäre er leiser angetreten, hätte seine Sau und sein Häschen hübsch im Stillen über die Gränze gebracht. Aber da hatte er immrr das große Maul offen, prahlte mit seinem Schuß, höhnte die Jäger überall, und that als wäre er Herr im Revire und jene die Diebe. Nun er hat's weg, und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Vor dem Karrenschieben und dem Spinnhause hat sich der Pinsel immer gefürchtet, jetzt sitzt er krumm geschlossen, fühlt wie's uns that, wenn er in der Schenke flott lebte und wir kaum die Wassersuppe daheim hatten, und wenn sie ihn einen Kopf kürzer machen, so ist's recht; warum hat er nicht vorbedacht, was er that und das fünfte Gebot vergessen." —

„Aber Frau," entgegnete das Fräulein schaudernd, „wie kann Sie solche Reden führen? Ist der Mann doch der Vater Ihrer Kinder und Ihr Hausherr. Wer auf Gott vertraut, den verläßt der Allgütige nicht. Ich bin die Schwester der Schloßfrau; man hat sich nach Ihr erkundigt, und erfahren, daß Sie ehedem ein sittiges und fleißiges Mädchen gewesen. Komm Sie auf's Schloß; wir wollen mit dem Gerichtshalter überlegen, was für Sie geschehen kann; und fordern die Gesetze die äußerste Buße, so muß Sie fort von hier, die Kleinen dürfen nichts erfahren von der Unthat und dem Schicksal des Vaters, daß nicht Scham und Beispiel

sie verderbe, daß sie gute Menschen werden, und durch rechtliches und redliches Leben die Unthaten des Vaters versöhnen und vergessen machen. Wir sind nicht so hart, als Ihr glaubt; wir halten auf das Recht, aber wir vergeben christlich unsern Feinden." —

Mit Wärme und herzlicher Ergießung also sprechend, zog das Fräulein ihr Arbeitskörbchen unter dem Mantel hervor, legte sechs harte Gulden auf den Rand des Heerdes, und theilte Semmel und Kuchen unter die Kinder aus, die sich vom Boden aufraffend hastig zugriffen, und die Wohlthäterin umdrängend mit neidischen Blicken jedes leckere Schnittchen verfolgten, das sie einem Andern zusteckte. Die Frau stand einige Sekunden wie versteinert; dann thaueten die harten widerwärtigen Gesichtszüge auf, ihre Freude und Wehmuth zugleich, sie warf sich auf die Knie, und küßte den Mantelsaum Jucundens mit Heftigkeit. „Stehe Sie auf!" rief die Umdrängte mit Aengstlichkeit. „Vertraue Sie auf Gott, suche Sie bei dem Prediger Trost, erziehe Sie Ihre Kinder zu guten Menschen, dann wird und soll die Hülfe nicht ausbleiben." —

Der Hauptmann wollte hervorspringen; es drängte ihn, sich dem Engel gleichfalls zu Füßen zu werfen, und ebenfalls von ihm Glück für sich zu erflehen, da machte ihn ein Lärm an der Hausthür stutzig und er ließ das Pförtchen, welches ihn barg, uneröffnet. Zwei Männer traten in das Haus, und standen eine Minute lang im Eingange wie verwundert über die unerwartete Scene am Feuerheerde. Beide waren gemeinen Schlages und roher Natur, das zeigte Geberde und Kleidung; der Eine, lang und dürr, aber vom groben Knochenbau hatte ein verschmitztes Fuchsgesicht unter der Pelzmütze; der Andere, jünger und nicht so steif und hölzern als sein Kamerad, war gut gewachsen, bewegte sich leichter und

anständiger, aber alle Laster hatten ihre Marken auf sein bleiches und hohläugiges Angesicht gedrückt, und der mächtige kohlschwarze Bart an den Wangen und unter dem Kinne gab seinen Zügen den Character der Verwegenheit, die nichts fürchtet und überall bedroht. Beide trugen derbe Knittel in den Fäusten.

„Was flennet Sie und winselt am Boden, Base?" fragte der Erstere mit derben Schritten näher tretend. „Bettelt Sie etwa für des Kristels Leben? Denn die Madam ist vom Schlosse, ich kenne sie wohl. Schäme Sie sich, der Kristel hat nichts verbrochen, es kann ihm nichts bewiesen werden; und Ihr Flennen und Jammern könnten die Gewaltsherrn als Zeugniß und Eingeständniß nehmen, und Sie selbst brächte so den Mann an den Strick." —

„Vetter Schmutzleder," fiel die Frau heftig ein, indem sie vom Boden aufsprang, „bekümmere er sich um Seine Sachen. Das Fräulein ist wie ein Engel vom Himmel gekommen, und hat mich und die Würmer versorgt. Er hätte uns ruhig verhungern lassen; denn Er hat ja selbst nichts und trägt Alles wie der Kristel in die Gurgel." —

Der lange machte den dünnen Hals noch länger als er das blanke Geld auf dem Heerde sah. „Sieh Eins! Blanke Münze!" stieß er mit Gier heraus. „Judas-Silber ist es. Da schicken sie die Spione vom Schlosse, und wollen das elende Weib bestechen, daß es den Mann verräth, und falsch Zeugniß führt und noch Andere in den Thurm schwatzt, wie sie es gern hätten. Her mit dem Bettel!" —

Er haschte mit der großen Hand nach dem Gelde, aber die Frau war flinker als er, und strich die Gulden schnell zusammen, und verbarg sie in ihrer großen Gürteltasche. „Sprech Er, was Er will! das ist mein und

den Kindern, und daran hat Er nicht einer Tabakspriße Werth zu theilen." —

„Was schnackt Sie!" rief der Mann wüthend. „Wer hat hier je was zu theilen gehabt? Was wäre denn in Ihrer Bettelhütte je zu theilen gewesen? Nehme Sie Ihr Wort in Acht, oder, Base, mein Stecken möchte Ihr das Reden verwehren." —

„Ich will sprechen und so lang und grob er ist, soll sein Großmaul mir's nicht wehren;" entgegnete die Frau und faßte ein langes Messer vom Heerde. „Ich will los von Euch, und nichts mehr mit Euch zu schaffen haben. Seyd Ihr doch Schuld mit Euren schönen Gleisnerworten an allem Unglücke. Ihr habt den Kristel verführt, und nun er in der Patsche steckt, laßt Ihr ihn sitzen, und zieht den Fuchskopf sauber aus der Falle." —

Der Lange und sein Gefährte hatten indeß gar seltsame Blicke gewechselt. „Was meint Ihr, Herr Fritz?" fragte der Schmutzleder nun, seine blinzelnden Augen listig auf das Fräulein richtend.

„Ich verstehe Dich, Kamerad;" antwortete der Andere mit feinerm Dialecte. „Kriegslist gilt überall im Felde, und wir sind im Kriegsstande. Meine Gnädige," setzte er dann mit geziertem Anstande hinzu, indem er sich an Jucunden wandte, „Sie haben Sich auf ein feindliches Terrain gewagt, und nicht klug daran gethan. Unser bravster Kamerad und Verwandter wird im Schlosse fest gehalten ohne Fug und Recht, und mit Wasser und Brod tractirt, weil er nicht bekennen will, was er er nicht gethan hat. Man kennt schon die Manier, wie die Herrn vom Gericht in so einen Halbverhungerten, Verwirrten und Geängstigten alle Verbrechen hinein inquiriren, die sie heraus haben wollen. Wer kann es uns verdenken, daß wir die Geißel in unserm Lager behalten, die uns in die Arme lief?"

„Wie meinet Er das?“ fragte das Fräulein bestürzt, und zog sich hinter die bewaffnete Frau zurück. „Ich verstehe Ihn nicht, und kenne Ihn eben so wenig.“ —

„Rasche Bekanntschaft wird oft liebe Bekanntschaft;“ versetzte der junge Mensch mit einem Teufelslächeln. „Wir behalten die Dame für den Vetter im Thurm, und liefern sie nicht eher aus, bis er die Freiheit und den Paß über die Gränze erhalten hat.“ —

„Seyd Ihr wahnwitzig?“ stammelte das Fräulein. „Was that ich Euch?“ Was habe ich mit den Gerichten zu schaffen, die Jenen richten werden nach dem Gesetz? Wollet Ihr Euch ebenfalls in das Verderben bringen, und die Schloßjäger, die mich bald suchen würden, Euch auf den Hals ziehen?“

„Sie kennt den S . . . . ger Wald nicht;“ spöttelte der Lange; „da giebts Klüfte und Felslöcher, die noch keine Jägernase ausgewittert hat. Da kann sie lange verschollen sitzen, wie's uns beliebt, ehe man ihre Fährte wittert; und käm's zum Aergsten, macht man sie kalt; ihr Fähnchen, und was sie um und an hat, und das Körbchen, worin wohl noch mehrere Brüderchen der blanken Gulden sich bergen mögen, ist schon einer Sünde und eines Messerstichs werth.“ —

Jucunda schrie laut auf. „Wagt's nicht! Gott sieht's!“ stieß sie heraus, und die Frau zuckte mit dem Messer nach dem jungen, der mit spöttischer Freundlichkeit sich herandrängte, und nach des Fräuleins Arme griff. „Das Körbel muß wenigstens visitirt werden!“ rief der Lange, und schlug mit dem Knittel die Base auf den Arm, daß ihr das Messer entfiel. Da hielt sich der Herr von Despen nicht länger, stieß die Pforte auf, und trat mit gespannter Büchse ein, indeß der Pluto vor-

sprang, und mit gefletschten Zähnen sich wie zum Ansprunge vor die Bösewichter setzte.

„Adolph! Adolph," rief Fräulein Jucunda mit Freude und Angst, und sank von der Frau unterstützt auf den Schemel. „Hinaus, Ihr Schurken, augenblicks hinaus, donnerte der Hauptmann, oder, so wahr ein Gott ist, meine Kugel fährt dem Nächsten durch's Gehirn, daß er nie mehr die Sonne leuchten sieht." —

Der Lange zog sich sogleich zur Pforte zurück — mit weiten Rückschritten, doch eben so langsam von dem Jadhunde verfolgt, der des gewohnten Jagdrufs horchte, um den gerechten Anfall zu thun. Der Jüngere aber hielt den Knittel vor zur Parade des Schusses wie ein Rappier, und sagte höflich: „Nichts vor ungut, mein Herr! Scherz ist erlaubt, und war auch der Scherz für das Dämchen ein Bischen derb, so leuchtet's doch klar ein, daß wir nichts so tolles wagen konnten, sondern nur ein Bischen Angst machen wollten." —

„Man kennt Euch;" zürnte der Hauptmann zurück; „des Försters Blut beweiset, was Ihr zu wagen im Stande seyd. Hinaus, sage ich nochmals, oder mein Blei sparet Euch den Weg." —

„Nur nicht so gar grimmig," antwortete der Feindliche kaltblütig; bedenke der Herr, daß nicht jede Büchse losbrennt und nicht jeder Schuß trifft. Wir sind zu zwei, und wollten wir Ernst machen, und wären wir, wofür uns der Herr nimmt, so möchte von ihm nicht gar viel wieder zum Hause hinausspazieren." — Er hob dabei dräuend die Keule auf und winkte dem Langen, und da der Hauptmann mit steigendem Grimme anschlug, so stürzte das Fräulein plötzlich zwischen die Streiter in die Mitte und schrie: „Um Gott! Adolph! Kein Blut um mich!" —

In diesem kritischen Augenblicke hörte man fern draußen ein Jägerhorn, und die wilden Gäste erschracken sichtlich. Der lange war sogleich draußen, der Junge machte einen komischen Reverenz und setzte ebenfalls über die Schwelle, wobei der Biß des jetzt laut anschlagenden Plutos ihn streifte, dessen Verfolgung beide Flüchtlinge nur mühsam durch ihre Knittel hinderten, bis ihn ein Jagdpfiff, der außerhalb der Hütte klang, weglockte. Der Hauptmann hatte sein Gewehr hingeworfen, und hielt das erschöpfte Fräulein in seinen Armen, jetzt ihr Vorwürfe über ihre Unbesonnenheit machend, jetzt den Himmel preisend, der ihn zu ihrem Retter ersehen und heute sichtlich dazu aufgerufen. Jucunda sagte nichts, aber ihre Augen ruhten in seinen Blicken, und sie schien sich an seiner Brust sehr wohl zu befinden, denn sie machte keine Bewegung, sich aus seiner Umschlingung loszuwinden. Die Frau mahnte jedoch voll Angst an den Rückmarsch. „Sie kennen das Volk nicht; warnte sie; ich werde genug auszustehen haben an Schimpfreden und harten Püffen, wenn der Schmutzleder wiederkehrt. Doch wir sind's gewohnt; aber der Vetter könnte seine Genossenschaft aufbieten und Ihnen im Hohlwege den Paß verrennen, oder der freche Fritz aus Wölfen könnte gar die Flinte holen, und vom Berge herab dem Herrn heiß auf den Pelz brennen. Darum hinaus, und der Herrgott bringe Sie glücklich heim." —

„Und in all das Unheil hat mein Unbedacht uns gestürzt," jammerte Jucunda, „und ich könnte Schuld werden an Ihrem Verderben! O warum ging ich selbst? Warum schickte ich die Sophie nicht?" —

„Dann wäre mir ja das schöne Bild der Samariterin entzogen worden!" antwortete der Hauptmann. „Aber brechen wir auf! Fürchten wir auch die Elenden nicht als tapfere Kriegsleute, so ist das Geleit einer so

muthvollen Amazone ein zu glänzender Auftrag des großen Weltengenerals, als daß wir irgend eine Vorsicht versäumen dürften." —

Er bot dem Fräulein den Arm; die Frau küßte nochmals den Mantel der Dame, und drängte die Kinder heran mit schmutzigen Händen ihr Kußfinger nachzuwerfen, da kläffte Waldners Hund, und erschien wedelnd in der Hausthür, das Wadhorn klang ganz nahe, der alte Gebhard zeigte sich mit zwei wohlbewaffneten Grünröcken, und Jucundens Angst lösete sich in frohe Sicherheit auf, da sie von den Jägern mit einem lauten Hurrah begrüßt wurde.

Amelie hatte die Schwester vermißt, hatte sie bei dem Onkel suchen lassen; da sie aber dort und nirgend im Schlosse sich fand, und der Dragoner des Hauptmanns, welcher die Pferde ausgeritten, sie im Schneefelde draußen gesehen haben wollte, so wurde die Besorgniß der Baronin so groß, daß sie alle männlichen Diener aussandte, das Schwesterchen heimzuholen, und der Obrist spöttelte dieses Mal nicht nach seiner gewohnten Weise über die Weiberfurcht, sondern theilte sie zur Hälfte, weil man ihm so eben einen mächtigen Drohbrief eingeliefert, an alle Schloßbewohner, Herrn und Diener addressirt, der während des Begräbnisses mit beispielloser Dreistigkeit an den Hauptthorweg angenagelt worden, und der in ruchlosen Worten das Leben aller Schloßbewohner bedräuete, wenn man nicht dem Inquisiten Kristel Rothhahn Gelegenheit zum Entwischen verschaffen würde. —

Die Baronin flog den Ankommenden schon im Vorzimmer entgegen; als sie aber den Begleiter der Schwester erkannte, stockte ihr flüchtiger Fuß, eine hohe Wal-

lung zeigte sich auf ihrem Gesichte, und ein Anflug von Bitterkeit entstellte ihre schönen Züge.

„Mit dem Herrn Hauptmann?" fragte sie gezogen. „O da hätten wir die Angst sparen können, und ein so tapfrer Ritter machte das ausgesandte Geleit unnütz." —

Jucunda warf sich in die Arme der Schwester und entgegnete: „Dank Deiner Liebe, Du Getreueste! Ohne Deine Vorsorge wäre ich und mein Beschützer dennoch vielleicht verloren gewesen." —

Also Gefahr? Du und Er in Gefahr?" rief Amelie erschreckt, und Herzensgüte und Schwesterliebe nahmen wieder den gewohnten Platz im Antlitze und gaben ihr den hohen Reiz zurück, der den Herrn von Despen sofort wieder in die alte Unentschlossenheit warf, obgleich er völlig entschlossen den Rückweg zum Schlosse vollendet hatte, wenn auch die Jagdbegleitung das Gespräch zwischen ihm und seiner Dame sehr einsylbig gemacht. Der Obrist, welcher eben die Kanonade seiner Vorwürfe auf die unbesonnene Nichte loslassen wollte, behielt ebenfalls den ersten Schuß im Munde, da er von Gefahr hörte, und als Jucunda jetzt erzählte, fluchte er alle Wetter der Erde und des Himmels auf die Schurken, und wollte sogleich Befehl ertheilen, die Frau Rothhahn als muthmaßliche Herbergerin der Rotte Korah, und den Vetter Schmutzleder und der Mosje Fritz aus Wölfen einfangen und in den Thurm zu ihrem Spießgesellen werfen zu lassen.

„Nicht doch, Herr Onkel!" sprach da die Baronin mit der Würde, welche ihr so wohl stand. „Lassen Sie uns die Unglückseligen nicht auf's Aeußerste treiben; wir möchten sonst das Verderben selbst auf unser Haupt lenken. Erlauben Sie, daß ich, so lange hier weile, und das soll wahrlich nicht lange dauern, das Herrenrecht übe, das mir zusteht. Sorgen Sie, daß so bald als

möglich der Inquisit zur nächsten Stadt transportirt werde, denn Er ist der Magnet für die Eisenherzen, Er das Eisen, das die Blitzstrahlen zu uns zieht. Wäre der Frevel nicht zu entsetzlich, ich selbst würde sein Gefängniß öffnen, denn es peinigt mich mit dem Bösen länger unter einem Dache zu seyn." — „Komm Schwester; Du bedarfst Erholung," setzte sie dann flüsternd hinzu. „Also war die Promenade nicht verabredet und nichts gab seine Wahl, seines Herzens Entscheidung Dir kund?" —

„Kein Wort! Kein Händedruck!" flüsterte Jucunda zurück. „Aber ich! Der Schreck, das Entsetzen machte mich vielleicht unvorsichtig!" setzte sie erröthend noch leiser hinzu. —

„Und dennoch sprach der stumme räthselhafte Amadis nicht?" antwortete die Baronin lebhafter. „Desto besser! Desto schlimmer, wollte ich sagen, nun bleibt uns doch des Räthsels Spaß noch länger. — Auf Wiedersehen, lieber Hauptmann; Dank für das Rettungsstück! Sie wissen, wir Schwestern sind wie Zwillingsblumen, was der Einen Gutes geschieht, fühlt die Andere mit gleichem Herzensgefühl." — So freundlich nickend verließ sie mit der Schwester das Vorgemach.

„Ueber das Weibsvolk!" brach da der Obrist los, der mit offenem Munde den Redeschwall der Nichte angehört hatte. „Herrenrecht! Ja, das Dämchen zeigt ihre Talente dafür. Die Hundsvötter unverfolgt lassen, dem Mordbuben das Entspringen erleichtern, Fortreisen, zur Stunde aus Furcht vor solchem Gesindel? Ist das nicht um gleich das Podagra, das Chiragra und den Blutschlag zugleich zu bekommen? Es ist eine Beleidigung für die schöne Mauer, die das Schloß Waizhausen umgiebt; es ist Beleidigung für mich, den tapfern Kommandanten dieser Festung; es ist Beleidigung für

Sie, Herr von Despen, der Sie doch auch zur Garnison gehören. Aber Sie hören ja nicht? Hat die Weibercourage Sie angesteckt?" setzte er hinzu, den Hauptmann am Arme schüttelnd, der die ganze Zeit mit starrblickenden Augen und auf seine Büchse gelehnt dagestanden hatte.

„Die Frau von Waiz hat vollkommen Recht!" antwortete der Angeredete aus seinem Sinnen erwachend. „Auch ich muß fort; schon zu lange belästigte ich dieses Haus, und der Gesandte wird meine Dienste vermissen. Heute noch muß ich scheiden." — Der alte Obrist machte große Augen.

„Ei! Ei! Wie ist mir das?" fragte er langsam. „Den Alten wollt Ihr alle allein lassen; da kann er langweilig sein Pfeifchen dampfen, die Hunde füttern, und mit dem Gebhard Damenspiel ziehen. Nun, reiset nur! Dann kann ich todtschießen und hängen lassen, wie mirs beliebt." —

„Nicht böse werden, mein lieber, trefflicher Wirth!" fiel der Hauptmann ein. „Glauben Sie, auf Ehre, ich muß von hier, soll ich ehrlich bleiben und die Kraft des Mannes behalten." —

„Aha! Dachte ich's nicht!" lachte der Alte pfiffig. „Sie haben auch Damenspiel gewagt, und der Feind hat zwei Damen gegen Sie in's Feld gestellt. Wir sind dabei gewesen, auf den Hofparquets zu Hause, wie im Bivouak. Ja, so ein Kreuzfeuer wie bei der Jenaer Schnecke nimmt verteufelt mit. Trinken Sie täglich drei Flaschen Hochheimer mehr, und laufen Sie sich sechs Stunden müde auf der Jagd; das war ehedem mein Recept gegen dergleichen Fieber. Hab's freilich davon in den Beinen, aber das Herz ist gesund geblieben. Doch so eilig braucht der moderne Joseph nicht zu flüchten. Die Damen reisen heute nicht, morgen

nicht; denn Jucundens achtzehnten Geburtstag wird man nicht unterwegs feiern wollen, das wäre entsetzlich und würde ein Flecken in der Chronik der ehrsamen Herrn von Waiz und Rolf.“ —

„Jucundens Geburtstag?“ fiel mit Feuer der Hauptmann ein. „Ist morgen, und mein Fest arrangirt, das ich mir zu stören nicht erlaube,“ entgegnete der Obrist, klopfte seine Pfeife aus, sah den Gast mit spöttischen Blicken an und entfernte sich schmunzelnd. Der Hauptmann stand noch eine Weile, er schien zu schwanken, ob er nicht in das Damenzimmer eilen müßte, sein seltsames stummes Benehmen wieder gut zu machen. Aber er fühlte, daß er bei seiner Stimmung nur mehr verderben als heilen würde, und so stieg auch er zu dem Flügel hinüber, schrieb eilig ein Briefchen, und sandte damit den Dragoner fort nach Otterßen.

Der Sonntag erschien und mit ihm das Wiegenfest des lieblichen Fräuleins, dessen Ankunft freilich das Schicksal mit einer freundlichern Zeit hätte begrüßen können, damit ihr Bettchen durch die bunten Kinder der Flora geschmückt worden, denen Jucuda an Frische, Wohlgestalt und bescheidenem Reiz so ähnlich war. Schneegestöber machte den Wintertag noch unfreundlicher, aber troß dem ließ der Okel Jäger und Hausgesinde in voller Livrée im Schloßhofe paradiren; ein wohlklingendes Morgenlied weckte die Damen mit harmonischen Hörnerklängen aus dem Schlafe, und eine Freudensalve, von einigen alten Böllern verstärkt, machte alle Echos des Gebirges lebendig, und das Vivatrufen der Dienerschaft tönte weit in das Thal hinunter, und man hörte ihm an, daß es nicht allein bestellt war, sondern von Herzen kam, und was selten ist, die willkom-

mene Erlaubniß dazu den Schreiern eben so viel Vergnügen gab, wie der Herrschaft, welche die Huldigung empfing.

Die überraschte Jucunda nahm die Glückwünsche der Verwandten mil Rührung an, und bestaunte die reichen Geschenke, welche Schwester und Ohm mit liebender Vorsorge längst aus der Residenz mitgebracht, durch die sie so manchen eiteln Wunsch befriedigt sah, den nur die aufmerksamste und zarteste Zuneigung sich in das Gedächtniß geschrieben haben konnte. Aber Ameliens achtsames Auge vermißte an der Kleinen die gewohnte leichtfertige Fröhlichkeit, mit welcher sie sonst empfing und dankte, und als jetzt zuletzt der Hauptmann respectvoll heran trat, und einen seltenen Blumenstrauß, worin unter blühenden Myrthen und weitduftendem Heliotrop eine volle Rose schimmerte, und den sein Dragoner gestern aus den berühmten Otterßer Treibhäusern herbeigeholt hatte, ihr mit der freundlichen, einfachen Bitte um Entschuldigung für die Dreistigkeit der fremden Hand, die ihn darbot, und der geringfügigen Gabe überreichte, da konnte Jucunda die innere Bewegung nicht länger bergen, Thränen flossen aus den schönen Augen, nur ihr Händedruck dankte dem Manne, der ihr nicht mehr fremd war, und der die Thränen, welche auf seiner Rose wie helle Thautropfen glänzten, als eine finstere Vorbedeutung ansah, die ihn in seinem Entschlusse bestärkte. Auch Amelie mußte ihre Augen trocknen, und ihre Hand preßte das klopfende Herz, in welchem die stumme Scene einen Schmerz eindrückte, dessen sie früher sich nie und in keiner beengenden Lebenslage bewußt gewesen war. Der Obrist ging dazwischen herum, kämpfend mit der Rührung, die der alte Kriegsknecht für schimpflich hielt, schalt sein gewohntes Hagestolzenlied her auf das Even-Geschlecht, welches Alles verwässern

müßte, sich nicht freuen und grämen könnte, ohne den unerschöpflichen Thränenkrug umzustürzen und Schuld wäre, daß es auch unter dem starken Männergeschlechte so viel Hasenherzen und weinerliche Poeten und Tragödienschreiber gäbe, und drückte dabei Allen die Hände und küßte mit Herzlichkeit die Stirnen der schönen Schwestern.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich bin ein Haus, zu erbauen,
Doch weiß kein Mensch mich zu erbauen;
Will, der drin wohnt, heraus,
Muß er das Haus in Stücke hauen.

Ich bin ein Faß,
Doch ohne Spund und ohne Bänder,
Zwar ist mein Inhalt naß,
Doch just kein Witz- und Freudenspender.

Ein Ofen bin ich dann,
Der Wärme von sich strömt und Leben!
Doch schürt man mich nicht drinnen an,
Von außen wird mir Gluth gegeben.

Und bin noch vielerley,
Sogar die Zuflucht mancher Frommen,
Zu der allwöchentlich sie kommen.
Nun sagt, was Ofen, Faß und Haus wohl sey?

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 8tes Stück.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Zu bald jedoch wurde das stille Fest der verwandten Seelen unterbrochen, denn eine Reisekalesche nach der Andern rollte auf den Hof, und jede lud die geputzte Familie eines benachbarten Gutsbesitzers aus, die heimlich vom Onkel geladen worden, den Ehrentag seines Lieblings mit begehen zu helfen. Die Prachtsäle wurden aufgethan; bald füllte sie ein reicher Kreis jubelnder Bekannten. Jucunda wurde als Königin des Tages von Allen begrüßt und gefeiert, in den Vorsälen drängten sich die bunten Livréen der Fremden und halfen den Dienern des Hauses in der üppigen Bewirthung, welche der Obrist, der so gut einer Tafel vorzustehen verstand, wie er ehedem seine Grenadiere in's Feuer geführt, ohne Wissen der Frauen des Schlosses einzurichten gewußt hatte. — Frühstück, Musik, Spiel füllte den Vormittag, eine weitduftende Tafel, wohlbepflanzt für Schmecker und Durstige, lud dann die Gäste zu sich, und nach deutscher Weise wurde ein Mittagsmahl gehalten, und nicht nach neuerer Sitte ein Mittelding zwischen Vesper und Nachtessen, da der Obrist ein er-

ſtärker Feind der Gallomanie und Anglomanie war, und jeder von Gott geſtellten Tageszeit ihr altes, vernünftiges Recht angedeihen ließ. Fräulein Jucunda ſaß zwiſchen den Vornehmſten der Gäſte, der Wirth nahm den Platz am Ende der Tafel für ſich, und die Herrin des Schloſſes zur Seite des Hauptmanns ſorgte am andern Flügel für Ordnung und Freude. Da hörte man mitten in der Luſt in der Nähe des Schloſſes zwei ſtarke Schüſſe fallen, und Alle ſahen neugierig auf, und vermutheten eine neue kriegeriſche Ueberraſchung, indem ſie des Onkels Vorliebe für dergleichen kannten. Doch der Obriſt ſelbſt machte ein Zorngeſicht und ſah mit Grimm auf einen jungen Diener, der am Fenſter ſeinen Poſten inne hielt.

„Hat der Haſenfuß ſchon das Zeichen gegeben? rief er. „Und wir ſind noch bei der Mittelſchüſſel? Verzeihung, meine Hochgeehrten; die Salve ſollte die Bratengeſundheit begleiten; aber meine Artillerie beſteht aus Rekruten, und ſolches Volk feuert meiſt zu hitzig und zur Unzeit.“ — Man lachte, der Diener trat aber hinter den Stuhl des zürnenden Herrn, betheuerte ſeine Unſchuld, und meinte die Schüſſe wären auch nicht auf der Seite gefallen, wo die Böller aufgeſtellt, ſondern außerhalb der Ringmauer und in der Nähe des grauen Thurmes. Der Obriſt wurde aufmerkſam und ſchickte den Burſchen auf Erkundigung, jedoch, ehe derſelbe noch zurückkam, erſchien der greiſe Gebhard fern in der Saalthür, und ſein entſtelltes Geſicht und der heimliche Wink, den er verſtohlen dem Herrn gab, lockte dieſen, ſobald es ohne Aufſehen geſchehen konnte, von der Tafel weg in den Vorſaal. Aber dem ſcharfen Auge der Baronin war die Erſcheinung des alten Schloßverwalters nicht entgangen, und ſie bat leiſe ihren Nachbar, dem Onkel

zu folgen, nnd ihr ohne Störung der Gesellschaft Nachricht zu bringen, wenn ein Unglück geschehen sey.

Der Hauptmann fand den Obristen nicht mehr im Schlosse, und die Leute auf dem Hofe wiesen ihn mit bleichen Gesichtern zum Thurme hin. In der Vorhalle zur grauen Warte stand der Onkel zwischen einigen Dienern, und der Pförtner saß vor ihm erschöpft, wachsbleich vom Schreck, einige zerbrochene Schüsseln mit verschütteten Speisen lagen am Boden und das mächtige Schlüsselbund dabei. Der Pförtner erzählte abgebrochen und zitternd das Ereigniß, das ihn in einen solchen Zustand zu versetzen vermochte. —

Die Baronin, in ihrer Freude ächt weiblich auch der Verlassenen und Leidenden gedenkend, hatte eine Menge armer Häuslinge, vorzüglich Wittwen und Waisen in einem Nebengebäude speisen lassen, was sie den Gottesdienst des Freudentages nannte, und der Schloßpförtner erhielt den Befehl, ebenfalls dem Inquisiten heute ein warmes Essen und ein Fläschchen Wein zu reichen. Mit seiner wohlschmeckenden Ladung ging derselbe zum Thurm, nicht ganz zufrieden mit dem Auftrage, da er wie alles Hausgesinde den tödtlichen Haß auf den Mörder des redlichen Waldner geworfen. Als er durch die Vorhalle schlich, hörte er außerhalb des Schlosses rufen. Er horchte und vernahm mehrere Male die Worte: Vater Kristel! Vater Kristel! — Stutzig trat er zu dem weiten Luftloch der Halle, und sah hinab in die abschüssige Tiefe, welche hier die Mauer umgab. Aber nicht von drunten kam der Ruf, sondern von der jenseitigen Höhe, wo auf einer schmalen Felsplatte, die aus der Tannenwildniß vorsprang, des Inquisiten ältestes Söhnlein stand, und mit dem Winde deutlich herüber schrie. Bald hörte der Pförtner auch neben sich Rothhahns Stimme, der an das Eisengitter seines Gefäng-

nisses getreten war und durch das offene Fenster des Buben Ruf beantwortete, und nach der Mutter fragte, und welche Botschaft der Vetter schicke? Der Pförtner horchte begieriger, um vielleicht ein schädliches Geheimniß zu erspähen, da blitzte es auf in dem Tannendickicht, und dicht nach einander fielen zwei scharfe Schüsse aus dem Holze herüber; eine Kugel hörte der Pförtner dicht neben seinem Kopfe an die Thurmmauer prallen, und zugleich vernahm er im Innern des Gefängnisses einen starken Fall und ein schauerliches Wehgestöhn. Die Teller und die Flasche entfielen seinen Händen, hastig griff er zu den Schlüsseln und öffnete den Kerker. Was er sah, was ihn niederwarf, sahen jetzt mit Entsetzen auch der Obrist und der Hauptmann, die wie er hier einen Augenblick tief Athem holend inne hielten, sogleich zu der mächtigen Thür eilten und sie völlig aufrissen.

Der Mörder Waldners lag entseelt am Boden; ein Meisterschuß hatte ihm die Kugel durch das Auge gejaget und sein Gehirn zerrissen. Sein Anblick war gräßlich und die Thäter ließen sich nicht errathen, die eigenen Genossen seines wilden Lebens hatten sich sicher stellen wollen gegen seinen möglichen Verrath, hatten durch das eigene Kind den verloren Gegebenen an das Fenster gelockt, und glücklich getroffen, und durch ein neues Bubenstück die Theilnahme am alten begraben.

Der Obrist gebot mit Strenge, das Ereigniß geheim zu halten, wenigstens für heute, damit seinem Jucundchen nicht der beste Tag im Jahre verdorben würde. „Der Teufel hat seinen Braten; einerlei so oder so, und uns wird das Kostgeld erspart;“ sprach er. „Laßt die Bestie, wie sie da liegt im Zwinger; schließt zu; seine Unthaten leisten ihm Gesellschaft genug. — Aber fort sollen die Frauen; ich halte sie nicht mehr;“ setzte er im Zurückgehen zu dem Hauptmann hinzu; „sie haben schon

gepackt, sie wollen morgen zur Residenz, und ich treibe sie nun selbst; der Henker möchte sonst noch ein wahres Malheur herbeiführen, wobei wir nicht so ruhige Zuschauer seyn möchten. Folgen Sie als fahrender Ritter der Kutsche, schützen Sie, schmeicheln Sie den Damen das Angedenken an diese rauhen Tage fort. Ich werde mir vom General der nächsten Stadt eine Compagnie leichter Schützen erbitten, und Krieg führen mit diesen Guerillas, bis der letzte der Schurken an der Eiche baumelt, und der alte Offizier sich um die Landesruhe den Bürgerorden verdient hat, welcher mir eben so werth ist, als das Kreuz hier im Knopfloche." —

Beide traten in den Saal zurück, wo man dennoch ihre Abwensenheit bemerkt, und neubegierig fragte. Doch der Obrist nahm sich zusammen. „Einer meiner Vier und Sechzig Pfünder sprang," sagte er lächelnd, „und ein Artillerist hat sich dabei den kleinsten Finger verwundet." — Jucunda seufzte: „doch ein Unglück an meinem Feste! Mir lag's den ganzen Morgen schwer auf dem Herzen. Aber es ist doch nichts gefährliches?" — „Auf Ehre," versetzte der Onkel ernst, „der Schaden ist nicht eine Stecknadel werth, und Keiner von uns hat darum zu sorgen oder sich zu grämen." — Alle beruhigten sich, nur Amelie ließ sich nach einer Weile von dem Hauptmann leisen Bericht abstatten, hielt sich brav im Erschrecken, flüsterte: „Nur nichts davon an die Schwester! Aber fort, fort, und das morgen! Solche Kugeln könnten andere Ziele finden, und schwarze Geister treiben uns gleich der Thekla vom väterlichen Schlosse." —

Die Tafel wurde ungestört bis zum Desert rein gemacht, und die Böller im Schloßhofe donnerten stattlich und in gehöriger Ordnung zu den letzten Toasts des Festgebers. Als aber die Stühle gerückt waren, die lustige und erhitzte Gesellschaft sich in den Zimmern ver-

theilte, kam druch die fremde Dienerschaft das Gerücht des blutigen Ereignisses zu Diesem und Jenem; man steckte die Köpfe zusammen, man flüsterte, und kaum brach die Dämmerung ein, so ließen die Gäste nach und nach ihre Wagen vorfahren; die bösen Wege, die rauhe Nacht gab Vorwände, denen sich nicht widersprechen ließ, und bald waren die vier einheimischen Personen allein in dem Prunksaale, wo die Stille zu der nachgelassenen Unordnung grell abstach und keinen angenehmen Eindruck machte. Der Obrist kündigte ohne Einleitung den Nichten an, daß er ihrer morgenden Abreise nichts mehr entgegen setzen wolle, und er einen doppelten Grund habe, jetzt selbst darauf zu dringen; als kundiger Jagdgesell verkündete er nehmlich baldiges Thauwetter, welches die schönen Wege verderben und grundlos machen möchte; und durch die nöthige Abreise des Herrn von Despen gewännen die Damen eine sichere Eskorte und einen Reisemarschall an seiner Statt in den Gasthöfen und durch die unheimlichen Spätstunden. „Reisen Sie mit, bester Oheim!“ fiel die Baronin in seine Demonstration; „es ängstet mich, Sie hier allein zu lassen.“ — „Silentium!“ winkte heimlich der Alte. „Ich muß bleiben, bis die Geschäfte beendet sind. Wie würden die Lehensvettern lachen, wenn sie einträfen, und den alten Kriegsknecht auf der Flucht fänden vor einem Haufen nichtsnutziger Bettler und einer Compagnie hungriger Bauerbengel!“ — „Aber wer wird Sie pflegen, wer die Pfeife und den Kaffee besorgen?“ schmeichelte Jucunda, sich an ihn schmiegend. Und wenn nun gar der böse Gast, das Podagra, einzöge, wer wickelte dann das kranke Bein, wer läse Ihnen vor, oder sänge Ihnen die Schmerzen fort?“ — „Niemand als Du, Herzenspuppe;“ antwortete freundlich der Graukopf; „und sollte ich Dich mit Extrapost von der Königsstadt holen lassen. Ist es

doch nur eine starke Tagereise, und darum müßt Ihr morgen mit dem ersten Sonnenstrahle auf und davon, daß die Nacht Euch in den Thoren der Residenz trifft, wo Ihr des heutigen Festes Nachfeier halten möget, und wer weiß, welche schönere Feiertage noch." —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bildchen aus dem geselligen Leben Meißner's.

„Als Meißner noch bei dem geheimen Archive zu Dresden als Registrator angestellt war, machte er einst mit einer großen Gesellschaft eine Wasserpartie nach Schandau. Unterwegs ging es lustig zu. Man sang, man spielte, man erzählte Anekdoten. Endlich kamen auch Charaden und Räthsel an die Reihe. Jedes, so Herr als Dame, musste so etwas zum Beßten geben. Das Errathen blieb Allen überlassen. Wer am ersten damit, und zwar glücklich, herausrückte, ward von der Gesellschaft applaudirt, von der Gondelkapelle angeblasen. Meißner traute sich ein ganz vorzügliches Talent in solcher geselligen Nußknackerei zu. Von ihm sollte kein Sach- oder Sylbenräthsel ungelöst bleiben. Je schwerer, desto besser. Nachdem ihn auf diese Art immer Eins um das Andere das Leben sauer gemacht hatte, traf die Reihe des Aufgebens eine vorzüglich schöne, aber etwas schüchterne und, wie sie wenigstens schien, nicht eben geistreiche Dame. So dringend diese auch bat, mit dem Aufgeben eines Räthsels sie zu verschonen, weil ihr die erforderliche Uebung fehle, ward sie doch mit Gegenbitten so lange bestürmt, bis sie endlich in ihr

Schicksal sich ergeben musste. „Nun, die wird mir's Leben wohl nicht zu sauer machen," zischelte Meißner einem Freunde zu, während das Mädchen schon mit der Räthselfrage herausrückte: „Rathe! rathe! was ist das? Es ist oben und unten und vorn und hinten schwarz, und steht auf halb 6." Meißner stutzt — die übrige Gesellschaft deßgleichen. Eine Minute um die andere enteilt und noch ist die Dame Siegerin. Meißner will vergehen vor Aergerniß. So ein Gänschen soll über ihn triumphiren — unmöglich! Es hat sich verkehrt ausgedrückt — und da mag der Teufel errathen, was es meint. — „Also es bleibt bei dem Schwarzen und halb 6? Kein Zusatz — keine Erläuterung?" „„Keine — als daß mein Räthsel in's weibliche Departement gehört."" „Nun," sagte endlich Meißner nach einer nicht kleinen Pause des Verdrusses und der Verlegenheit — denn man vexirte ihn von allen Seiten, daß er dem Dinge nicht auf den Trichter kommen konnte, — „so geben Sie nur Ihre schwarze Weisheit aus — ich streiche diesmal die Segel." „„Der Dreifuß"" jubelte die schöne Sphynx. Alles klatschte ihr Beifall — und Meißner — Galle abzuführen, hätte er einnehmen mögen, so ärgerte er sich." —

Amerikanische Städte.

Philadelphia, die Stadt der Freunde, mit ungefähr 120,000 Einwohnern, hat etwas ungemein Geselliges im Aeußern. Die Straßen sind geräumig und breit, manche 80 bis 100 Fuß; alle sauber mit Plattsteinen gepflastert. In der Mitte stehen Hallen, oder zum Marktverkauf bestimmte, überdeckte Plätze, wo die

Landleute, die ihre Erzeugnisse bringen, gegen das Wetter geschirmt sind. Manche dieser Hallen sind über eine Viertelstunde lang. Die Fußgänge an den Seiten sind von Zeltdächern beschattet, viele der Kaufläden und Gewölbe gleichen an Fülle und Schönheit der Verzierung den schönsten in Paris. Der edle Quäcker Penn hat den Riß zu dieser Stadt im Jahr 1682 entworfen. Sie ist wohl eine Wegstunde lang. Es ziehen vier und zwanzig breite, schnurgerade, oft seitwärts mit Fußgängen versehene Straßen neben einander hin, die von zwanzig andern ähnlichen im rechten Winkel durchschnitten sind. Die Häuser haben meistens weißen, gelblichen oder röthlichen Anstrich. Die Begräbnißplätze sind hier noch, wie in allen amerikanischen Städten, bei den Kirchen, die sich immer neben allen schönen Gebäuden der Stadt durch ihre Pracht und Majestät auszeichnen. Ihrer sind nicht wenige, und alle sind doch nur auf Kosten der verschiedenen Kirchen-Partheien gebaut. Der Staat giebt kein Geld zum Kirchenbau, besoldet keinen Geistlichen, und doch gibt es kaum ein Land, wo so viele Kirchen sind, als in Nordamerika. Philadelphia hat deren acht und vierzig. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das herrliche Museum besonders aus; und zu den Sehenswürdigkeiten, die erst seit Kurzem ihr Dasein empfangen haben, gehört ganz vorzüglich das Kunstwerck am Shuyckillstrom, eine Stunde von Philadelphia, durch welches die ganze Stadt mit Wasser versehen wird. Ein Vorbau drängt das Wasser des Flusses vom Ufer ab. Räder von 16 Fuß Durchmesser bewegen eine Pumpe mit doppeltem Stempel, wodurch das Wasser 120 Fuß hoch gehoben in ein ungeheures Becken gegossen wird. Die Pumpe liefert binnen 24 Stunden bei 500,000 Gallonen Wasser. Früher hatte man eine durch Dampf getriebene Wassermaschine, die man aber nun nicht mehr

gebraucht. Durch eine Menge Röhren und Kanäle fließt das Wasser aus dem ersten Behälter nach allen Stadtvierteln, ja fast in jedes Haus, wo man mit einem angebrachten Hahn so viel abgezapft, als man will. In jeder Straße sind mehrere Brunnen, die man, im Fall einer Feuersbrunst, nach Belieben laufen läßt. Man legt nur den Schlauch der Feuerspritze an, die dann zweimal mehr Wasser schleudert, als die sonst übliche. Halbwegs auf der Straße von der Stadt zu dem erwähnten Wasserwerk ist erst unlängst ein vortrefflich eingerichtetes Zucht- und Besserungshaus errichtet worden.

New-York, eine reiche blühende Stadt von 130,000 Einwohner, hat keinen so regelmäßigen Straßenbau, als Philadelphia. Die bald breiten, bald engen Kreuz- und Quer-Gassen europäern ein wenig. Doch eine Straße, wie der Broadway, von solcher Breite, eine volle Stunde Wegs lang, die Fußgänge an den Seiten mit Pappelbäumen eingefaßt, links und rechts schöne Gebäude, prachtvolle, und reiche Kaufmanns-Gewölbe — findet man in Europa nicht leicht. Das schönste Gebäu aber steht in der Mitte des Broadway, ganz von weißem Marmor, in großen riesenhaften Parthien. Es ist das Rathhaus. Davor liegt ein öffentlicher Lustplatz, mit Geländern eingefaßt. Er heißt der Park, ist aber nur ein weitläufiger, mit Gängen durchschnittener und von einigen Bäumen leichtbeschatteter Rasenplatz. Verschiedene Häuser haben Ebendächer und Balkone, die an lieblichen Sommerabenden gerne benutzt werden, um der Aussicht auf den Hafen zu genießen, der drei Viertel der ganzen Stadt begrenzt, und wohl der größte der Vereinstaaten ist. Ueberhaupt liegt New-York in einer äußerst anmuthigen Landschaft.

Baltimore, vor fünf und vierzig Jahren noch ein geringes Städtchen von kaum fünfhundert Häusern,

viele von Holz, gleicht jetzt einer Hauptstadt und zählt 75,000 Einwohner. Die Straßen sind gepflastert und mit breiten Trottoirs eingefaßt; reinlich, heiter, angenehm mit Pappelbäumen besetzt, deren Gipfel mit den Kirchthürmen um die Wette in die Lüfte aufstreben. Die Häuser sind meistens von Backsteinen, manche von Marmor gebaut, geschmackvoll und edel ausgeführt, von von zwei und drei Stockwerken. Die grünen Fenster-Läden, die Hausthüren von Rothholz und Acajou, die glänzenden Messingbeschläge daran, die hohe Reinlichkeit überall. — Alles giebt diesen Wohnungen, diesen breiten, lichten saubern Straßen, ein gefälliges, freundliches, frisches Ansehen. Während der heißen Sommerzeit werden die Straßen täglich mit Wasser besprengt. Die schönste und längste derselben ist die Baltimorestraße, beinahe eine halbe Stunde lang. In der Mitte derselben steht seitwärts die Douane, ein Gebäu von außerordentlichem Umfang, aus weißem Marmor aufgeführt. Zwölf mächtige Säulen tragen einen Theil vom Innern des Gebäudes, welches hier von oben herab durch eine sehr hohe Kuppole erleuchtet wird. Links und rechts sind die Amts- und Geschäfts-Zimmer, die Wohnungen der Angestellten u. s. w. — Die Sauberkeit und Zierde der Straßen und des Aeußern der Häuser entspricht überall das Innere der Wohnungen. Man findet wenig Wohnungen, wo der Fußboden nicht mit einem schönen Türkischen Teppich bedeckt, und von der Hausflur bis zum obersten Gemach des Hauses nicht jede Treppe es ebenfalls wäre. — Von den öffentlichen Denkmälern zeichnet sich das zu Ehren Washingtons und ein anderes, nicht weit von einem Brunnen, zum Gedächtniß jener Bürger aus, die bei Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer im letzten Kriege das Leben fürs Vaterland opferten. Ihre Gebeine ruhen unter

dem Denkmale. Ihre Namen alle sind in den Marmor des Fußgestells eingegraben. — Die katholische St. Pauls-Kirche könnte neben den schönsten Tempeln Europens aufgezählt werden. Der Kirchen für die andern christlichen Konfessionen mögen etwa noch achtzehn seyn. Zuweilen stehen sie dicht neben einander. Jeder, ohne Groll gegen den Nachbar, geht in das Gotteshaus, wohin ihn sein Herz und sein Glaube rufen. Das ist die Wirkung der wahren Religionsfreiheit, während man in Europa höchstens in den gebildeten Ländern nur die Duldung kennt und sich mit religiöser Toleranz, als wäre sie eine große Tugend, brüstet. — Man hat seit Kurzem einen Theil des Hafens ausgetrocknet, wodurch die Luft reiner und gesunder geworden ist. Es sind Flußgraben geöffnet, so, daß die Fahrzeuge in der Nähe der Vorrathshäuser landen können. Diese Kanäle ziehen sich manchmal eine halbe Wegstunde vor bis in die meisten Straßen der Stadt. Neben den Kanälen sind auf beiden Seiten Hochstraßen für Fuhrwerk. Zwischen den Häusern über den Dächern ragen daher die Masten der Schiffe mit ihren flatternden Wimpeln empor. An den Ufern rollen prächtige Lust- und Reisewagen entlang, Karren von Negern gezogen und gestoßen; zierliche Kaufläden sind geöffnet, deren Reichthum den europäischen nicht nachsteht. Eine regsame Menschenmenge schwärmt durch die lichten Straßen. Der Großtheil der Wandelnden ist immer in sauberer und geschmackvoller Kleidung. Es hat Alles alle Tage sonntägliches Ansehen.

Der Brand von Moskau und Rückzug der Franzosen.

Man fing endlich einige der Brandstifter über der That. Sie bekannten, daß ihrer neunhundert in den Kellern aller Stadtviertel vom Gouverneur Rostopschin versteckt worden wären, um überall Feuer anzulegen. Sogleich wurde ein Protocoll über ihre Aussage angefertigt, und die Mordbrenner alsobald erschossen; ihre Leichnahme aber in die von ihnen selbst entzündete Flamme geworfen. Indeß hatte sich aber die beispiellose Glut des Feuers so sehr in dem ganzen Dunstkreis verbreitet, und die Hitze war dem Kreml so nahe gekommen, daß die Fensterscheiben sprangen, und man nur Asche athmete. Es war nicht möglich, ferner auszuhalten, und Napoleon faßte den Entschluß, das Schloß Petrowskaie, welches ausser der Barriere von Moskau in Mitten der Kantonnements des Prinzen Eugen lag, zu seinem Aufenthalt zu erwählen. Dort konnte man mit mehr Ruhe eine fernere Entschließung fassen. —

Noch desselben Nachmittags (16. Sept.) verfügte sich Napoleon mit seiner Umgebung in dieses Schloß. Er gab zwar Moskau auf, aber die Straße nach Petersburg blieb uns offen, so wie durch Kutusows Rückzug der ganze Norden Rußlands. Blos ein nicht bedeutendes Corps, unter General Winzingerode, wurde vom Vicekönig bemerkt, welches aber keinen Stand hielt. Wir hatten nur funfzehn Märsche bis Petersburg vor uns. Es war daher natürlich, daß Napoleons Geist seine Entwürfe auf diese Residenz richtete. Er erwog mit seinem gewöhnlichen Scharfblick, daß eine Bewegung mit einigen Armeekorps nach Petersburg zu, die erheblichsten Vortheile gewähren würde. Wittgensteins Ar-

mee wäre alsdann ins Gedränge gekommen: Napoleon hätte mit leichter Mühe die Corps der Herzöge von Tarent und Belluno, so wie dasjenige des Marschalls St. Cyr an sich ziehen können, und wir hätten binnen Monatsfrist eine feste Linie an der Düna mit unsern gesammelten Streitkräften zu bilden vermocht. Dann war wohl unsre Armee gerettet! Der Gedanke war sachgemäß, daß wenn sich das russische Cabinet nicht durch den Verlust Moskaus beugen ließ, es sicher nachgeben werde; sobald Petersburg bedroht und Wittgenstein vernichtet sey. Die Nacht vom 16. auf den 17. wandte Napoleon dazu an, einen Plan dieser Art auszuarbeiten, und seine dahin lautenden vorläufigen Befehle zu dictiren. Kaum waren indeß einige Chefs der Armee in seinen Plan eingedrungen, als sie leise unter sich ihre Mißbilligung einander zu erkennen gaben. Blos das kühne Heldenherz des Vicekönigs blieb auch hier getreu, und schenkte den Anordnungen Napoleons lauten Beifall. Alle Uebrigen waren dagegen, und äußerten ihren Widerwillen in schwarzen Tinten, stets neue und immer größere Gefahren und Wagnisse aufzusuchen. Durch die große Zahl der Mißbilligenden wurden auch ihre Einwürfe immer beherzter und lauter. Niemals Ruhe! hieß es. Abermals den Marsch beginnen! Sich immer tiefer in den unwirthbaren Norden vertiefen, noch weiter sich entfernen ꝛc. Man übersah an diesem Plane alles Vortheilhafte, und hob nur die Ungewißheiten, Strapazen und besonders die Richtung immer weiter nordwärts (da man ohnehin schon 600 franz. Meilen von Paris entfernt war) hervor. Man ging so weit, Napoleon zu beschuldigen, als ob er solche Besorgnisse nicht genug beachte, und hinderte doch durch solche Bemerkungen die Schnelligkeit der Operationen, durch die allein man dem Uebel, das man fürchtete, hätte entgehen können. Den Frieden

wünschte man; und so tief war man in diesem Augenblicke moralischer Erschlaffung gesunken, daß man behauptete, auf den Knieen sogar sollte man darum bitten.

Das Ohr Napoleons durften freilich dergleichen Reden nicht erreichen; indeß belagerte man auch ihn unaufhörlich mit den Vorträgen, wie nöthig Ruhe der Armee thue, wie besonders die Menge Verwundeter Zeit haben müßte, sich zu heilen; wie man vielmehr suchen müßte, Smolensk zu erreichen, als sich noch weiter von allen Hülfsquellen zu entfernen, und wie endlich Moskau unter seinen Trümmern noch Subsistenz in vielfacher Beziehung darbiete. Denn der Kreml sey unversehrt; mehrere Palläste gerettet, dasjenige Stadtviertel, worin die Garde kontonirt, sey vom Feuer völlig verschont geblieben, so wie viele Häuser und die sämmtlichen unermeßlichen Keller, welche nicht allein Obdach, sondern auch alle Arten Lebensmittel, Reiß, Branntwein, Leder, Pelzwerk, genug, alle Gegenstände, welche zum Ueberwintern einer Armee erforderlich wären, in sich enthielten und darböten. Während eines ruheverheißenden Aufenthaltes, ließe sich alsdann ein glücklicher Friede vermitteln ꝛc. — Sollte indeß ein Rückzug nöthig werden, so stimmten alle dafür, dazu die südlichen Straßen nach Smolensk zu benutzen. Man hob besonders hervor, welche derbe Streiche man Rußland bei Gelegenheit eines Rückzuges auf dieser Straße versetzen könnte, indem man die Militäranstalten von Kaluga und Kula, die vorzüglichsten Quellen seiner Zeughäuser, zu Grunde richten, und auf lange Zeit zerstören könnte.

Diese und ähnliche Vorstellungen wurden Napoleon von Männern gemacht, deren Kühnheit und Feuereifer sich noch nie verläugnet hatte. Seine Waffengefährten und Freunde umstanden ihn, und schienen als ernste Warner ihn die ungeheure Verantwortlichkeit ermessen

zu lassen; die ein immer ferneres Vordringen, mithin die Beharrlichkeit auf seiner Ansicht, ihm allein aufbürden würde. Zum erstenmale gelangte man dazu, ihn selbst die Ueberlegenheit seines Blicks bezweifeln zu lassen. Es war ihm, so schien es, zuwider, im Gegensatze aller dieser Meinungen von geprüften Feldherrn, zu handeln — und er gab nach. Leider ließ sich der große Mann durch die Ideen derjenigen bestimmen, die ihn umgaben. Möchte er doch standhaft geblieben seyn, und den Glauben an seinen Genius nicht verloren haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reiche und der Offenherzige.

Der Reiche (aufgeblasen).

Bei dem Fürsten Dornini spiel' ich jetzt jeden Abend!

Der Offenherzige.

Eh, das Spielchen: Fuchs und Hahn, ist für ihn sehr labend!

Der Reiche.

Schlechtes Gleichniß!

Der Offenherzige.

Ja, doch hat Ihr Verstand den Schnupfen;
Fressen wird er Sie wohl nicht, aber tüchtig rupfen!

Charade.

Stets auf das Erste hin ist des zweiten Streben gerichtet.
Hat es erreicht sein Ziel, fall' es in's Ganze nur nicht.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 9tes Stück.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Fortsetzung.)

Der Nachsatz machte drei Personen erröthen und verstummen, und alle drei beeilten sich ihre Verlegenheit durch Geschäftigkeit zu maskiren; der Hauptmann ging die Pferde zu bestellen und den Mantelsack zu schnallen; die Damen eilten mit der Kammerfrau, die Koffer, Kisten und Schachtel zu füllen; Alles das wurde in und auf den Reisewagen gepackt, der in der verschlossenen Remise morgens dann nur der Vorspann bedurfte, und Fräulein Jucunda brachte sogar noch die messingenen Käfiche mit den kleinen Sangvögeln zum Onkel auf den Flügel hinüber, empfahl die Lieblinge seiner Fürsorge, und er mußte versprechen, seine Rückreise auf mildes Wetter zu verschieben, die Käfiche ja mit sichern Bändern am Verdeck des Wagens in die Schwebe zu hängen, und unterwegs das frische Wasser in den Futterungsquartieren nicht zu vergessen. Ein stilles Nachtmahl vereinigte dann die Freunde zuletzt, man plauderte bis in die Nacht hinein, und der Hauptmann bestieg spät sein Roß, beruhigte die Besorgniß der Damen, indem er des

hellen Schneelichtes und der Kunde seines wackern Dragoners erwähnte, der fast täglich den Weg zwischen Waizhausen und Otterßen gemacht, und versprach mit der Morgenröthe in dem nächsten Dorfe an der Landstraße die Kalesche der Baronin zu erwarten.

„Auf Wiedersehen!" sprach der Obrist noch auf der Schloßtreppe. „Seltsame Begebenheiten haben unsere Bekanntschaft herbeigeführt; aber so jung sie ist, so fest dünkt sie mir, und wer weiß, was ich Neues in der Hauptstadt vorfinde, wenn ich nachkomme. So oder so! Alles ist mir recht, und die Verwandtschaft mit einem Ehrenmanne ehret, komme sie wodurch sie wolle." —

Der Hauptmann drückte dem ehrlichen Greise fest und deutsch die Hand, schwang sich in den Sattel, blickte noch einmal zu den erleuchteten Fenstern hinauf, an welchen sich Schatten bewegten, die sein Herz lauter pochen machten, und trabte durch das Hofthor, das hinter ihm von dem Pförtner verschlossen wurde. —

Die breite Sichel des abnehmenden Mondes ging gerade auf über dem östlichen Bergrücken, als die beiden Reiter in den Wald hinein trabten, durch den der Weg führte. Die Nacht war recht still, und glich in ihrem weißen Kleide einer frommen Mutter, die an dem Bettchen ihrer schlummernden Kinder Wache hält, und den festen Schlaf der Lieblinge belauscht. Kein Wind regte sich, die Kälte hatte sich bedeutend gemildert, und dem erhitzten jungen Manne schien die Luft erquickend und freundlich. Kaum zwei Stunden lag Otterßen entfernt, woselbst man ihn der Abrede gemäß erwartete; so ließ er sein Pferd Schritt gehen auf dem glatten Bergpfade, überließ sich seinen lieben und doch beunruhigenden Träumereien, die ihn oft bewegten, den Kopf

nach dem Orte, von welchem er sich entfernte, zurück zu drehen, denn seit das Hofthor hinter seinem Dragoner geknarrt hatte, dünkte es ihm, als zöge eine unsichbare Hand ihn zurück, als hätte er bleiben müssen; und er schalt sich, daß er nicht geblieben, da er seine Effecten eben so gut durch des Kammerherrn Fürsorge hätte nachgeschickt erhalten können. Der bärtige Dragoner wunderte sich über des Herrn Schweigsamkeit, da dieser doch sonst beim Nachtritte gern zu plaudern pflegte, und heute nicht einmal brennenden Zunder für die Pfeife von ihm verlangt hatte. Da er aber gewöhnt war, nicht einzureden oder zu fragen, machte er sich sein kurzes Feldpfeifchen zurecht, dampfte tüchtig in die frische Luft hinein, und sang mit halber Stimme dazu ein Liedchen aus der alten lieben Kriegeszeit. —

So waren die Reiter eine Stunde fortgeritten, waren schon auf dem Otterßer Reviere angelangt, und die Berge senkten sich allmählig hinab, und gaben freiere Aussicht in die blendende Monscheinlandschaft. Da gewahrte der Hauptmann vor sich auf dem Waldpfade einen schwarzen, beweglichen Schatten, und erkannte bald eine menschliche Gestalt, die still stand, zurück sah und dann ihren Lauf zu beschleunigen schien. Neugierig den späten Wandrer in so unheimlicher Gegend kennen zu lernen, gab er dem Pferde die Sporen, und gelangte so leicht und schnell auf dem weichen Schneeboden hinter die nächtliche Frau, denn eine Weibsgestalt war's, daß diese mit einem Schrei zur Seite sprang, und einige Scheltworte über die Unvorsichtigkeit murmelte.

„Wohin so spät, Mutter?“ fragte der Herr von Despen, indem er durch den freundlichen Ton den Schreck gut zu machen gedachte. „Ich denke, wir haben Einen Weg, und da ist Ihr das Geleit in dem häßlichen Holze vielleicht willkommen.“ —

Die Frau horchte hoch auf nach seiner Stimme, und trat dann dreist vor das Pferd, und schauete scharf forschend in des Reiters Gesicht.

„Sie schickt der Herrgott selbst;" sagte sie dann mit Hast und Freude aus der engen Brust herauf. „Ja, Sie sind der Herr, der mit dem Schloßfräulein in unserm Hofe war, und mit dem der Vetter und der Cantors-Fritz Streit anfing." —

„Ich bin derselbe;" antwortete der Hauptmann aufmerksam. „Aber warum freut Euch das? und was wollt Ihr, fern von Euren Kleinen, hier bei Nacht und Frost im Walde?" —

„Gut machen möchte ich, was die gnädige Herrschaft an mir, der armen Sünderin, gethan!" stöhnte das Weib hervor. „O will der Herr schreckliches Unglück verhüten, so kehre Er auf der Stelle um, und reite nach Waizhausen zurück schnell wie der Wind; Er möchte doch zu spät kommen." —

„Um Gotteswillen, Frau, ist Sie wahnwitzig!" rief Herr von Despen aus, und es war ihm, als wenn ein Siedkessel voll heißen Wassers über seine Schultern ausgegossen werde. „Rede Sie, was kann geschehen seyn? Vor einer Stunde etwa verließ ich ja erst das Schloß." —

„Noch ist nichts geschehen; aber es wird geschehen, sobald die Mitternacht da ist;" versetzte die Frau. „O Er kennt die nicht, wie sie hassen und Gottes und aller Menschen spotten, und wie sie lachen über Galgen und Rad. Darf doch selbst unser frommer Herr Pastor sich nicht unterstehen, in der Kirche von den Sünden seiner Beichtkinder zu predigen, will er nicht den rothen Hahn auf seinem Dache fürchten. Meinen Kristel haben sie im Thurme erschossen, und unser kleiner Heinrich hat den Bösewichtern dazu dienen müssen in seiner Unschuld.

Ich weiß es recht gut; der Sausaus, der Vetter, hat mir's im Rausche geplaudert. Und daher weiß ich auch, wie sie die Weiber heute in das Schloß geschickt in Lumpen gesteckt und blind und lahm gemacht, und haben sich füttern lassen mit den Bettlern, und zum Lohne für die Gutthat haben sie in dem Gewühle der Fremden Pech und Schwefel in die Keller gesteckt, wo die Küche ist und der große Torfvorrath liegt, und der Zündfaden ist glücklich über die Mauer geworfen und reicht inwendig bis in die Gattenlöcher hinunter. Und sobald es Mitternacht ist, soll der Spectakel los gehen, und das Schloß zur Rache um den Kristel in Feuer aufflackern. Ich schalt die Bösewichter und drohete hinauf zu der Herrschaft zu laufen; da bewachten sie mich bis zur Nacht, aber ich bin ihnen davon gesprungen durch den Stall, und Gott sey meinen Kleinen gnädig! Nach Otterßen wollte ich und Hülfe holen, denn die Wege zum Schlosse halten die Nachtschützen, wie sie sich nennen, alle besetzt." —

Der Hauptmann horchte unbeweglich, als hätte das Entsetzen ihn entgeistigt auf die Worte des Weibes; seine Augen starrten stier auf die hagere Gestalt, die im dunkeln Kleide einer Alrune glich, die ihn höhnen und verlocken wollte. Jetzt, da sie athemlos inne hielt, und er die eintönige Jammermelodie nicht mehr klingen hörte, kam wie durch electrischen Schlag mit Einem Male zuckendes Leben in seine Glieder. „Fort," rief er, „eile nach Otterßen, Du Unglückskrähe; schrei Alle aus den Federn und führe sie zu Hülfe heran. Ich fliege, wohin mich Gott ruft." —

Er drehte das Pferd, und im stärksten Trabe strich das gesporne Thier über denselben Pfad hin, den es so eben erst zurückgelegt. Der Dragoner folgte, so

schnell sein bepackter Rapp vermochte, und die Frau verschwand zwischen den Gebüschen in der entgegen gesetzten Richtung.

Wie der fleischlose, entsetzliche Kürassier in Bürgers Leonore im sausenden Galopp seinen gespenstigen Gaul durch die Mitternacht hetzte, also trieb unser mächtiger Reiter sein Roß über die Waldhügel und Bergkuppen hinauf und hinab, Hitze und Angstgluth auf Stirn und Wangen, Todeskälte in den Gebeinen, und von Entsetzen gepeitscht, als verfolge ihn jener bräutliche Knochenmann. Nur auf den kahlen Spitzen wo sich eine Aussicht nach der Gegend des Schlosses darbot, hielt er verschnaufend zuweilen, und blickte mit angestrengten Augen hinüber, ob nicht schon eine empor zückende Flamme ihm das grause Unglück verkündete. Die Gegend lag friedlich vor ihm, und das dampfende schnaubende Thier, das sich wie in Verwunderung über die ungewohnte Grausamkeit seines Gebieters schüttelte und heiße Dämpfe aus den Nüstern hervorstieß, mußte weiter auf halsgefährlicher Fahrt von Gerte und Sporn getrieben.

Es schlug Mitternacht von einem Kirchthurme im Thale, und die hellen schillernden Glockenklänge tönten dem Hauptmann wie Leichengeläut. Jetzt senkte sich die Straße herab vom Walde, und in einem Bogen durch die ebene Ackerflur dem Schlosse zu. Einzelne dunkele Gestalten bewegten sich auf dem Schneefelde hie und dort, hin und her, grauenvoller, weil die Nacht und Ferne sie unkenntlich machte; da fiel ein Schuß und noch einer, und beide Kugeln zischten dicht an dem Reiterpaare vorüber. Dort lag Waizhausen frei auf der Höhe im Mondlichte, und eine Rauchwolke schien sich

aus dem Gemäuer herauf zu wälzen, und der Westwind trug schon stinkende Dämpfe herüber. Ja, es war! Der Heransprengende vernahm schon verworrene Stimmen, und jetzt erklang die Hofglocke zum Morgen- und Vesper-Geläut für Diener und Arbeiter bestimmt, und ihr schnelles, weit hinaus schreiendes Geklingel rief um Hülfe und sagte die Angst des Läutenden an.

Das Hofthor fanden die Reiter schon aufgesperrt; Zofe und Jäger und Gesinde rannten halb bekleidet durch einander; jedes sein Päckchen oder Kistchen im Arme; hier riß eine Magd die Stallpforten auf, das liebe Vieh, ihre tägliche Gesellschaft, zu retten; dort zog ein Knecht die Pferde, seine Lieblinge, aus dem Marstalle; überall Verwirrung, Geschrei, und nirgends Befehl und Ordnung, denn der Obrist stand am offenen Fenster des Schloßflügels und schrie nach dem Gebhard, der ihm die Beinbekleidung und die Stiefel anziehen sollte. —

(Der Beschluß folgt.)

Die Taufe in der russischen Kirche.

Daß Anzeigen der nahen Geburt eingetreten sind, hält der gemeine Russe sehr verschwiegen, weil er glaubt, daß dann die Mutter, die sich deshalb meistens in die glühende Badestube begiebt, leichter entbunden werde. Ist das Kind zur Welt gekommen, so muß der Priester erst durch ein eigenes Gebet sowohl die Mutter als alle diejenigen, welche zugegen waren, reinigen. Wohnt der Pope zu weit vom Orte der Mutter, so geschah es schon öfters, daß er das Gebet mit Anführung der Namen aller derer, die der Wöchnerin beigestanden hatten, in

die Mütze des zu ihm abgesandten Boten ablas, der nun sorgfältig diese Mütze zuband und bei seiner Rückkehr über Alle ausschüttete. (Wie ein Augenzeuge erzählt, ereignet sich das noch hier und da, obgleich dieser Aberglaube untersagt worden ist.) Sonst pflegten die Russen die Geburt eines Kindes allen Verwandten und Freunden anzuzeigen; da aber die Sitte, Geld (gewöhnlich einen Dukaten) unter das Kissen der Mutter legen zu müssen, Manchem mißfiel, so beschränkt man sich heut zu Tage nur auf die nächsten Verwandten, von denen man ohne Bedenken diesen Dukaten — doch ja nicht mehr — annimmt. In Kleinrußland kennt man diese Sitte nicht; dagegen schickt dort der Vater bei der Anzeige eines Kindes Kuchen, Früchte, Rosinen und dergleichen und läßt zu Gevatter bitten. Die Reichen schicken zugleich Wein, die Ärmern Wasser, worin Rosinen aufgekocht sind. Den Namen erhält das Kind bei der Taufe von den Aeltern und nicht nach dem Pathen, meistens nach dem Heiligen, an dessen Festtage es geboren ist. Abergläubische Russen pflegen wohl auch bei der Taufe dem Kinde noch einen andern Namen zu geben, und verbergen äußerst sorgfältig den früher gegebenen Geburtsnamen, und zwar in der Absicht, daß der Zauberer nicht recht wisse, welches der wahre Name des Kindes sey, und folglich demselben auch nicht schaden könne. (Auf ähnliche Weise verbarg man im alten Rom den wahren Namen dieser Stadt, damit nicht die Schutzgötter derselben von den Feinden, indem sie ihn nannten, herausgerufen werden könnten.) Am Ende der Taufe legt der Priester dem Kinde zu gleicher Zeit mit dem weißen eingesegneten Hemdchen ein metallenes plattes Kreuz an, das an einer Schnur um den Hals auf die bloße Brust hängt, und welches der Russe nie ab-

legt. Nach der Salbung erfolgt die Tonsur. In Kreuzes-Form schneidet der Priester vom Kopfe des Täuflings einiges Haar ab, durchknetet es mit Wachs, druckte sonst das Bild Jesu darauf und verwahrte es als eine gottgeweihte Sache. Späterhin nahm es der Pope zu sich und verbarg es an einem geweihten Orte, gewöhnlich klebte er es an die Wände der Kirche. Heut zu Tage werfen es die Popen mit dem Wachse in den Taufstein, dessen Wasser für unrein gehalten wird und unter der Kirche an einem besondern Orte ausgeschüttet wird. In dem Zimmer, worin das Kind geboren worden, darf der Taufakt nicht vorgenommen werden.

Ein Abenteuer in der Wüste.

Homs oder Hems, das Emäsus der Alten, ist die letzte Stadt, die man in der Wüste von Tedmor oder Palmyra begegnet. Kommt man von Balbeck, so erblickt man es lange vorher, ehe man es erreicht. Der hohe Spitzhügel, auf dem die Zitadelle erbaut ist, und die lange Häuserreihe an seinem Fuße, zeigen sich schon in großer Entfernung.

Die ebengedachte Zitadelle oder Akropolis bildet den Mittelpunkt eines Zirkels, den die Straßen ringsumher beschreiben. Das Fort ist auf einem Felsen erbaut, von einer halbverfallenen Mauer umschlossen, und dem Anschein nach ohne Kanonen. Auch die Mauern der Stadt waren in schlechtem Zustande. In den Vorstädten sind die Friedhöfe, von denen, sobald der Südwind zu wehen beginnt, ein pestilenzartiger Geruch über die ganze Stadt verbreitet wird.

Demungeachtet dienen sie den türkischen Frauen zum beständigen Spaziergang. Jeden Abend sieht man sie in zahlreichen Gruppen unter den Bäumen, welche die Gräber beschatten, umherwandeln. Ihre durchaus weiße Kleidung*) bietet einen auffallenden Kontrast mit dem dunkeln Grün der Zypressen dar. Aber nach dem, was man mir über ihre Unterhaltung an diesem Orte hinterbracht, würde man umsonst darin einige Spuren der düstern Philosophie Hamlets zu entdecken suchen.

Ausser dem Stadtthore, welches schon mehrmals beschrieben worden, bieten die übrigen nichts Merkwürdiges dar. Auch im Innern der Stadt gibt es keinen Ueberrest des Alterthums, der gesehen zu werden verdient. Zweihundert Schritte westlich von der Mauer ist ein pyramidenförmiges Mausoläum, von dem zwei Seiten beinahe ganz eingefallen sind; doch sieht man noch einige Spuren der Inschrift. Der seltsame Styl dieses Denkmals beweiset, daß es zur Zeit des Verfalls der Kunst erbaut worden.

Von diesem Punkte aus hat man eine weite Aussicht in allen Richtungen, über eine große mit üppiger Vegetation bedeckte Fläche. In der Nähe der Stadt bemerkt man selbst ein kleines Gehölz. In der Ferne dämmert, wie der Nebel eines unübersehbaren Meeres, der durchsichtige Staub und Dunst der Wüste auf.

Wir kamen am 3. Juni in dieser türkischen Grenzstadt, nach einem zweitägigen beschwerlichen Marsche von Balbeck an. Unsere Absicht war, bis nach Palmyra vorzudringen. Die Nachrichten, die wir zu Damas eingezogen, ließen uns hoffen, wenig Schwierigkeiten zu begegnen; aber wir hatten uns sehr getäuscht. Der erste

*) Die muselmännischen Weiber kleiden sich ganz weiß.

Anblick der Stadt ist nicht angenehm. In den Straßen ist es still, und alle Thüren sind verschlossen. Auf dem Marktplatze bemerkten wir mitten unter den türkischen Turbanen so viele schwarze Beduinen-Fratzen, daß wir im ersten Augenblicke besorgten, es habe sich ein Mißverständniß zwischen dem Statthalter und den Stämmen in der Nachbarschaft erhoben.

Indessen wurde unsere Furcht bald durch die Höflichkeit des Muslemins oder Staathalters beseitigt. Wir waren ihm sehr angelegentlich durch den Pascha von Damas, Sali Bezier, empfohlen, und kaum hatten wir ihm unsere Briefe zukommen lassen, als sein Seraf erschien, und uns ehrfurchtsvoll nach der Wohnung des Muslemins führte, wo man uns die gewöhnlichen Erfrischungen anbot.

Am nächsten Morgen statteten wir dem Gouverneur unsern Besuch ab, um uns bei ihm für den uns gewordenen Empfang zu bedanken, und uns mit ihm über unsere Exkursion zu besprechen. Er saß auf einem alten Divan, in einem sehr schmutzigen Saale. Die Wände waren vom Tabacksrauch geschwärzt, und statt der Vorhänge sahen wir nur dicke Spinnengewebe an den Fenstern. Ueberhaupt hatte seine ganze Wohnung ein sehr ärmliches Ansehen.

Sein Lever war dem eines kleinen deutschen Fürsten ziemlich ähnlich. Es bestand aus seinem Kasidgi oder Geheimschreiber, seinem Minister Skander, einem Kophten, dessen ungeheure Beleibtheit jedoch keineswegs seinem Verstande geschadet zu haben schien; und einigen andern Personen. Der Muslemin saß in der Mitte. Auch er war sehr wohlbeleibt. Die Art und Weise, auf welche er uns empfing, bewies seine natürliche Gutmüthigkeit. Seine ernsten, einfachen Manieren hatten übrigens etwas Redliches, das uns sehr gefiel.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen sprachen wir mit ihm über unser Vorhaben, die Ruinen Palmyra's zu besuchen. Wir kamen überein, daß er einen vertrauten Boten zu Duoki, dem Haupte des Stammes Saba, senden solle, der anderthalb Tagreisen von Homs kampirte, um ihn zu vermögen, uns nach Palmyra und zurück zu geleiten. Der Bote reisete noch an demselben Abend ab, und der Seraf nahm uns, auf Befehl des Statthalters, in seine Wohnung auf.

Der Bote kehrte erst nach drei Tagen zurück, während denen uns die Zeit sehr lang geworden war. Weder unsere Bücher, die wir schon mehrmals gelesen hatten, noch die türkische Gesellschaft, in der wir uns befanden, konnten uns zerstreuen.

Die Familie, bei der wir wohnten, bestand aus einem Manne von dreißig Jahren, der bereits mehrere Frauen und christliche Sklavinnen hatte, und einem sechszehnjährigen Jünglinge, der sich eben verheirathen sollte.

Der Geist dieses Letztern war noch jünger als sein Körper. Er hatte die ganze lärmende Heiterkeit des Knabenalters, und die ganze ungestüme Lebhaftigkeit eines jungen Arabers. Er richtete zwanzig Fragen auf einmal an uns, und wurde ungeduldig über die Langsamkeit, mit welcher unser Dollmetscher sie uns übersetzte, und ihm sodann unsere Antwoten mittheilte. Er gab sich alle Mühe, sie aus unsern Mienen zu errathen, wodurch dann oft die komischsten Mißverständnisse entstanden.

Eine andere Person, die uns regelmäßig ihre Besuche abstattete, war der Kiaga, oder Stellvertreter des Muslemins. Er erschien gewöhnlich gleich nach unserm Mittagessen, mit zwei oder drei andern Individuen, die meistens stumme Rollen spielten, während er beständig

schwatzte und gestikulirte. Uebrigens schien er ein guter Soldat zu seyn, und man sah es ihm auf dem ersten Blick an, daß er in seinem Leben manches ritterliche Abentheuer überstanden hatte.

Der Bote des Muslemins langte endlich mit zwei Arabern des Scheiks Duaki an. Sie überbrachten einen Brief, in welchen ihr Oberhaupt folgende Bedingungen aufstellte: Jeder von uns solle ihm, für sein Geleit, 600 Piaster zahlen, und ausserdem sollten wir die Kosten für die Pferde, Kameele und Führer unter uns vertheilen. Diese Forderung schien uns so übertrieben, daß wir sie nur mit einem lauten Gelächter beantworteten.

Nach langem Hin- und Herstreiten wurde endlich von dem Muslemin festgestellt, daß Duaki im Ganzen 600 Piaster erhalten, und uns dafür sicher nach Palmyra und zurück nach Homs geleiten solle. Der Bote, den er uns geben werde, solle ausserdem noch 500 Piaster bekommen, und jeder der drei Beduinen, die zu unserer Bedeckung bestimmt waren, 50 Piaster, ohne den Bakschick oder das Trinkgeld, das dem türkischen Soldaten zustehe, der den Oberbefehl der Expedition führen werde. Die Araber reiseten ab, und wir blieben wieder acht Tage lang der peinlichsten Langeweile überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Brand von Moskau und Rückzug der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Zufolge der neuen Entschließungen, wurde nun das Schloß Petrowskoi am 18. wieder geräumt, und aufs Neue der Kreml bezogen. Trotz der üblen Lage, worin

Napoleon selbst sich befand, ergriff seine Menschlichkeit dennoch jede Gelegenheit, Anderen wohlzuthun. So befahl er, ganzen Zügen Unglücklicher, die ihm begegneten, Hülfe zu leisten, ihre Habe war in dem heillosen Brande verunglückt; nackt und blos irrten sie umher; er ließ ihnen Lebensmittel, Kleidung und 50,000 Rubel austheilen, und als sein Blick auf das noch unversehrt stehende Findelhaus fiel, befahl er, dasselbe zu schonen, und nahm es unter seinen besondern Schutz.

Napoleon machte nun einige indirekte Versuche zu Friedensunterhandlungen; allein sie ließen kein schnelles Resultat erwarten. Am 4. Oktober ward daher der General Lauriston, der noch neuerlich Botschafter in Rußland war, in Kutusows Lager abgesandt. Der Fürst Kutusow, so wie die höhern Offiziere des Generalstabs alle thaten ihm die friedlichsten Gesinnungen kund. — Man sprach von Waffenstillstand; indeß konnte man eben so wenig über einen Punkt in Unterhandlung treten, als Herrn von Lauriston, ohne die Autorisation des Kaisers Alexander selbst, weiter reisen lassen. Daher fertigte Fürst Kutusow in Eile den Generaladjutanten Fürst Wolkonski, an seinen Herrn ab, eine Depesche nach Petersburg zu überbringen.

Während deß versammelte sich im Kreml ein glänzender Hofstaat um Napoleon, der ihn beständig zu den Revüen begleitete und sein Soiré bildete. Er war zusammengesetzt von den anwesenden Marschalls, den Civil-Großwürdenträgern, welche ihm gefolgt, und den Generalen des Generalstabs. Sie alle machten gleichsam nur eine Militärfamilie aus.

Was die Beschäftigungen Napoleons noch vervielfältigte, war der Umstand, daß Estafetten und Couriere aus dem Heimathlande in ununterbrochener Eile einander folgten, und man nicht 24 Stunden ohne Nachricht

aus Paris war. Jedoch waren die Mittheilungen, die er aus dieser Capitale erhielt, gerade nicht sehr geeignet, ihn von den unangenehmen Auftritten in seiner Nähe zu zerstreuen, denn selbst der Jubel, der sich über den Einzug in Moskau zu Paris verbreitet hatte, war mit der Besorgniß gemischt gewesen, Napoleon nun gar nach Indien mit seinem Siegesheere ziehen zu sehen. Zu diesem kamen die Nachrichten aus Spanien, welche des Bitteren weit mehr enthielten. Man tröstete sich indeß damit, daß, während dem Zeitpunkt, wo die Depesche gefertigt, und demjenigen, in welchem sie gelesen wurde, die beabsichtigten Contremärsche der französischen Generale, bereits ein glücklicheres Resultat herbeigeführt haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Der Hofrath W. gerieth mit dem Doktor B. in einen Streit. Des Letztern Behauptungen kamen dem Erstern so parador vor, daß er erzürnt ausrief: „Sie werden doch noch ins Irrenhaus kommen!“ — „Thut nichts, erwiederte der Doktor, das Vergnügen, Sie dort zu finden, wird mich hinlänglich entschädigen.“ —

Der neue Joseph.

Die Liebe zog ihn bei den Haaren,
Da ließ er die Perücke fahren.

Euler lebte 80 Jahre in Berlin ohne einen andern Weg zu kennen, als von seinem Hause in die Akademie.

Guter Rath.

„Vom Himmel hoch da komm' ich her!"
Dies Lied sang einst zur Weihnachtzeit,
Vor einer Thür ein armes Weib.
Da kommt ein Witzbold angezogen,
Der schreit: „ach Weib, du warst nicht klug!
Wärst du im Himmel doch geblieben,
Wo weder Frost noch Armuth herrscht!"

Julchen's Erklärung.

Als Medikaster Tom erschien,
Um sie zu freyen,
Hob Julchen an zu schreien:
Wo denkt er hin!
Nein, lieber Tom's Arzneien
Als — Ihn!

Tartüffe.

Kaum trat die junge Zauberin Kamille
Mit bloßem Busen in den Saal,
So ging Tartüffe hinaus in Stille,
(Wir lobten sein Entweichen vor'm Scandal)
Und flog zurück mit einer — Brille. —

Logogryph.

Mit Kopf bin ich oft ohne Sinn,
Leer, eitel schwank' ich her und hin;
Kopflos lass' ich dich eine Sprache hören,
Den ird'schen Wiederhall von Himmelschören.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 10tes Stück.

Die Dichterinnen.

Teutelinde.

Von Ritterkraft, Turnier und Waffenspielen,
Von Zauber, Ruhm und Minne tönt mein Lied,
Ich lasse Fräuleins rauben, Wunden wühlen,
Den Helden sterben, eh' er sich's versieht,
Denn ohne Plan spiel' ich mit Zartgefühlen
Den Ahnenstolz zu fordern nur bemüht,
Nur wer von Kämpfen singt und blanken Wehren,
Dem kann des Lorbeers schönster Kranz gehören.

Ismene.

Mich zieht es fort zum dunklen Buchenhaine,
Dort, wo das Heimchen zirpt, tönt mein Gesang,
Begeistrung komt mir mit dem Mondenscheine,
Empfindsamkeit ist meiner Laute Klang;
Gelehnt an halbversunkne Leichensteine
Wird meinem Busen süßer Liederdrang,
Nur wer Natur empfindend dich umfangen
Kann auch des Lorbeers schönsten Kranz empfangen.

Adeline.

Die Poesie blüht nur im Reich der Träume,
Sie liebt und lebt und webt und thront darin,
Der Mysticismus gibt mir Lied und Reime
Und träumend ahn' ich ohngefähr den Sinn,

O zarte Verse, durch die Lebensbäume
Glüht euer Quell auf eure Sängerinn!
Nun wer ins Lebens Innerstes kann dringen
Kann auch des Lorbeers schönsten Kranz erringen.

Recensent.

Zurück, zurück, aus diesen heil'gen Hallen
Das ist nicht Poesie, was euch entglüht,
Von arger Fieberglut seyd ihr befallen,
Die sich in Reimen zu entladen müht,
Zu Pallas Tempel mögt ihr büßend Wallen,
Dort ist ein Lohn, der eurem Streben blüht,
Für Lied und Reime fürchtet meinen Tadel,
Drum greift, statt nach dem Lorbeerkranz — zur Nadel.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

(Beschluß.)

Ein Blick auf das Corps de Logis verrieth dem Hauptmanne die Furchtbarkeit der Gefahr, und gab ihm die Besonnenheit und Kraft zurück, welche ihn in so mancher Nothstunde des Kriegerlebens vor seinen tapfern Kameraden ausgezeichnet hatte. Dicke Dampfwolken drangen aus jeder Oeffnung des Unterhauses hervor, und deuteten den verzehrenden Brand an, der in den Souterrains herrschte und schon das Erdgeschoß ergriffen haben mußte, denn durch die offene Hausthür, aus welcher sich mehrere Dienstboten geflüchtet hatten, sah man im Hintergrunde des weiten Vorplatzes zuweilen eine rothe Flamme aufzüngeln und dann wieder im ungeheuren Qualme verschwinden.

Der Hauptmann sprang schnell aus dem Sattel, sein Commandowort versammelte sogleich alle Verwirrten um ihn. „Wo ist das Fräulein und die Baronin?“ frag-

te er zuerst. Ein Angstruf der weiblichen Dienerschaft beantwortete seine Frage auf schreckliche Weise, und verrieth ihre Vergeßlichkeit und Untreue; aber deutlicher noch antwortete jetzt ein Geschrei vom Fenster des obern Stocks, wo so eben noch das Nachtlämpchen so friedlich hinter den Gardinen geflackert hatte. Durch den Rauch erblickte man die weißen Nachtkleider der verzweifelnden Damen.

„Ruhig einen Augenblick! Keine Unbesonnenheit begangen! ich bin sogleich oben bei Ihnen!“ rief Herr von Despen in die Luft. „Jacob, hinauf zum alten Herrn!“, commandirte er dann mit fliegender Stimme. „Gebhard, die Schloßspritze aus dem Schoppen; Leute zum Waldteiche hinab; das Eis aufgehauen; Wasser durch die Weiber herauf! Christoph,“ rief er zuletzt noch seinem Dragoner zu, „laß die Pferde laufen; schaffe die Nothleiter heran; ich sah sie an der Stallwand hangen; eilig werft sie zu dem Fenster hinauf.“ — So riß er einem der herausgezogenen Schloßgäule die wollenen Nachtdecken vom Rücken, wälzte sie durch den Schnee, warf sie um Schultern und Kopf, und stürzte gerade in das Schloß hinein, mitten durch Flammen und Dampf wie ein furchtloser Tamino, vom Angstgeschrei aller Zuschauer begleitet. Glücklich gelangte er über die Treppe, deren brennendes Gebälk unter ihm krachte und einbrach; glücklich erreichte er den obersten Stock des Gebäudes; glücklich führte ihn der besonnene Sinn durch die dampferfüllte Gallerie zu dem Schlafzimmer der Baronin, dessen Thür er aufstieß, doch rasch wieder hinter sich schloß. Amelie flog ihm leichenblaß und bebend entgegen, und fiel erschöpft in seine Arme.

„Sie sind da? Adolph, treuester Freund!“ stammelte sie. „O ist denn Rettung und Flucht noch möglich?

— Wir wollten hinunter; Rauch und Flamme schreckten uns zurück." —

„Muth! Muth und Besonnenheit!" rief der Hauptmann ihr zu. „Aber wo ist Jucunda?" — „Der Schreck warf sie nieder, tödtete sie vielleicht!" jammerte Amelie. Der Retter warf einen wilden Blick durch das Gemach, und sah die schöne Jungfrau wie leblos am Boden liegen neben dem Bett. Er stürzte hin zu ihr. „Sie lebt, sie ist nur ohnmächtig!" rief er und war in demselben Augenblicke schon am Fenster, dessen Rahmen er mit herculischer Faust faßte, erschütterte und mit allen Flügeln gebrochen hinauswarf. „Die Leiter steht sie reicht herauf;" jauchzte er zurück und schlang ein abgerissenes Gardinenband um die höchste Stufe und knotete dieses dann mit größter Eile um ein mächtiges Schrank.

„Baronin, voran, ohne Furcht und Zögern hinab!" drängte er jetzt. „Der Weg ist fest und sicher, so lange die Flammen nicht aus den untern Fenstern brechen. Nur sorgsam den Fuß von Sprosse zu Sprosse gesetzt und immer die eine Hand wechselnd fest am Holze."

„Ich? Da hinab und allein?" stieß die Freifrau entsetzt hervor und trat vom Fenster zurück. „Mir schwindelt schon vor dem Gedanken der Tiefe und des Schwankens; der Rauch würde mich sinnlos machen; und die Leute unten und das Nachtkleid! Nein, lieber verbrennen." —

„Nun denn nur eine Minute Geduld!" entgegnete der Hauptmann unwillig. „Ich komme sogleich zurück, und hole auch Sie." — Mit Erstaunen sah die Baronin ihn die ohnmächtige Jucunda auffassen, auf das Fensterbrett setzen, mit übermenschlicher Kraft halten und sich zugleich auf die Leiter schwingen, das zarte Mädchen auf seine Schultern legen, ein Hercules mit der

schönen Dejanira, und langsam und mit ruhiger Dreistigkeit ihn unter seiner Bürde hinabgleiten. Ein schneidender Schmerz fuhr durch Amelie heiß aus dem Herzen herauf; doch der Schmerz weckte Lebensverachtung und durch diesen Entschluß. Sie griff ein Putzband vom Toiletttische, und knüpte das Kleid über den Knieen zusammen, dann ließ sie sich zum Fenster hinaus auf die Rettungsleiter, und folgte vorsichtig und eben so glücklich wie er dem Befreier aus Todesnoth.

Als der Hauptmann im Erdgeschoß des sichern Flügels die Ohnmächtige niedersetzte, als seine Bemühung um sie schnell gelang, als frische Luft und Nachtkälte ihr die Besinnung wiedergaben, und er sie jetzt mit einem Kuß auf die Stirn aus den Armen ließ, mit Erschrecken sich der Baronin erinnerte und hin wollte sein Leben nochmals für die Pflicht zu wagen, da stand Amelie schon neben ihm, umfaßte ihn mit ihren Armen, drückte einen festen Kuß auf des Ueberraschten, des Verstummenden Lippen, und sagte dazu im mildesten Tone und mit nassen Augen: „Herzensdank dem Retter meiner geliebten Schwester; auch meinem Retter! denn ohne Sie gab es für uns keinen Weg aus dem gräßlichen Feuergrabe.“ — „Verzeihung!“ stammelte er. „Sie war die Befährdetste; als ein Bild des Todes lag sie da, hülflos, erstickt in nächster Minute. Sie kannte ich als die Stärkere, die Muthigere.“ — Das Fräulein reichte ihm beide Hände vom niedern Sitze herauf. „Also Sie kamen, Sie trugen mich durch die Luft?“ fragte sie und des Lebens Farbe flog wieder strahlend auf ihr Gesicht. „Es war mir wie im Traume so; ich hörte Ihre Stimme; ich fühlte Ihre Arme, aber der Schrecken lag auf meiner Scheitel schwer, recht schwer. und wie im Nebel sah ich Alles.“ — Der Hauptmann bog seine Knie, und preßte ihre kleinen Hände an seine

Lippen. Da drückte sich des bärtigen Dragoners Kopf zwischen der Thür durch und er fragte mit grober Stimme: „Herr Hauptmann, soll niedergerissen werden oder nicht? Die Zimmerleute sind da mit Haken und Beil und bestehen darauf, um die Seitengebäude zu salviren.“ —

Aus dem überirdischen Traumlande, in welches die Liebesworte der beiden Huldinnen den jungen Mann getragen hatten, riß ihn gewaltsam der Ruf des derben Soldaten hernieder. Hinaus eilte er auf den Hof, wo der Obrist zwar angekommen und den Befehlshaber spielte, Alles aber doch noch nicht den rechten Zug hatte, und mehr Maulwerk als Handwerk geübt wurde. Dem flinken Helfer, der eben sein Meisterstück auf der Leiter vor aller Augen gemacht hatte, folgte und gehorchte Jedermann gern mit Lust und Eifer; so kam der Wasserzug vom Waldteiche und die Spritze in Gang, so schmissen die Zimmerleute aus den nächsten Dörfern glücklich diejenigen Theile des Gebäudes nieder, welche das Schloß mit den Seitenflügeln verbanden, und als jetzt immer mehr Helfer von den nahen Gütern und Kirchspielen herbeiströmten, so ward man gegen Morgen des Feuers gänzlich Herr, und die verwachten, todtblassen, erforenen Arbeiter durften sich in den Hallen um die großen Oefen sammeln, wo Amelie allen Vorrath von Erquickungen, der sich noch vorfand, unter die wackern Landleute vertheilen ließ, welche sich so vortheilhaft und scharf von den bösartigen Bewohner der innern kleinen Gebirgsdörfer unterschieden.

Mit dem Anbruche des Tages saßen die Damen schon in dem Reisewagen, welcher unversehrt mit der Päckerei im Schoppen verwahrt geblieben, und fuhren nach Otterßen, wo der Kammerhrr die Freifrau gastlich empfing, und mit Bedauern über ihren Schreck und

Verlust sich zur Ehre rechnete, sie eine Weile zu bewirthen, bis sie verfügt, was das unerwartete Ereigniß nöthig machte. Man fand auch da die Frau des Kristel Rothhahn, deren Kinder der Kammerherr in seinem Wagen aus dem Walddorfe holen ließ, und welcher die Baronin versprach, sie solle nicht wieder zurück, sondern man werde ihr ein kleines Besitzthum auf fernen Gütern geben, wo sie ohne Berührung der verwilderten Vettern und Nachbarn durch gute Erziehung ihrer Kinder das Verbrechen des Mannes wieder gut machen könne.

Gegen Abend kam auch der Obrist und der Hauptmann nach Otterßen, und der Alte meinte launig, der Schaden sey mit einigen lumpigen tausend Thalern wieder zu repariren, und seine beiden Hauptcapitale habe der treue Freund aus dem Bankerott gerettet, und da das Gold jetzt die Feuerprobe bestanden, so hoffe er sie recht bald zu noch höhern Zinsen anzulegen.

Da trat Amelie hervor, faßte Jucundens Hand und führte sie dem Haupmanne zu. „Bruder Adolph," sprach sie mit Rührung, „Du hast sie Dir gewonnen mitten aus dem Schlunde der Hölle heraus. Sie ist Dein; ich kenne ihr Herz schon längst, und mein Glück wird wachsen mit dem Eurigen." —

„Baronin! Amelie!" rief der Hauptmann überrascht. Ist denn das Alles wahr und möglich? Und so schnell und gegen alle Hoffnung!" — Er preßte die liebliche, lächelnde und erröthende Jucunda fest an seine breite Brust.

„Wäret Ihr Herren offen und deutsch, wie Eure Voraltern," schmollte die Baronin da, „und tändeltet Ihr und schmeicheltet Ihr nicht in böser Angewöhnung um jede erträgliche Frau und jedes aufblühende Mädchen, so würde es manche verseufzte und verspielte Stunde weniger geben, und manches Paar würde früher und

fester und dauernder glücklich seyn. So aber verschafft Euer Flattersinn und Eure Galanterie manche Feuersbrunst, die zu löschen nicht in Eurer Macht steht, und bei der nur Gott und eine gesunde, gediegene Vernunft helfen können." —

„Aber was ist denn das?" fragte der Obrist neugierig. „Wie hat sich denn das so schnell gemacht? Ich dachte ganz andere — —"

Die Baronin legte dem alten Schwätzer ihr Händchen auf den Mund. „Still Onkelchen!" sagte sie. „Fragen Sie nicht, sondern segnen Sie und gratuliren Sie. Der neue Herr Bruder hat die gefährliche Feuerprobe überstanden, und durch sie ist das böse Räthsel gelöset worden, das drei gute Menschen plagte. Und wäre ich versengt und verletzt darum, nur nicht ganz zu Kohlen gebrannt, ich hätte mich doch gefreuet." —

„Schwester!" entgegnete zärtlich da die glückliche Jucunda. „Ewig treu! Ewig unzertrennlich!" —

„Das weiß ich nicht;" versetzte die Baronin, und das leichte Weh schimmerte noch durch das Scherzwort. „Es könnte wieder Feuer ausbrechen und dann hätte ich Niemand, der mich durch den Rauch trüge." —

„Amelie!" bat der Hauptmann gekränkt.

Der Obrist fuhr aber dazwischen und sagte: „Laßt mich die Einrichtung treffen. Jucundchen bekommt mein Gut Rolowsen an der Elbe zur Aussteuer; von da ist es nicht weit bis zu des Hauptmanns Besitzung. Während des Sommers leben wir Alle auf Rolowsen; in der Ebene hausen keine Wilddiebe so gefährlicher Art, sondern die Freischützen sind dort manierlich und schießen nur mit süßen Pfeilen, und giebt es da Feuer, so ist der Strom dicht am Hause; im Winter ziehen wir zur Residenz, wo die Löschanstalten vorzüglich sind, und

alle Arten von Feuersbrünsten die nöthigen Hülfsmittel finden. Ist es nach Wunsche, und hat man nichts zu erinnern?" —

Amelie schüttelte heimlich das Köpfchen, aber Niemand hat erfahren, was sie eigentlich damit sagen wollte und dabei fühlte. Das junge Paar umhalsete den Onkel mit Herzlichkeit, und der Alte warnte: „Halt ihn fest, Jucundchen! Er hat eine flinke Zunge, und machte mir genug zu schaffen, als ich ihn wie einen Gefangenen im Verhör hatte. Und wurde er nicht auf fremdem Revier ertappt in der bösen Nacht, wo der gute Waldner starb? Hüte Dich, Mädchen! Er ist ein Kriegsmann, und draußen lernt man das Naschen, wenn der wilde Pulk von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zieht." —

Jucunda sah den Geliebten besorgt an, er aber legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Fürchtet Jucunda den Schützenrock," sprach er mit Treuherzigkeit, „so ziehe ich ihn aus, und werde ein stiller Hausvater und Landmann, und beackere die Waizenfelder, die früher so oft meines Rosses Huf niedertreten mußte. Das Soldatenkleid drückt so in Friedenszeit uns und andere. Draußen ist Friede durch Gottes Hülfe und der braven Deutschen Eintracht, und daß unter Jucundens Dache ewiger Friede bleibe, sey meine heiligste und einzigste Sorge." —

„Wäre ich ein Feldprediger, müßte ich: Amen sagen, so spreche ich nur ungeistlich: Gott helf!" nickte der Obrist zu dem Gelübde, und was diesem Gott helf! in den nächsten Monaten folgte, weiß der Leser so gut wie der Erzähler, der darum mit einem wohlgemeinten Amen die Feder ausspritzt, und jedem Leser

wünscht, daß er so wacker wie unser Held die Feuerprobe bestehe, und jeder Leserin, daß sie sich eines Freundes erfreuen möge, der wie Jucundens Liebling in Noth und Tod nicht an sich denkt." —

Ein Abenteuer in der Wüste.

(Beschluß.)

Der glückliche Tag brach endlich an, an welchem uns die Rückkunft der Beduinen gemeldet wurde. Merscheb, der Anführer der Truppe und unser künftiger Führer, erschien vor uns. Es hatte vollkommen das Ansehen eines Straßenräubers. Sein zweideutiger Blick, seine zögernde Sprache weissagten uns nichts Erfreuliches. Wir erfuhren durch ihn, daß der Scheik unser Erbieten angenommen habe, und daß uns die Kameele ausserhalb der Stadt erwarteten. Aber bevor wir abreisen konnten, verlangte Merscheb, im Namen seines Gebieters, die Hälfte der ausbedungenen Summe im Voraus, und wir sahen uns genöthigt, sie ihm zu überlassen.

Nach vielen andern Förmlichkeiten und Zögerungen war endlich Alles zur Abreise bereit. Schon saßen wir auf den Kameelen, als die Beduinen sich noch über die Theilung der ihnen ausgelieferten Summe stritten, und es ging noch eine Stunde vorüber, ehe sie zum Aufbruch kamen. Bald darauf war schon einer von ihnen mit seinem Kameele verschwunden, und dieser Anfang war eben nicht beruhigend für uns.

Nach einem dreiviertelstündigen Marsche erreichten wir das kleine Dorf Dehr-el-Balbeck, wo die Beduinen über Nacht bleiben wollten, um sich ihr Brod zu backen. Auf unsere dringende Einladung und das Versprechen,

unsern Mundvorrath mit ihnen zu theilen, setzten sie jedoch die Reise fort.

Die Wüste um uns her zeigte nur hin und wieder die Spuren einer seltenen Vegetation. Aber wo der fruchtbare Boden nur einige Zoll tief sein mochte, war er mit Blumen überdeckt. Die Kameele liessen keine Gelegenheit unbenutzt, an solchen Stellen zu weiden, wodurch die Unannehmlichkeiten nur noch vermehrt wurden. Wir kamen auch an einer kleinen in Trümmern liegenden Moschee vorüber, und eine Stunde nach Sonnenuntergang wurde Halt gemacht.

Wir theilten alle unsere Lebensmittel mit den Arabern, und sie liessen es sich weidlich schmecken. Auf einmal gebot uns einer von ihnen zu schweigen, und wir vernahmen die drohende Worte: baruf, baruf! alf, alf! die uns einen Ueberfall von Seite einer andern Horde befürchten liessen.

Kaum hatten wir unser Mahl beendet, so brachen wir wieder auf. Der Thau hatte die Atmosphäre erfrischt, und die Pracht des gestirnten Himmels über uns war unvergleichlich. Nach einem zweistündigen Marsche verweilten wir in einer Höhlung im Sande, und sanken bald in die Arme des Schlafs. Doch genossen wir der Ruhe nicht lange. Unsere Begleiter schreckten uns wieder auf, unter dem Vorgeben, daß der Ort nicht sicher sei, und gern oder ungern mußten wir ihrem Willen uns unterwerfen. Eine Strecke weiterhin erhielten wir Erlaubniß, bis Tagesanbruch zu schlafen.

Auf unserer fortgesetzten Reise bemerkte ich, daß wir nicht in südöstlicher Richtung, in welcher Palmyra lag vordrangen, sondern in ganz nördlicher. Ich theilte diese Entdeckung meinen Reisegefährten mit, und wir befragten Marscheb um die Ursache dieser sonderbaren Abweichung. Er entgegnete, es geschehe nur, um den

übrigen Beduinenhorden, die feindlich gegen die seinige gesinnet seien, nicht in die Hände zu fallen, und mußten ihm auch diesmal willenlos folgen.

Zwei Stunden nachher erblickten wir ein Beduinenlager vor uns. Kein Zweifel mehr, daß man uns hintergangen hatte. Unsere Begleiter suchten uns immer noch zu täuschen. Sie gaben vor, daß die Reise für Kameele zu ermüdend sey, daß sie dieselben deshalb gegen arabische Pferde austauschen wollten, und daß sie überdem sich mit Brod versorgen müßten.

Das Lager bestand aus dreißig Zelten. Diese waren aus einem halb schwarzwollenen und halb kameelhaarnen Stoffe gefertigt. Sie bildeten zwei Linien, und waren weder mit einem Graben noch andern Vertheidigungswerken umgeben.

Wir wurden unmittelbar zum Scheik geführt, der uns höflich und zuvorkommend empfing. Aber es war so eng in seinem Zelt, daß wir uns um die Erlaubniß bewarben, ausserhalb bleiben zu dürfen. Der Südwind begann zu wehen. Wir suchten Schutz hinter den Zelten, und tranken dort den abscheulichen Kaffe, den uns ein negerähnlicher Knabe brachte. Um uns ein wenig die Zeit zu vertreiben, zählten wir die an uns vorüberwandernden Kameele, und fanden, daß dieser Stamm mehr als tausend hatte.

Die Hitze wurde immer größer, der Sirokko immer stärker. Unsere Lage wurde bald unerträglich. Marscheb hatte versprochen, in einer Stunde wieder aufzubrechen, und nun gab er vor, das Brod sey noch nicht gebacken. Wir begaben uns in das Zelt des Scheiks, in dem sich die Hälfte des Stammes versammelt hatte, um uns zu sehen. Wir streckten uns neben den Arabern aus, und liessen uns zwei Stunden lang ihre Nachbarschaft gefallen, obgleich sie nicht die angenehmste für uns war.

Marscheb machte immer noch nicht die mindeste Anstalt zum Aufbruch. Wir liessen ihn kommen, um zu erfahren, was er mit uns vorhabe. Nach vielem Wenden und Drehen kam es endlich heraus, daß er noch mehr Geld von uns verlange. Unsere Versicherung, daß wir keines bei uns hätten, befriedigte ihn nicht. Er verlangte, daß unser Dollmetscher als Geisel bliebe, was wir jedoch ebenfalls verweigerten. Alle List, die er und seine Genossen anwenden mochten, schlug fehl.

Plötzlich trat ein Araber herein, und rief, daß der Sohn Duaki's gegen Abend ankommen werde. Der Scheik benutzte diese Gelegenheit, uns zu hinterbringen, daß wir bis zu seiner Ankunft bleiben müßten. Alle unsere Vorstellungen waren umsonst. Der Abend brach an; aber der Erwartete kam nicht. Wir konnten nicht mehr zweifeln, daß wir uns in der Gewalt einer Räuberbande befänden. Selbst der Soldat des Muslemins hatte seine gute Laune verloren. Er blickte starr auf den Boden und stieß einen langen mit einem Allah begleiteten Seufzer aus.

Die Beduinen, unsere Wirthe, bildeten sich ein, daß wir Schätze im Innern der Erde entdecken könnten, und daß wir uns dazu magischer Instrumente, wie sie unsere Fernröhren nannten, bedienten. Da sie jedoch sahen, daß sie uns nichts abdringen konnten, beriethen sie sich untereinander, was sie mit uns anfangen wollten. Das Resultat ihrer Konferenz war die Weigerung, uns nach Tedmor zu begleiten, was sie wahrscheinlich gleich von Anfang nicht gewollt. Sie geboten uns, ohne weiteres unsere Kameele zu besteigen und nach Homs zurückzukehren, was wir uns nicht zweimal sagen liessen.

Die Sonne war dem Untergange nahe, als wir wieder aufbrachen. Die Ebene bot, mit ihren durchsich-

tigen Dünsten, den Anblick eines unübersehbaren Meeres dar. Der Wind säuselte sanft, Alles schien eine herrliche Nacht zu verkünden. Wir warfen einen melancholischen Blick nach der Gegend, in welcher Palmyra lag, das wir nicht sehen sollten, und durcheilten sodann im scharfen Trott die ungeheure Einöde.

Mancherlei.

Engel hatte einen Hund, den er sehr liebte. Dieser Hund aß sehr gerne gebratene Leber. Engel ließ ihm daher jeden Sonntag eine Leber braten. Diese wurde dann zur Mittagzeit hereingebracht; ehe der Hund sie aber bekam, hielt ihm Engel, den Teller in der Hand, folgende Rede, in welcher fast alle Reime auf Leber erschöpft sind, während der Hund gierig um ihn herumsprang:

Nicht ängstlich beb' er
Wie Leineweber;
An mir nur kleb' er
Ich bin der Geber,
Die Sau, der Eber,
Die fressen Treber
Der Hund kriegt — Leber.

Und bei diesem letzten Worte wurde die Speise dem Hunde preisgegeben.

An Lirus.

Du räumst mir ein eignes Plätzchen ein
In deinen Gedichten? O Lirus nein!
Ich will nicht lebendig begraben seyn!

Kaufen Sie das Kleid, meine schöne Dame, sagte ein Kaufmann, der Zeug hält ewig, und dann können Sie noch immer einen Schlafrock daraus machen lassen.

Schlafstätte für den Wächter.

Frage: Was machst Du da?
Antwort: Ich sitze hier und stehe Schildwacht, —

Ruinen.

A.

Hier giebt's Ruinen anzuschauen,
Die wohl dreyhundert jährig sind.

B.

Darüber wundre sich ein Kind!
Mein Landgraf läßt Ruinen bauen,
Die tausendjährig sind!

Scharfe Kritik.

Jungfrau von Orleans? Jungfrau! Pfui, wie gemein!
Und Herr von Schiller nennt sich dieses Dichterlein?
Mon dieu! der ist gewiß, man merkt's ihm deutlich an,
Nicht von Geburt, nur durch Verdienst ein Edelmann.
Wär' er ein Adelicher, comme il faut, ich wette,
Daß er Fräulein von Orleans geschrieben hätte!

Lappalien.

Das Buch ist schlecht,
Der Titel recht.

Ein berühmter Prediger in einer englischen Stadt zog durch seine schöne Predigt viele Leute in die Kirche. Auch ein Matrose ging neulich hinein und nahm Platz. Nach der Predigt kam die Stuhlvermiethcrin, sich einen Pence auszubitten. „Einen Pence?" — fragte der Matrose — „wenn ich den hätte, wäre ich nicht hier." —

Epigramme.

(Aus dem Nachlasse eines Weiberfeindes.)

Auf eine Neumodische.

Sie steht in ungewaschnem Zeuge
Unmuthig da, der Lilie gleich:
Nur ist zu wünschen, daß sie schweige,
Denn was sie spricht, ist ungewaschnes Zeug.

Auf einige Romanschreiberinen.

Gutmüthig haben Gänse lange Zeit
Zum Schreiben ihre Federn uns geweiht;
Das konnte länger nicht so bleiben,
Sie fangen jetzt an selbst zu schreiben.

Auf Dieselben.

Daß Federn je für euch ihr artigen Geschöpfe
Zum Schreiben dienen sollten, glaub' ich kaum,
Drum steckt sie immerhin auf eure hübschen Köpfe
Da decken sie gedankenleeren Raum. —

Auf Dieselben.

Verschont mit Schriften uns, ihr lieben zarten Puppen,
Zum mündlichen Geschwätz leihn wir euch gern das Ohr;
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen,
Nur setzt sie uns auch nicht in euern Büchern vor.

Die Sängerin und der Greis.

Buchstaben=Räthsel.

Die Sängerin.

Rühmest meinen Gesang, o glaube, wahrlich ich brächte
Ohne das Wörtchen mit e nimmer ein Tönchen hervor.

Der Greis.

Spottest, daß ich die Schritte nur bebend und zitternd noch lenke,
Glaube das Wörtchen mit a trage ich wahrlich mit Ehr'. —

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 11tes Stück.

Der Brand von Moskau und Rückzug der Franzosen.

(Beschluß.)

Zwischen Valladolid und Moskau lag allerdings eine hübsche Strecke Landes, und unsere Angelegenheiten waren etwas weit auseinandergeschoben, allein Carl der Große besiegte dasselbe Ungemach, als er zugleich an der Elbe und am Embro kräftig regirte, zu einer Zeit, wo in keiner Hinsicht für den Courierwechsel so gesorgt war wie jetzt. Sogar die Pariser Briefpost kam bis ins Hauptquartier. Sodann trafen wöchentlich die Auditoren mit der Arbeit der Minister ein, welche, von Napoleon unterzeichnet, von denselben wieder zurückgebracht wurden.

Die Correspondenz mit den Alliirten des Continents nahm viel von Napoleons Zeit in Anspruch, und bezweckte hauptsächlich, selbige zu Sendung von Verstärkungen zu vermögen. Eben so war es seine eigendste Beschäftigung, über Alles, was die Versorgung der Armee betraf, genau zu wachen, so auch über alle polizeilichen Gegenstände in Moskau die genaueste Uebersicht zu erhalten.

Auch die Verhältnisse mit Schweden beunruhigten Napoleon lebhaft. Die schwache Hoffnung zu einem bessern Vernehmen, die er bis hierher noch hegte, erlosch in Moskau gänzlich. Er schrieb daher unter dem 6. Oktober an den Herzog von Bassano: „Ich will Nichts mehr nach Schweden schicken."

Die vortheilhaften Schilderungen, die man Napoleon von dem verbrannten Moskau entworfen hatte, bestätigten sich, wie es schien, bei genauerer eigener Untersuchung nicht, denn er betrachtete diese gewesene Hauptstadt nicht mehr als wie eine militärische Position.

Er war darauf augenscheinlich bedacht, die Armee anderwärts Winterquartire beziehen zu lassen, und man kann die ersten Vorbereitungen zum Abzug aus Moskau auf den 5. Oktober datiren, dem nämlichen Tage, als Herr von Lauriston ins Hauptquartier der Russen abging. Von dem einmal festgefaßten Entschluß an, wurden unaufhörlich Befehle ausgegeben, und schon der 15. Okt. war als der letzte Termin der Fortschaffung der Verwundeten bestimmt.

Am 9. waren bereits die in Moskau erbeuteten Trophäen eingepackt und verladen worden. Sie waren bestimmt, Frankreich Napoleons Huldigung kund zu geben. General Claparede eskortirte solche. Napoleon selbst hatte die Absicht, am 17. oder 18. Moskau zu verlassen. Ueber seine eigentlichen Plane und Entwürfe in Bezug auf seinen zu nehmenden Weg und die beabsichtigten Winterquartiere war Niemand im Reinen. Die einen glaubten, er werde in Tula und Kaluga die Zeit des größten Frostes vorübergehen lassen, andre wollten wissen, er werde sich seinen Magazinen und Verstärkungen nähern, und an Polens alten Grenzen Winterquartiere beziehen; alle aber behaupteten, es werde ein Armeekorps in Kreml zurückbleiben. Vielleicht wäre der

Gedanke auch realisirt worden, in der Festung Kreml eine starke Besatzung zurückzulassen, wäre wegen dem bevorstehenden Eintritt der Kälte, noch Zeit zur Befestigung desselben vorhanden gewesen. —

Napoleon hatte sich fest entschieden, seine Armee nach Smolensk zurückzuführen, und war noch im Zweifel, auf welchem Wege dies geschehen sollte. Man wollte einen Versuch auf Kaluga machen, und von dort die Richtung nach Smolensk nehmen. Zwei Straßen führten von Moskau dahin. Die Straße links hielt Kutusow besetzt, die über Borowsk führte, stand uns offen. Nichts schien unserm Vorhaben hinderlich zu seyn, als etwa die Kälte, und dieser noch schnell vorzukommen war das innigste Streben Napoleons. Er selbst hatte keine Belehrung in dieser Hinsicht verschmäht, keine Berechnung gescheut; Wetterbeobachtungen der letzten zwanzig Jahren hatte er sich zu verschaffen gewußt, und alle trugen zu seiner Beruhigung bei. Denn gewöhnlich werden in dieser Gegend erst December und Januar streng kalt. Im November steigt die Kälte nicht über zehn Grad. Alle eingesammelten Nachrichten stimmten überein, daß vor Mitte November die Moskwa nie zufriere. Bis zu jener Epoche hoffte Napoleon mit Gewißheit in guten Winterquartieren zu seyn. Als er am 13. Okt. den ersten Schnee fallen sah, sagte er: jetzt gilt es Eile, binnen zwanzig Tagen müssen wir unser Ziel erreicht haben.

Mit höchster Vorsicht und beständiger Täuschung des Feindes, erfolgte nun nach und nach die Räumung der verschiedenen Positionen des Armeekorps. Es war nichts aus der Acht gelassen, was unser gutes Fortkommen befördern konnte. Das Pelzwerk, das Leder, die Lebensmittel, die sich noch in den Feldern vorgefunden, wurden erst noch an die Sodaten ausgetheilt. Diejeni-

gen Verwundeten oder Kranken, welche den Transport nicht vertragen konnten, wurden in dem geräumigen Findelhause untergebracht. Der Herzog von Treviso im Verein mit der jungen Garde, waren bestimmt, noch etliche Tage Moskau, nach dem Abzug der Hauptarmee, zu halten, damit der Kreml im Falle unglücklicher, unvorherzusehender Zufälle, noch immer ein letzter Stützpunkt bliebe.

Vor dem Abzug Napoleons wurde ihm noch von vielen Seiten das Verlangen ausgedrückt, die Ueberreste der Stadt der Rache der Soldaten preis zu geben. Man bat ihn, einzuwilligen, Alles der Erde gleich zu machen, welches Ansinnen er aber mit strengem Ernste verwarf. Jedoch zur Sprengung des Kremls bediente er sich des Rechtes des Siegers, und alles wurde in Geheim bereitet. Ausdrücklich behielt sich Napoleon den letzten Befehl erst dann zu ertheilen vor, wenn erst die Armee in gehöriger Sicherheit sey. —

Unter den vielen Sorgen, die Napoleons Gemüth während dieser verhängnißvollen Tage belastet haben mögen, war wohl die keine der geringsten, welche Sensation der Rückzug aus Moskau in Europa — namentlich in Wien, Warschau, und besonders in Berlin, hervorbringen werde? — Er suchte zwar beruhigende Erklärungen auszustreuen, ließ auch durch seinen Minister zu Wilna das Nöthige besorgen; der große Mann wußte aber doch zu klar, daß mannichfache Combinationen dadurch entstehen würden.

Am 18. Oktober Mittags, als eben Napoleon das Corps des Herzogs von Elchingen bei dessen Durchmarsch musterte, nahm eine nähere Besorgniß seine Gefühle in Anspruch. Des Morgens schon ließen sich nämlich nach der Seite des Hauptquartiers des Königs von Neapel hin, Kanonenschüsse vernehmen; eben jetzt traf die ge-

wisse Bestätigung ein, daß die russische Armee den König angegriffen, daß viele Brave geblieben seyen, und daß der König von Neapel selbst seine persönliche Tapferkeit bewährt habe.

Es lag viel Stoff zum Nachdenken in diesem Ereigniß; Napoleon indeß ertheilte die geeigneten Ordres mit anscheinend höchster Seelenruhe. Er begab sich in den Pallast der Czare zurück, um dort alle noch fehlenden Befehle zum Ausmarsch ausfertigen zu lassen. Ehe er die verhängnißvolle Schwelle des Kremls zum letztenmale überschritt, schrieb er in Chiffern an den Herzog von Bassano: „Die Armee ist im Begriff, sich in Marsch zu setzen. Morgen werde ich mich bestimmen, den Kreml sprengen zu lassen, und entweder über Kaluga oder Viasma abziehen.“

Am 19. Morgens wurde Moskau evacuirt. Die Armee bot einen Anblick eigner Art dar, indem der unübersehbare Zug von kleinen Wagen aller Formen und Gestalten in Mitten jeder Compagnie gruppirt, den Zug einem ungeheuren Convoi ähnlich machte. Der Soldat hatte sich alles angeeignet, was nur immer möglich war fortzuschaffen, und jeder hegte die trügerische Hoffnung, alle seine zusammengebrachten Privatreserven, an warmer Kleidung hauptsächlich und Lebensmittel, bis zum Verbrauch oder zum beendigten Marsch, gemächlich behaupten zu können. Auf diese Weise durften die Landstraßen nicht verlassen werden, und wehe, wenn irgend ein Angriff oder eine sonstige Verwickelung oder Unordnung diese Wagenburg bedrohte.

Das Genie Napoleons ließ indeß sicher nur seinen durchdachten Plan erfüllen, als er die Erlaubniß gab, oder doch geschehen ließ, daß der Zug gleich einem reißenden Bergstrome anschwoll. Es war denkbar, daß in irgend einem engen Paß diese überzähligen Fuhrwerke als

Schutz der Arriere-Garde zurückgelassen werden könnten? oder daß man durch Ueberlassung eines Theils derselben zu Zeiten die Habsucht der flankirenden Kosaken beschwichtigen zu wollen, vorhatte. Wie dem auch sey, und was eigentlich für Zwecke erreicht werden sollten, so war doch an dem, was auf Anordnung der öffentlichen Behörden geschah, nichts vergessen, was eine leichte Bewegung und möglichst sicheres Fortkommen verbürgen konnte. Die Artillerie, sechshundert Stück Geschütz nämlich, war mit den herrlichsten, von Kraft strotzenden Pferden bespannt, und es ist bekannt, mit welcher Pünktlichkeit der Dienst in diesem Zweige der französischen Armee ins Leben tritt.

Von Troitskoi erhielt der Herzog von Treviso die definitive Weisung, den Kreml zu sprengen, und sofort die Stadt zu verlassen. Napoleon hatte zu diesem ernsten Unternehmen die Nacht vom 21. auf den 22. festgesetzt. Doch bald folgte ein neuer Befehl, noch vier und zwanzig Stunden einzuhalten. Ein Blatt von Napoleons Hand, das dem Schreiber bis in die fernsten Jahrhunderte Beifall sichern wird, lag folgenden Inhalts bei: „Alles was uns noch an Verwundeten bleibt, kann ich Ihrer Vorsorge, Herzog, nicht genug empfehlen. Packen Sie sie auf alle möglichen Ihnen nur zu Gebote stehenden Fuhrwerke; die junge Garde und die unberittene Cavallerie muß die Ihrigen zu solch edlem Zwecke entbehren lernen. Die Römer theilten Bürgerkronen an diejenigen aus, die Bürger retteten. Halten Sie Sich überzeugt, daß mein Herz Ihnen dieselbe Auszeichnung zuerkennen wird für alle die Unglücklichen, die Ihre Umsicht retten dürfte. Selbst Ihre eignen und die Pferde Ihrer Leute benutzen Sie zur Fortschaffung unserer Kriegsgefährten. Versammeln Sie die Generale und Officiere unter Ihrem Befehl, und führen Sie ihnen vor die Seele, was die Gesetze der Menschlichkeit von ihnen fordern."

Am 21. Abends traf Napoleon auf dem Schlosse Ignatieva, zwischen den zwei Landstraßen von Kaluga, ein. [Drei Tagmärsche waren schon beendet, und kaum erst zehn Wegestunden von Moskau zurückgelegt.

Fominskoe zu erreichen, war die Aufgabe des 22. Oktobers. Um 1 Uhr Nachmittags gelangte Napoleon dahin. Schnell wurde das Corps des Vicekönigs, dem, seinen angebeteten Heldenjüngling an der Spitze, keine Beschwerde fühlbar wurde, noch selbigen Tages bis Borovsk vorgeschoben. Ihre Belohnung war, daß durch ihre Anstrengung die Straße nach Kaluga für uns offen blieb.

Um 9 Uhr Morgens verließ Napoleon am 23. Fominskoe, und eilte im Galopp nach Borovsk. Dort meldete ihm ein nacheilender Officier des Herzogs von Treviso, daß seine Befehle in Rücksicht des Kremls, ausgeführt seyen. Am 23. des Morgens um 2 Uhr hatte derselbe mit den Truppen unter seinem Befehl, Moskau verlassen. Eine Stunde später war die Explosion von 180,000 Pfund Pulver erfolgt, und die Hauptthürme des Kremls waren unter ungeheurem Krachen gestürzt. Mit dem Arsenal war das Gewehrdepot, das Brückengeräth und das Material der russischen Artillerie in ein Nichts umgewandelt.

Fünf und dreißig Tage lang hatte unser unseliger Aufenthalt zu Moskau gedauert; wir hatten gehofft Frieden dort zu finden, und fanden nichts als schaudererregende Begebenheiten. So endigte diese ewig denkwürdige Catastrophe. Auf den Versen unsers Nachtrabs stürzten sich eine zahllose Menge von Bauern und Kosaken über die unglücklichen Trümmer Moskaus, und

vollendeten durch ihre Gräuel das Schaudergemälde der vor kurzem noch so imposanten Hauptstadt.

Kurt von Vollpertshausen.

Eine alte Geschichte ist noch älter.

Barnabo Visconti, Herzog von Mailand, derselbe welcher durch eine Verrätherei seines Neffen Johann Galeazzo im Jahr 1385 entsetzt und auf dem Schlosse Trezzo gefangen gehalten wurde, war trotz seines rauhen Charakters ein Freund der Gerechtigkeit und scheute kein Mittel, um sie aus zu üben. Folgender Zug, der seinen Charakter in ein helles Licht stellt, ist um so bemerkenswerther, da man ihn einige Jahrhunderte später unter den Anekdoten von Heinrich VI findet; ein Zug, der in der Chronik eines Zeitgenossen, Pietro Azario, erzählt wird. In einem Winter, wo sich Barnabas mit seinem Hofe auf dem Schlosse Marignano aufhielt, hatte er sich einmal bei hereinbrechender Nacht im Walde verirrt, ohne eine Spur von seinen Begleitern entdecken zu können. Indem er noch vergebens einen Weg suchte, stieß er von ungefähr auf einen Holzschläger, ohne sich zu erkennen zu geben. Das Gespräch fiel bald auf öffentliche Angelegenheiten und der Landmann sprach mit großer Freimüthigkeit von dem Regiment des Herzogs, besonders von einem Befehlshaber zu Lodi. „Wüßte der Herzog", sagte der Holzschläger, „wie dieser Mann mit den Unterthanen verfährt, er würde ihn aufhängen lassen." — „Man kann ihn davon benachrichtigen", erwiederte der Herzog. — „Ihr wüßt wahrscheinlich nicht", nahm der Landmann das Wort, „daß die Großen unsern Herrn bewachen und keine Beschwerde zu ihm gelangen

lassen!" — Barnabas bat den Holzschläger, ihm den Weg aus dem Walde zu zeigen und versprach ihm eine ansehnliche Summe für seine Bemühung, die er ihm im Augenblick nicht bezahlen konnte. Der Landmann weigerte sich und schützte das Elend seiner Familie vor, die er durch seine Arbeit erhalten müßte; der Herzog nahm daher eine goldne Kette von seinem Halse und überreichte sie ihm mit der Bemerkung, daß er nun schwerlich mehr einen Zweifel in die Erfüllung seines Versprechens setzen würde. Da der Holzschläger einwilligte, bestieg der Herzog sein Pferd und knüpfte das Gespräch über Barnabas wieder an, das Jener, ohne zu ahnen, er habe es mit ihm selbst zu thun, in rückhaltslosem Freimuth fortführte. Als sie einige Zeit so des Weges wanderten, bemerkten sie Menschen mit Fackeln, welche den Herzog suchten und bei ihrer Annäherung ihre Freude und Ehrfurcht ausdrückten. Der Holzschläger erstarrte vor Schreck, als er den Fürsten erkannte und fiel ihm zu Füßen. Barnabas, der seine milde Sprache gegen ihn nicht änderte, befahl ihm, auf das Schloß Marignano ihm zu folgen und ließ ihn hier gastlich bewirthen. Während des Abendessens nahm der Herzog das Gespräch im Walde wieder auf, in das der Holzschläger, zwar ängstlich einstimmte, wo er aber nichts widerrief was er geäußert hatte. Der Herzog ließ den Befehlshaber von Lodi zur Untersuchung ziehen und gab ein Beispiel strenger Gerechtigkeitsliebe.

Frau von Stael und von Genlis.

Diese beyden berühmten Frauen sind oft mit einander verglichen worden, und doch hat sie die Erziehung, ihr innerer Sinn und die Welt so verschieden gestaltet wie die Natur.

Frau von Stael wollte durch ihren Geist mehr blenden, denn gefallen, und dieß gelang ihr auch immer, denn er war ganz dazu geeignet. Ueber Alles sprach sie mit großem Scharfsinn. Sie redete und unterhielt sich eigentlich nie im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ihre Meinung war immer in Reden eingekleidet, man mußte ihr stets zuhören, und die Gewalt, bisweilen auch die Last ihrer Ueberlegenheit drückten Einen nieder. Wenn sie ja eine Frage that, geschah dieß in solcher Zerstreuung, daß man gar nicht nöthig hatte darauf zu antworten, denn um die Antwort war sie wenig bekümmert, hörte sie auch wohl gar nicht an. Ihre außerordentliche Beredsamkeit riß Jedermann hin, ja, ich möchte sagen, sie unterjochte; man mußte ihr beistimmen, daher dachte man immer wie sie, so lange sie sprach, und erst wenn man sie nicht mehr hörte, ward einem klar, daß ihre Ideen und Behauptungen ganz von denen verschieden seyen, die man vorher über den Gegenstand gehabt. In derselben Stunde verfocht sie oft zwei ganz verschiedene Behauptungen, zwei entgegengesetzte Ideen. „Als ich sie kennen lernte — sagt ein geistreicher Franzose — war sie fünf und vierzig Jahre alt, hing aber noch gewaltig an Jugendlichkeit und allen Künsten des Putztisches, sie ging darin sogar weiter, als man einem jungen und schönen Mädchen vielleicht verzeihen könnte. Sie ist wohl nie schön gewesen. Ihr Mund, die Stellung und Größe ihrer Zähne, ihre Nase, ihre Gesichtsfarbe konnten sogar

häßlich heißen. Alles vergaß man aber über ihre herrlichen Augen, in denen sich wundersam ihre erhabenen und großartigen Gedanken spiegelten. Ihre Hände waren sehr schön und zart gebaut, sie wußte es aber auch recht gut, darum wurden sie sorgfältig in allen Richtungen gezeigt; immerfort drehte sie zwischen ihren niedlichen Fingern einen kleinen Pappelzweig mit zwei bis drei Blättern. Sie liebte das Geräusch dieser Blätter, und behauptete, es sey die obligate Begleitung ihrer Worte, und wenn man sie ihr nähme, würde ihre Rede verstummen. Im Winter traten kleine Papierröllchen an die Stelle des Pappelzweiges. Kam sie in ein fremdes Haus, so brachte man ihr mehrere ähnliche Spielsachen und sie wählte eins für den ganzen Abend daraus. Sie war unendlich gut, gefällig und ganz unfähig sich für Unrecht oder Beleidigungen zu rächen.

Besonders angenehm waren ihr diejenigen, die nicht immer ihre Meinung theilten, denn durch solche Leute erhielt sie Gelegenheit ihren Geist und ihre Beredsamkeit zu zeigen. Nichts war ihr deßhalb lieber und willkommener als Widerspruch. Gewiß ein sonderbares Mittel, einer Frau zu gefallen!

Frau von Stael liebte die große Gesellschaft und den Umgang, wo sie glänzte, aber sie haßte den Umgang mit Frauen, weil er in der Regel einem Geist wie dem ihrigen wenig darbot. Oft wiederholte sie, das Wort Schicklichkeit sey ganz aus ihrem Wörterbuch gestrichen, denn sie wolle immer nur thun, was ihr gefalle. So war sie denn auch ohne allen Zwang im Umgang mit den Männern, die sie beurtheilen und über Dinge geistreich mit ihr sprechen konnten, die ganz außer dem Kreis gewöhnlicher Unterhaltung lagen: je weiter und ungebundener die Unterhaltung war, desto besser für sie. Berühmtheit war ihr nothwendiges Lebenselement,

und Frau von Stael ist auf einem ganz andern Wege berühmt geworden, als die berühmte Frau, mit der man sie vergleichen will.

Frau von Genlis verbirgt sorgfältig ihr vielseitiges Wissen, und versteht es meisterlich mit Jedem Unterhaltung zu pflegen, so hoch, so niedrig er auch stehe. Nie zeigt sie mehr Geist als die, mit denen sie spricht. Schnell entdeckt sie den Punkt, wo der Andere einige Kenntnisse hat, und nun spricht sie mit einem Interesse darüber, das denen beruhigend seyn muß, die sich einer so berühmten Frau mit einiger Verlegenheit nähern. Unzählige Male hörte ich sie sagen, man könne immer Etwas lernen, selbst von dem Beschränktesten, denn immer wisse er noch einen Gegenstand gut. Es komme nur darauf an, diesen Punct recht zu finden, damit man ihn darüber zur Rede bringe.

Die Unterhaltung mit Frau von Genlis war unendlich angenehm und anmuthig. Sie hat Tausende von Bänden gelesen, verstanden, überdacht und nichts davon vergessen, denn ihr Gedächtniß ist außerordentlich. Aus der vornehmen Welt und vom Hof, wo sie lebte, weiß sie eine Menge anziehender Anecdoten und Züge, die sie meisterlich und ohne die geringsten Ansprüche erzählt.

Ihre Schriften haben etwas Strenges, Ernstes und Intolerantes in Beziehung auf Religion. Im Umgang aber ist Frau von Genlis gut und nachsichtsvoll, bekümmert sich nie um Anderer Thun, fragt nie um ihr Betragen, und vertheidigt und lobt oft, was Andere mit Bitterkeit angreifen und tadeln.

Nur ungern und schwer glaubt sie an das Schlechte, und darum geht sie bisweilen mit Leuten um, die solche Auszeichnung nicht verdienen. Sie muß hinreichende und sonnenklare Beweise haben, wenn sie etwas Nach-

theiliges von ihren Freunden glauben soll. Weiß sie doch aus eigner Erfahrung, wie weit die Verleumdung zu gehen vermag.

Da sie immer eifrig für die Sitten und für die Religion geschrieben hat, so hält sie sich zum festen und oft heftigen Angriff Alles dessen verpflichtet, was ihr schaden oder sie gar umstoßen könnte: wenn sie aber einmal die Feder niedergelegt hat, spricht sie ihre Meinung nur mit ächt weiblicher Sanftmuth aus. Ihre Feinde behaupten, sie sey devot geworden. Dies ist unwahr.

Frau von Genlis war in ihrer Jugend schön und reizend, voll Geist, Talente, Anmuth und Eleganz. Dazu erbte sie ein bedeutendes Vermögen und besaß eine sehr angenehme und ehrenvolle Stelle bei der Herzoginn von Chartres, die sie mit Güte überhäufte. Demungeachtet zog sie im dreyßigsten Jahre ins Kloster Belle-Chasse, um da ihre Kinder, ihren Neffen und die Kinder der Herzoginn zu erziehen. Sie war immer bei ihrem Unterricht gegenwärtig und ging nur selten aus. Dann aber besuchte sie entweder nur ihre Familie, oder führte ihre Zöglinge in die Vorstellungen der classischen Theaterwerke. Im Kloster nahm sie nur selten Besuche an, all' ihre Zeit war den Studien gewidmet. Hier hat sie ihre Kentnisse immer mehr erweitert und den Plan zu mehreren ihrer spätern Werke entworfen, deren Ertrag sie so edel verwendet hat, denn achtzehn Monat lang unterhielt sie damit Mademoiselle d' Orleans.

Bonaparte verstand sich auf die Beurtheilung und Würdigung des Verdienstes. Zuerst wünschte er einen fortgesetzten Briefwechsel mit ihr über jeden ihr gefälligen Gegenstand; dann bewilligte er ihr manche Vergünstigung, die sie für nothleidende Künstler nud Schriftsteller erbat, da ihre traurige Lage der Regierung zum Vorwurf gereichte. So gab sie auch Bonaparte man-

chen Wink, der befolgt ward. Gewiß hätte eine bigotte Frau bei ihm keinerley Einfluß gehabt.

Nie hat Frau von Genlis die Gelegenheit versäumt, Jemanden einen Dienst zu leisten. Den Ertrag ihres ersten Werkes verwandte sie, um damit interessanten Gefangenen die Freiheit zu erkaufen, und seitdem hat sie ihre Schriften oft zu Handlungen der Wohlthätigkeit verwendet. Sie hat Madame de Bonchamp's Leben nur unter der Bedingung geschrieben, daß der Ertrag unter arme Familien aus der Vendee vertheilt würde.

Sie hat wohl den Fehler, leicht denen Einfluß bei sich zu gestatten und sich von den Leuten beherrschen zu lassen, die hernach gleichgültig gegen sie wurden. Das ist aber nur ein geringer Fehler in dem schönen Bilde, und man würde ihn kaum bemerken, wenn die Menschen nicht geneigt wären, irgend einen an den edelsten Charaktern zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Lessing ging einst mit einigen Bekannten spazieren. Ihr Weg führte sie vor einem Galgen vorbei, an welchem ein Deliquent hing. „Machen Sie doch geschwind eine Grabschrift auf den Gehenkten“ sagte einer aus der Gesellschaft zu Lessing. „Nichts leichter,“ antwortete dieser, „Hier ruht er, wenn der Wind nicht geht.“ —

Ein französischer Soldat sah in Andernach einen Preußen mit der metallenen Denkmünze auf die Feldzüge von den Jahren 1813 und 1814 im Knopfloche. Der Erstere fragte den Letztern, was diese Medaille zu bedeuten habe? „Sie ist zur Erinnerung der gegen Napoleon geführten

Kriege für alle diejenigen geprägt worden, weche die Feldzüge wider Ihn mitgemacht haben, und sie sind aus dem Metall der eroberten Kanonen verfertigt worden" — erhält er zur Antwort. „Es ist ein Glück, sagte der Franzose, daß Napoleon nicht auf eine solche Idee gekommen ist, sonst hätte jeder von uns eine Kanone im Knopfloch tragen müssen.

Im Morgenlande hält die Polizei bekanntlich viel vom Nasenabschneiden, Ohrenfestnageln ꝛc. Ein Reisender sah zu Alexandria in Egypten, daß einem Oelhändler so viel Blut abgezapft wurde, als er am Gemäß des Oeles hatte fehlen lassen. So bestraft, würde mancher europäische Kleinhändler nicht leicht zur Vollblütigkeit gelangen.

Erlesenes.

Von Bewunderung bis zur Liebe ist bei den Frauen nur ein kleiner Schritt.

Mein tägliches Gebet ist: der Himmel bewahre mich vor Unglück, damit ich meine Freunde nicht kennen lerne.

Drey Menschen können sich eine Welt seyn für den Verstand — aber auch zwey nur für das Herz. —

Nichts geschieht in der Liebe durch Gründe; es scheint, als wäre sie eine göttliche Kraft, die in uns denkt und fühlt, ohne daß wir auf sie Einfluß haben. —

Die Putzsucht der Weiber und die Spielwuth der Männer sind die unerschütterlichen Grundpfeiler des Riesenbaues der Geldherrschaft, welche gewissenlose Wucherer auf den Trümmern verarmter Familien aufführen. —

Die Vergangenheit ist ein Licht, am Eingange der Zukunft aufgestellt, um einen Theil der Dunkelheit aufzuhellen. —

Rubens ist der wahrhaftige Herkules der Malerei, so wie Raphael der Apollo derselben ist. —

Von Bedienten, die reich geworden, sagt Rivarol: Sie sind vom hintern Tritt des Wagens in den Wagen selbst gesprungen, haben sich aber vor dem Rad in Acht genommen. —

Lakirte Blech- und Zinnfabrike.

Seine Boutique ist im 3ten Gang, und logirt im Gasthof zur Sonne.

Der hiesige Rindvieh- und Krämermarkt.

N. N. der, unwissend, wo? herumreist.

Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder, welche in allen guten Buchhandlungen zu haben sind.

N. N. starb gestern nach 30 stündigem Leiden. Er war Tags zuvor meuchelmörderisch ermordet worden.

Man sucht einen geschickt hinlänglichen und möglichst ledigen Müller.

Dreisylbige Charade.

Ein hohes Thier nennt dir das erste Sylbenpaar,
Hoch herrscht es in des Waldes Gauen,
In glänzend Gelb gekleidet wallt sein Haar,
Gleich Felsen sind der Zähne Reihen anzuschauen;
Vieldeutig ist der dritten Sylbe Sinn,
Zum Menschen reißt's den Menschen hin.

Das Ganze nennt den hohen Helden dir,
Der vor Jahrhunderten in Palästinas Auen,
Der Christenheit zur Ehr' und Zier,
Dem Heidenthum zum Schreck' und Grauen
Der Heiden Volk gleich einem flücht'gen Schwarm
Hertrieb mit kräft'gen Heldenarm.

Logogryph.

Fünfe brauchte Adam nie,
Viere wurden ihm entrissen;
Wenn die Fünfe zweye missen,
Denk' ans alte Testament,
Das als Gott die Dreye nennt. —

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 12tes Stück.

Schauspieler-Lied.

Wir haben fürwahr doch den glücklichsten Stand!
Sag' keiner mir etwas dawider —
Wir kamen daher aus verschiedenem Land,
Wir haben uns alle nicht früher gekannt,
Und jetzt sind wir Freunde und Brüder; —
Denn schnell wie der Edle dem Edlen sich ein't
Erkennet der Künstler im Künstler den Freund.

Chor.

(Wiederholt die letzten Zeilen jedes Verses.)

Der Zufall regieret die übrige Welt,
Geburt braucht der Fürst und der König,
Der Bauer den Segen vom Wetter erhält,
Der Bürger braucht Arbeit, der Kaufmann braucht Geld,
Bald hat er zu viel, bald zu wenig.
Uns kümmert Geburt nicht, noch Zufall noch Geld,
Wir schaffen uns selber die lustige Welt.

Was kümmert es uns, ob es Tag oder Nacht,
Ob Winter ob Sommer regieren?
Ob draußen die goldene Sonne uns lacht,
Obs regnet und schneit, ob es blitzet und kracht,
Uns kann das fürwahr nicht geniren; —
Denn Winter und Sommer, wie Tag oder Nacht,
Wird stets von uns selber zum Spaße gemacht.

Was fragen wir viel wohl nach arm oder reich,
 Was kümmert uns Bettler und König?
Für uns ist Minister und Bauer sich gleich,
Barone und Grafen und alles das Zeug
 Das schiert uns wahrhaftig sehr wenig:
Denn König und Bettler und Graf und Baron
War jeder von uns ja zum Spaße oft schon.

Ob Einer aus England, aus Spanien sey,
 Aus Rußland aus Welschland, aus Böhmen,
Aus Frankreich, aus Persien, aus der Türkei,
Aus China, aus Lappland, aus Botany-Bai,
 Das kann uns nicht freun und nicht grämen;
In jeglichem Land, sey es fern oder nah,
Wir waren ja selber zum Spaße schon da.

Was jetzund geschieht, und was ehmals geschah,
 Und was noch dereinst wird geschehen,
Was nimmer geschieht, was kein Auge je sah,
Für uns ist es lebend, für uns ist es da,
 Wir habens gefühlt und gesehen; —
Denn wir sind in allen drei Zeiten zugleich;
Für uns ist der Dichtung unendliches Reich.

Wir sind das moralisch'ste Völkchen der Welt,
 Wer nennt mir ein beß'res hienieden? —
Denn Jeder strebt nur, daß er Andern gefällt,
Und erst wenn er Alle zufrieden gestellt,
 Dann giebt er sich selber zufrieden.
Ja wenn auch nur Einer noch Mißfallen zeigt,
So seufzt er und hat seinen Zweck nicht erreicht.

Drum haben wir wahrlich den glücklichsten Stand! —
 Sag' Keiner mir etwas dawider —
Wir kamen daher aus verschiedenem Land,
Wir haben uns alle nicht früher gekannt
 Durch ihn sind wir Freunde und Brüder.
So trinket und bringet mit jauchzender Lust
Ein jubelndes Hoch! ihm aus fröhlicher Brust.

Wilh. Aug. Wohlbrück.

Der Vaterfluch.

Eine Novelle, erzählt von Napoleon.*)

Man sollte sich — hob Bonaparte an: in unsern Tagen mehr an die Zeit der Bourbons erinnern, an die Ministerschaft eines Mazarin und Richelieu, an die feige Despotie eines Ludwig XIII., an Ludwig XV., dem Weiberknecht unter der Herrschaft einer Pompadour, an die Verschwendung von Millionen für die Lüsternheit der Maitressen und Könige, an die Lettres de cachet und Bastillen, an die Frivolität und Galanterie des hohen Adels, kurz an jene weibliche despotische Zeit, welche den Keim der Revolution gebar und Frankreich mehr entvölkerte, als die Septembertage unsrer Zeit. Um an der kräftig aufstrebenden Gegenwart Freude zu finden, das Unabwendbare mit der Resignation der sich fühlenden Kraft zu tragen, muß man im Buche der Geschichte die dunkelsten Blätter der Vergangenheit entrollen.

So sey es denn eine Begebenheit aus den spätern Regierungsjahren Ludwigs XV., die ich mittheilen will.

Die Markise von Pompadour saß auf einem Lehnsessel in dem mit goldenen Zierrathen überladenen Salon der sogenannten Petit-Apartements zu Versailles. Der König, — das wußte man schon in der Anti-

---

*) Aus Napoleons Novellen. Erzählungen in den Abendzirkeln zu Malmaison, aus dem Stegreif gegeben. Nach dem französischen Manuscript der Madame C . . . . n frei bearbeitet von L. Riedmann. 2 Theile. Leipzig. 1827. —

chambre — war in der übelsten Laune von ihr gegangen. Fünf Vorzimmer waren gedrängt voll fremder Gesandten, Minister und Hofbeamte vom höchsten Range, welche sich beeilten der mächtigen Favorite ihre Demuth zu bezeigen. Selbst Glieder der Königlichen Familie sah man unter den Wartenden. Nirgends befand sich ein Stuhl oder Tabouret, selbst nicht im Salon der Markise, denn der Sessel des Königs ward sogleich nach dessen Verschwinden wieder hinausgetragen. Todtenstille herrschte in den Vorgemächern. Ein lautes Wort wäre Hochverrath gewesen, — und Flüstern? — wozu? — Keiner traute an diesem Hofe dem Andern.

Plötzlich, im vierten Vorgemach, erschallte ein Ruf: „Markis von Passemort!“ — Glücklicher beneideter Mann! — Mit stolzen Schritten folgte der Gerufene, eine lange Figur, mit scharfen hagern Gesichtszügen, dem diensthabenden Kammerherrn. Der schwere Vorhang von Sammt und Goldstoff war aufgezogen und der Markis beugte sein Knie vor der mächtigen Pompadour.

Schön war sie nicht mehr, aber hochgeschminkt. Die Jahre hatten lange schon die reizenden Züge der Jugend verweht, nur die glänzende Toilette hatte sie etwas verjüngt. Aber es lag etwas Hohes, Gebietendes in dem flüchtigen halben Blick, den sie nachlässig über die Achsel auf den Markis warf, indem sie fortfuhr ein Billet an den König zu schreiben.

„Sie haben eine Tochter, Markis?“

„Ich habe das Glück gehabt das unbedeutende Kind der ersten und schönsten Dame von Frankreich zu präsentiren.“

„Mag seyn — ich erinnere mich so halb und halb — sie ist schön? — man sagt's.“

„In Ihrer hohen Gegenwart, Madame! bekommt man für den Begriff Schönheit einen Maaßstab, welcher sich nirgend in der Welt wieder anwenden läßt.“

„Eh bien! wenn ich sage schön, so meine ich à la Grisette — das gnügt für den flüchtigen Zweck. Wie heißt das Kind?“

„Mariane.“

„Wie alt?“

„Achtzehn Jahr.“

„Gesund und frisch?“

„Wie Aphrodite, als sie auf Cypriens Gestade dem Meere entstiegen war.“

„Man sagt, sie sei einfältig, bornirt —“

„Unschuld, Blödigkeit?“

„Bah! Grimassen, um keine Betisen sagen zu dürfen; desto besser. Hören Sie! Ihnen ist ein Glück — Ihrer Mariane eine Ehre beschieden — sie ist der Auszeichnung gewürdigt, das Königliche Bett zu theilen. Sie werden sie vorbereiten.“

Der Markis war sichtbar, doch — schauderhaft ist es zu sagen — freudig überrascht. Er küßte in fast kriechender Verbeugung den Saum ihrer Schleppe und wagte halb laut die Bemerkung:

„Ich würde mich der allerhöchsten Gnade unwürdig machen, wenn ich nicht in Unterthänigkeit an die Betise des Mädchens erinnerte. Wer steht dafür, daß nicht eine alberne Caprice der Unerfahrnen mich compromittirt. Dürfte ich nur noch um einige Frist bitten und um die Gnade, daß sie im Parc aux cerfs bei der sogenannten Petite bande eingeführt würde, so möchte ich wohl dafür stehen, daß sie in wenigen Monaten ihre Prüderie oder Tugend, wie sie es nennt, ablegen würde.“

Die Markise lächelte fein, warf einen forschenden Blick auf den Markis und sagte dann scharf: „Ich durchschaue Sie, mein Herr! Sie sind eitel genug zu glauben, sie werde den König durch längern Umgang fesseln, wie die alberne Murphy, und klug genug sind Sie dieses zu wünschen. Doch — die kleine Person ist zu unbedeutend — es sey — ich werde sie beobachten lassen und schimmstenfalles — —"

Sie brach ab, und durch einen Wink entlassen, kroch der Markis fast rückwärts zur Thür hinan. —

Es war Mitternacht — einige Wochen später. Düster brannten die Lampions auf dem langen Corridor eines Gartensalons zu Versailles. Im Hintergrunde lehnte schlaftrunken ein Schweitzer auf seiner Hellebarde. Aus dem Spiegelsaal herüber tönte ferne Tanzmusik. Plötzlich überstieg ein Mensch die Marmorbalustrade des Säulenganges. Unfern, fast gleichzeitig öffnete sich eine Seitenthür. Ein weibliches Wesen schwebte hervor. Der Mann im Mantel klatschte leise in die Hände. Das Zeichen wurde von dem Mädchen erwiedert und in seinen Armen, an seiner Brust lag die reizende Schöne, vom tiefsten Schatten einer Nische gedeckt.

„Endlich, endlich, mein armer Guido!" flüsterte sie unter eiligen ungezählten Küssen: „endlich ist der Augenblick gefunden, wo ich den Verbannten vom Hofe wieder erblicken, umarmen darf! — O wann — wann wieder! — wann endlich soll diese unselige Trennung aufhören? — Ich ertrage sie nicht länger. Schon der Schmerz des nahen Scheidens verbittert mir das Wiederfinden."

Plötzlich riß der junge Mann sich los, erschrocken senkte sie ihr schönes Auge.

„Mariane!“ rief er: „ist das Lug oder Wahrheit? — Man sah Dich im Hirschpark unter den Lustdirnen des Königs — ja ich — ich selbst sah Dich auf dem flinken Falben an seiner Seite dahin sprengen. Und hier diese Bälle, diese Mummereien, dieser ewige Taumel der Lust, während Dein Freund, Dein Geliebter, Dein Verlobter unter tausend Gestalten umherschleicht, nicht weichen kann von der Geliebten, um einen ihrer Blicke sein Leben wagt — und — Höllenpein empfindet — denn — ich kann es nicht aussprechen — das Wort — der Gedanken schon würde mich tödten.“

Mariane schmeichelte den Glühenden mit den weichen kleinen Händen und blickte dabei so treu und innig in seine dunklen Augen, daß er sie, in der Seligkeit des Gedankens, weinend und lachend umschlang, und rief: „Ja, Du bist unschuldig, — noch bist du unschuldig, meine holde Taube — aber — —“

Muthwillig schäckernd hielt sie ihm den Mund zu, dann sprach das liebliche Kind fast altklug: „Närrchen! für wen bemüht sich denn Dein trautes Liebchen um die Gunst des Königs? — Doch wohl nur, um durch ein allergnädigstes Machtwort den Verbannten zu Gnaden und Ehren zu verhelfen — und dem Undankbaren wie ein treuer Schatten zu folgen, sey es auch nach Guadeloupe oder St. Domingo, wo er nächstens eine Millionen bringende Gouverneur-Stelle erhalten wird.“

„Um das gelbe Fieber zu bekommen, bedürfen wir der heißen Zone nicht,“ entgegnete Guido gereizt: „Du tanzest im Pesthospital der tiefsten Sittenverderbniß von Europa und sinkst jubelend in das Grab Deiner Unschuld, mich aber verzehrt der Gram; Deine Pläne sind auf den Krater eines Vulkans gebaut. Ich aber habe mich nicht zu Niederträchtigkeiten mißbrauchen lassen wollen. Ich habe über die Markise das freie Wort eines Man-

nes gesprochen und kann Gott danken, daß die freie Luft und alle Winde mein Kerker sind, und nicht ein Käfig in der Bastille, wie es den unglücklichen Ritter de Rassolier ging."

„Rassolier!" rief Mariane erschrocken: „das ist der Name meiner Mutter — heilige Jungfrau — doch nicht mein Oheim, welcher — ich war noch Kind — so räthselhaft verschwand?" —

„Derselbe — wenn er Dir nicht noch näher steht," entgegnete Guido in einer plötzlich feierlich werdenden Stimmung: „und ich war der Unglückliche, der ihm sein hartes Schicksal durch jugendliche Unbesonnenheit bereitete."

„O erzähle, mein Guido!" flehte das Mädchen schüchtern, sich ihm anschmiegend: „ich will ja nur hören, daß Du nicht so schuldig bist."

„Ich war noch Page," erzählte der junge Mann in tiefer Bewegung: „eines Abends stand ich mit noch einigen meiner Kameraden im Vorzimmer der Pompadour und erwartete des Königs Rückkehr von der damals noch bildschönen Favorite. Ich hatte kurz zuvor auf dem Corridor einige Verse gefunden und las sie jetzt in der muthwilligsten Laune meinem kleinen Auditorium vor. Unbemerkt stand der König hinter mir. Ich war wie versteinert. Sein Befehl entriß mir das Blatt. Ich zitterte. Er las und lachte, wie mich dünkt ein wenig schadenfroh. Mit dem offenen Blatte begab er sich zurück zur Markise. Es war ein Spottgedicht auf die allgemein Verhaßte. Man forschte nach und erfuhr, das der unglückliche Rassolier wenige Minuten früher, ehe ich das Blatt gefunden hatte, über den Corridor gegangen war. Er war als Satyriker bekannt. Der Verdacht fiel auf ihn. Die Markise ließ heimlich sein Schreibbüreau öffnen und eine Abschrift des Epigramms fand sich dort;

Beweis genug für das erzürnte Weib. Ihre Rachsucht kannte keine Grenzen. Ein eiserner Käfig in der Bastille ist seit fast neun Jahren schon sein schauderhaftes Gefängniß, und ich — ich — Unglücklicher habe durch Leichtsinn die Qualen dieses Mannes veranlaßt."

„Horch! Geräusch!" flüsterte Mariane, ihm den Mund zuhaltend. Beide horchten. Es war still. Noch tiefer zogen sie sich in den Schatten einer Bogenpforte zurück und Guido nahm wieder das Wort: „Die Zeit verrinnt, indem ich Dir alte Geschichten erzähle Dringendes habe ich Dir zu sagen. Du gelobtest einst meine Braut zu seyn, Mariane. Es war in den Rosentagen unsres Glücks, willst Du es in den Dornentagen halten?"

„Ewig — doppelt im Unglück!" schwur sie.

„Gut — ich nehme Dich beim Worte. Großmüthiger wäre es, Dir zu entsagen, aber, Gott weiß es, ich vermag es nicht — es wäre auch Dein Unglück; besser in Armuth, als in Sünde gelebt. — Willst Du mir folgen in Armuth, um der Sünde zu entfliehen, Mariane?"

„Ob ich will, Guido?" rief Mariane und preßte sich, leise weinend, fester an seine Brust: „Du kränkst mich durch die Frage. Führe mich fort von hier, sogleich — ich folge. Was hab ich auf der Welt, ohne Dich? — Zum Vater kein Vertrauen, keine Liebe — Du bist meine Welt, Du allein — o laß uns eilen, mein Guido!" —

„So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht — ja Du bist mein trautes Liebchen. Ich habe Alles zum voraus bereitet für die Flucht — wir schiffen uns ein nach Guadeloupe und sagen auf ewig Valet dem schönen Frankreich und Deinem herzlosen Vater."

„Aber — setzte der junge Mann zögernd hinzu: „dort am Ende des Corridors steht die Schildwacht.

Will sich mein treues Mädchen dem Arme des Geliebten vertrauen, so hebe ich Dich leicht über die Balustrade in den Garten."

Ihre Antwort war eine Umarmung, und der kraftvolle junge Mann trug die Geliebte leicht und leise zu dem Marmor-Gesimse, als plötzlich eine schnell geöffnete Blendlaterne ihr Licht auf die beiden Flüchtlinge warf und das immer lächelnde Antlitz des Markis Passemort wie aus der Dunkelheit der Nacht und der Hülle des Mantels herauf zu tauchen schien.

„Ah bon jour, Monsieur le Chevalier!" redete er Diesen mit einem leicht höhnenden Zucken der Mundwinkel an: „Sie verpflichten mich ungemein durch die Gewogenheit meine Tochter auf sonderbaren Wegen spazieren zu führen, doch gestatten Sie gütigst dem besorgten Vater die Bemerkung, daß es jetzt gerade Sr. Majestät höchst unangenehm seyn würde, wenn Mademoiselle sich entfernte. — Danke dem Herrn für seine Gewogenheit, Mariane!"

Damit bot er mit einer zierlichen Verbeugung der Tochter den Arm. Doch in einem Blick, den er auf den jungen Mann geworfen hatte, lag der kälteste — giftigste Hohn.

„Spotten Sie des Unglücklichen noch, Herr Markis?" entgegnete St. Omar; „können Sie zweifeln, daß hier das Höchste und das Heiligste auf dem Spiele steht? — Ja — so wissen Sie — ich gebe mit diesem Bekenntnisse mich in ihre Hände — allerdings wollte ich Ihre Tochter entführen. Sie selbst gaben mir einst das schöne Recht, um die Gunst dieses Himmelskindes zu werben. Es gelang mir. Das Band der ersten seligen, reinen Liebe umschlang zwei hochbeglückte Herzen. Ein Jahr — ein süßer Traum verrann minutenschnell — end-

lich erhielt ich Hauptmanns-Rang — ich warb um Mariane. Mit Ihrer Genehmigung wurde sie meine Verlobte, da zogen Sie nach Paris — und Sie — der mittellose Edelmann aus der Bretagne — waren durch Protection am Hofe und Gott weiß durch welche geheime Erwerbsquelle reich geworden und hoch gestiegen. Was hatte ich dagegen? Sieben Wunden — alten Adel — weiter nichts! — Sie brachen Ihr Wort, Herr Markis! — das Ehrenwort eines Edelmannes haben Sie gebrochen, Ihr Haus mir verboten, bei der mächtigen Favorite mich angeschwärzt, und jetzt stehe ich vor Ihnen — elend durch Sie, bitte nicht — nein ich fordre mein Recht — die Hand Ihrer Tochter!" —

„Schön gesagt, mein Herr Chevalier!" entgegnete der Markis mit affectirter Kälte und präsentirte dem höchst Aufgeregten seine goldene Tabatiere: „Sie declamiren vortrefflich — sollten Parlaments-Redner in England oder Arlequino auf dem Marionetten-Theater zu Mailand werden. —"

„Es steht bei Ihnen, mich zu befördern," unterbrach ihn St. Omar, indem er mit ungeheurer Selbstbeherrschung sich zwang den Spott zu überhören: „Sie gelten beim Cardinal — ein Wort und ich stehe an Rang und Vermögen Ihnen gleich, erfüllen Sie Ihr Wort — beglücken Sie zwei Herzen, die gebrochen Sie vor dem Richterstuhle des Allmächtigen verklagen werden."

„Bah!" lachte der Markis: „Monsignore dio läßt mit sich handeln — ich kenne keine Sünde, wogegen sich aus dem Gnadenschatz der Kirche nicht Ablaß kaufen ließe —"

„Guido, verschwende Deine Worte nicht!" unterbrach Mariane den lebhaft aufwallenden jungen Mann, mit den Accenten des tiefsten Unwillens.

„Nur das Eine noch," flehte er und hielt den Arm des Markis zurück: „nur nicht dem Könige die Perle."

„Perlen, mein Herr!" lächelte der Markis zurück: „geziemen sich für Könige besser, als für Bettler."

Guido zuckte am Griff seines Dolches — aber er war ja Marianens Vater! Voll Schmerz verhüllte er sein Antlitz. Als er aufblickte, waren Beide verschwunden.

Noch einige Tage vergingen. St. Omar vermied den Hof. Es war ihm nicht möglich die Geliebte aufzugeben, noch weniger sie im Glanz des Hofes von den Feuerblicken des Königs verfolgt zu sehen.

Verschiedene Versuche, sie heimlich zu sehen, scheiterten. Trostlos suchte er in der dritten Nacht, welche auf die Vorgedachte folgte, das Lager. Der Schlaf flieht nur bei leichten Bekümmernissen. Gegen ein schwereres Leid sendet der Himmel den mohnbekränzten Bruder des Todes, als milden Tröster. Die Spannung aller Seelenkräfte im Schmerze führt durch die Abspannung den Schlaf herbei. So ruhte St. Omar, halb angekleidet, auf dem Divan in seiner Wohnung, und neckende Traumgötter umgaukelten ihn mit den lieblichsten Bildern glücklicher Liebe, — da hörte er plötzlich von einer rauhen Stimme seinen Namen gerufen. Noch schlaftrunken öffnete er im halben Bewußtseyn die Augen. Er traute seinen Blicken nicht — glänzende Waffen — Bajonette —

St. Omar sprang auf — ein Lettre cachet des Königs wurde ihm vor die Augen gehalten. — „Sie irren sich," rief er: „es ist nicht möglich —"

„Sie sind doch der Chevalier Guido von St. Omar?" fragte der Offizier.

„Allerdings — aber ich habe nichts verbrochen — ich bin unschuldig — bei Gott dem Allmächtigen!“

„Dann sind Sie der Rechte,“ entgegnete Jener mit einer bittern Ironie: „die Bastille ist schon lange kein Kerker für Schuldige mehr, sondern ein Asyl für die Unschuldigen, welche das Unglück haben, Mächtigen zu mißfallen. Sie haben Unglück, mein Herr! aber folgen müssen Sie.“

„Herr Kamerad,“ antwortete St. Omar mit der Resignation einer starken Seele: „Sie haben mehr Unglück, als ich. Sie müssen ehrlosen Zwecken der Aristokratie dienen — ich bin nur das Opfer davon.“

Es schien dem Unglücklichen, als ob er in den scharfen Zügen des alten Kriegsmannes etwas Edleres lese, als dessen jetziger Auftrag verrieth. Unverkennbar war eine gewisse Theilnahme im Auge die der Unglückliche nur zu leicht mit dem eigenthümlichen Zartgefühl der vom Schicksal wund geriebenen Stelle seines Herzens erkennt, St Omar ergriff plötzlich mit Wärme die Hand des wahrlich — wie die braunen Züge verriethen — nicht auf Rosenbetten alt gewordenen Lieutenants, und sagte halb leise, aber dringend: „Sie sind menschlicher, als Ihr Amt, sagen Sie mir um Gotteswillen die Veranlassung meiner Haft.“

„Nicht raisonnirt — Sie haben zu schweigen und zu gehorchen!“ rief der Lieutenant, plötzlich zurück tretend, mit rauher Kriegerstimme. Dann gebot er: „Besetzt die Ausgänge — der Arrestant hat Anhang unter der Leibgarde — laßt Niemand ein- und auspassiren — Marsch!“

Die Soldaten zogen sich zurück. — Der Offizier verschloß die Thüren, dann öffnete er das Fenster des Schlafzimmers, welches nach dem Garten hinaus lag.

Er lächelte — warf dankend einen verklärten Blick gen Himmel und trat wieder zu seinem Gefangenen.

„Kennen Sie diese Narbe, Capitain?“ sprach er freundlich und entblößte die Stirn.

„Bei Gott!“ rief der Angeredete: „diese Züge dämmern in mir auf — ein halb erloschenes Bild — und doch —“

„Ist das Gedächtniß des Geretteten treuer, als das des Retters,“ lächelte der Offizier.

„Wäre es möglich? — Der Sergeant — Lion de Mars —“

„So war mein Beinamen — das einzige Ehrenzeichen aus zehn Feldzügen und vierzig Schlachten, mein Herr! außer dieser Narbe, — den zweiten Hieb fingen Sie auf — ich hatte mich zu weit vorgewagt, im Feuer der Verfolgung hörte ich nicht Retraite blasen, Sie allein kehrten um und retteten durch Heldenmuth und Löwenkraft den Umringten. Doch ich kann vergelten — und danke Gott dafür — dort — das Fenster — steigen Sie hinab am Weingeländer —“

„Und Ihr Loos? — edler Mann!“ rief der Erstaunte, den alten Soldaten umarmend.

„Ist das lohnende Bewußtsein — vergolten zu haben —“

„In der Bastille?“

„Die philosophische Ruhe des Kerkers befördert die Einkehr in sich selbst und findet man im Innern das Bewußtsein einer guten That, so giebt der Frieden der Seele auch im Kerker ein beneidenswerthes Glück.“

„Hochherziger Mann!“ rief St. Omar, im Feuer der raschen Empfindung: „ich sollte mich von Ihnen übertreffen lassen? — Nimmermehr! — Sagen Sie meiner Mariane, der Tochter des Markis Passemort,

wohin mich meine Liebe geführt hat — und sie wird vielleicht Mittel finden mich zu retten."

Der Alte entblößte sein Haupt. „Diese bleichen Locken" sagte er mit Rührung: „liegen vielleicht nur zehn Jahr im Kerker — Ihre schwarzen — vierzig. Sie, mein Herr! wagen vier Mal mehr, als ich, — also lassen Sie mich für Sie gehen."

„Dich, ehrlicher Lion de Mars," versicherte St. Omar gutmüthig: „würde kein Sterblicher retten, aber ich habe Hoffnung."

„Bastille und die Gruft giebt Keinen wieder," antwortete der Alte mit dumpfer bewegter Stimme.

Aber St. Omar hörte ihn nicht, hatte mit flüchtigen Zügen einige Worte an Mariane geschrieben, drückte Diese dem alten Löwen des Kriegsgottes in die Hand und sprang aus der Thür — den wartenden Soldaten entgegen.

„Da habt Ihr mich!" rief er — und: „Marsch!" commandirte der alte Krieger und zerdrückte dabei heimlich eine Thräne zwischen den grauen Wimpern.

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Der Kaiser Joseph II. erhielt einst nachstehende mit diplomatischer Genauigkeit hier abgedruckte Bittschrift:

„Eine Ersuchung und höfliche Bitte:"

„Ich Joseph Gnedt in Tiefenthal um Wagram unter Oestreich ein Viertel unterm Manhartsberg in dem Hause Num. II. unter dem Erzherzog Ferdinand Daskanikreis bekenne, wie daß ich der einzige Sohn seye und einen Stieffattern habe und das Haus nicht bekommen werde und eine Lust hätte Euer k. k. Majestet zu dienen also bitte ich Ew. k. k. Majestet sie möcht die Güte haben und mich auf-

nehmen unter die geringe Gavalerie und zum liebsten were es mir unter ein gringekleidetes regiment aber das bitte ich mir aus, daß ich nicht unter ein Fußvolk kumme, denn es wäre wider meine Natur also bitte ich Ew. k. k. Majestet sie möchten mich bald zitiren lassen ich wollte auch Ew. k. k. Majestet treulich dienen und mein Fleisch und Blut dargeben, wenn eß Gott gesellig wer, ich verhoffe meine Bitt bald zu erlangen mein alter ist 23 Jahr meine Lenge 5 Schuh 7 Zoll und ohne Fehler Jeseph Gnedt. Actum Tiesenthal am Wageram."

Die Aufschrift dieser Eingabe war:

„Diesen Brief per Bosto zu erschicken in die Haubtstadt Wien an ihre k. k. Majestet Josephus der zweite selbst einzuhändigen."

Der Kaiser überließ dem Supplikanten die Wahl des Reiterregiments, und er gab dem Regiment Lobkowitz Cheveaux legers den Vorzug. Bei diesem wurde er auch eingestellt.

Ein Gelehrter will die Bemerkung gemacht haben, daß die Modificationen des Lachens in dem Bereich der fünf Vokale blieben. Nach ihm lacht das männliche Geschlecht in A. das weibliche in E. der Frömmling in J. der Landmann, der Sohn der Natur, in O. und das Lachen der alten Frauen geschehe in U. Der Abbe Damasceno, ein Italienischer Sternkundiger, gab 1662 eine kleine Broschüre heraus, wo er nach den Temperamenten das Lachen chen unterschied. Seiner Behauptung nach lacht der Melancholische in E., der Phlegmatische in A. und der Sanguinische in O.

Räthsel.

Ein Eisen, vielen unentbehrlich,
Dem Kassenführer oft beschwerlich,
Wer's andern bereitet, ist selten ehrlich,
Und dem, der hoch steht, ist's gefährlich.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 13tes Stück.

Frau von Stael und von Genlis.

(Beschluß.)

Frau von Stael zeigt in ihren Schriften die ganze Kraft, die ganze Energie und Philosophie eines Mannes. Frau von Genlis Werke hingegen athmen nur die Anmuth und das Gefühl einer zart denkenden Frau. Jene lebte nur gern in großen Zirkeln und in allen Vergnügungen der großen Welt, weil sie da allein die Bewunderung finden konnte, die ihr nothwendig war und die sie auch verdiente. Diese aber lebte in der Einsamkeit, und nur auf dem Lande war ihr wohl. Frau von Stael besaß keines von den das Leben verschönernden Talenten, sie verstand nichts von Musik, Zeichnung, Malerey, Sticken u. s. w., ja sie verachtete sogar alle feinen Handarbeiten der Frauen. Frau von Genlis aber übte alle mit Auszeichnung.

Freuen wir uns also über die Werke dieser beiden berühmten Frauen ohne ihnen und unsrer Achtung für sie durch einen Vergleich zu schaden, wobei immer nur die Fehler aufgesucht werden.

Frau von Stael ging wenig mit Genferinnen um, deren — vielleicht etwas pedantische — Sittenstrenge

nicht zu ihrer eigenen Freyheit und Ungebundenheit paßte. Nannte sie sich doch selbst einen braven Mann. Nur zwei geistreiche Genferinnen — Madame Necker ihre Cousine und Madame Riliot-Huber — waren von Frau von Stael gern gesehen und sahen sie oft. Alle Frauen aus der Fremde drängten sich zu ihr.

Natürlich liebte sie den Umgang mit Männern weit mehr, denn mit ihnen konnte sie frey über Dinge sprechen, die den Frauen ganz fremd sind. Als sie von dem französischen Gewalthaber verwiesen wurde, war sie untröstlich darüber und wiederholte oft, sie wolle lieber nur hundert Louisd'or in der Jean-Pain-Mollet-Straße zu Paris, als hunderttausend Franken in Coppet zu verthun haben.

Um die Langeweile dieses durch die Natur so reizenden Aufenthalts zu verscheuchen, beschloß sie auf dem Theater ihres Schlosses Tragödien und Komödien aufzuführen. Ich habe mehrere gesehen, von denen aber keine zu loben waren. Die Frauen Stael, Riliot und Recamier führten Andromache auf. Letztere war als Heldinn des Stückes so schön, daß man sich wenig um ihr mittelmäßiges Spiel bekümmerte. Frau von Stael's Spiel war auch übertrieben, sie machte viel zu viel Bewegungen und schrie unbändig. Die Herren Labran, Benjamin Constant, der verstorbene August Stael, der unglückliche Labedoyere, dem damals so viel schöne Hoffnungen lächelten, und Sismondi hatten die männlichen Rollen. Letzterer war gar unterhaltend durch seinen starken Genfer Dialect, wodurch freylich Racine's Verse nicht wenig verstellt wurden. A. W. Schlegel soufflirte. So führte man Zaire, Gustav Wasa und endlich ein Drama der Frau von Stael auf, worin Benjamin Constat den Propheten Elias machte. Er sprach aber so

schwer, daß seine Deklamation dadurch sehr unangenehm wurde.

Um zu rechter Zeit zu diesem Schauspiel zu kommen, mußte man Mittags von Genf wegfahren; denn das Theater in Coppet begann bei guter Zeit. Man nahm in einem kleinen Saale Platz und aß da Brot, Cioccolade, oder was man sonst mitgebracht. Um Mitternacht endlich war die Vorstellung zu Ende. Müde und hungrig verließ man Coppet, nahm sich aber doch ernst vor, das nächste Mal wieder zu kommen, damit man sich zu der kleinen Zahl Auserwählter zählen könnte, wiewohl zweimal mehr Billets zu diesen Vorstellungen ausgegeben wurden, als Personen Platz hatten. Es war eine wahre Wuth Verse schlecht hersagen zu hören, die man zu Hause lesen konnte. Aber auch ich drängte mich wie die Andern zu diesem Theater. Es that mir aber doch leid, daß sich Frau von Stael damit lächerlich machte. Sie spielte die Zaire! . . .

Jeder kennt die zärtliche Anhänglichkeit der geistreichen Frau für ihren Vater und ihre schöne Verehrung für sein Andenken. Sie ließ ihn so wie Madame Necker in einem Gehölz bei Coppet beisetzen. Erst sollte dieß in einem ungeheuern Gefäß voll Weingeist geschehen, um den Körper unzerstört zu erhalten. Es kam aber nicht dazu; es ist also unwahr, daß dort die zwei Körper in einer Art von antiken Badewannen schwimmen sollten. Ihre Gräber bedeckte vielmehr ein Monument aus weißem Marmor. Rund herum lief eine hohe Mauer mit einer Thür, zu der Frau von Stael allein den Schlüssel hatte. Nur ihre Kinder durften sie hieher begleiten. Umsonst bat Bonstetten, mit dem sie sehr vertraut war, um die Erlaubniß einmal in das Heiligthum treten zu dürfen. Immer schlug sie es ihm ab. Dadurch wurde seine Neugier immer mehr gesteigert, er beschloß daher

alles zu versuchen, um heimlich da einzudringen. Er schlich sich also einst in den Gemüsegarten und bemächtigte sich dort einer Leiter, die er selbst bis zu der Mauer schleppte. Er legt sie an und steigt hinauf. Oben will er sie nach sich ziehen, um auf der andern Seite hinab und wieder hinauf zu steigen. Die Leiter wird ihm aber zu schwer, er hat nicht Kräfte genug sie nachzuziehen, und in Gefahr von der Mauer zu stürzen, läßt er sie los und sie fällt zur Erde. Nun war guter Rath theuer. Alles Rufen hätte nichts geholfen, denn weit von dem Eingang stand das Schloß und überdieß hätten ihn die Leute bei Frau von Stael verrathen, und diese wäre wohl nicht gleichgültig über die Indiscretion des Hausfreundes gewesen. Zu seinem größten Leidwesen hört er eben die Glocke zum Mittagsmahl läuten, wobei er gewöhnlich sehr pünktlich war. Große Schweißtropfen traten traten ihm auf die Stirn, denn die ziemlich hohe Mauer war oben schmal. An's Herabspringen schien er um so weniger zu denken, da Bonstetten nicht mehr jung und dabei sehr wohl beleibt war. Ein neues Läuten der Glocke schien ihm zu gelten, und zerschnitt sein Herz. So mußte er zwei Stunden auf der harten Mauer hängen. Endlich kam August Stael, den Bonstetten's fortgesetztes Ausbleiben unruhig gemacht, und der ihn daher überall gesucht hatte. Man verschwieg Frau von Stael den wahren Hergang der Sache und eine Unpäßlichkeit wurde vorgewendet.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Mariane hatte zwei Fehler, welche aber Beide aus einem menschlich wohlwollenden Herzen und einem Selbst-

gefühl ihres höhern moralischen Werths entstanden. Sie traute sich selbst und Andern zu viel.

Nach jener Scene auf dem Corridor war ihr Vater sich gleich freundlich geblieben. Der König zeichnete sie zwar sehr aus, allein seine Galanterien waren zu fein, um bei dem freien Umgangston, der damals am Hofe von Versailles herrschte, dem sich rein fühlenden Mädchen noch länger in dem grellen Lichte erscheinen zu können, welches St. Omars leidenschaftliche Aeußerungen auf einige Augenblicke ihr gegeben hatte.

Nichts beunruhigte sie, als St. Omars plötzliches Verschwinden. Doch auch diese Unruhe verschwand, wie der Minister, Cardinal Barrois, ein Günstling und heimlicher Anbeter der mächtigen Markise, welcher mit ihren Plänen, das schöne Mädchen in die Arme des Königs zu liefern, übereinstimmend handelte, — eines Abends in einem der glänzendsten Hofcirkel hinwarf: er habe sich veranlaßt gesehen kürzlich den jungen St. Omar mit einer geheimen Mission nach St. Domingo zu senden. Derselbe habe unmittelbar nach Empfang des Befehls noch mitten in der Nacht abreisen müssen, um das Absegeln einer vor Toulon liegenden Fregatte nicht zu versäumen.

An demselben Abend erfuhr Mariane von ihrer Zofe, daß St. Omar viele Versuche gemacht habe, sie heimlich zu sprechen, welches aber an der Wachsamkeit des Portiers gescheitert sey. Dieser habe auch einen an sie gerichtet gewesenen Brief aufgefangen, aber dem Markis, ihrem Vater, eingehändigt. Unter diesen Umständen überzeugte sich Mariane, daß jeder Versuch vergeblich sein würde von dem Letzten etwas Näheres zu erfahren. Es beruhigte die Getäuschte einigermaßen, daß ihr Vater mit dem freundlichsten Wohlwollen zu ihr sagte: St. Omar sey jetzt auf dem Wege eine glänzende

Carriere zu machen, erst wenn er reussirt haben würde, sey vielleicht an eine nähere Verbindung zu denken.

Freudig bewegt drückte Mariane ihre Lippen auf die Hand ihres Vaters und stammelte Dank für die Hoffnung.

„Es steht bei Dir, meine Tochter," sagte der Alte mit einem zweideutigen Lächeln: „St. Omat zu poussiren. Du hast das Ohr des Königs, etwas mehr Freundlichkeit und weniger Prüderie — und ein Königreich liegt zu Deinen Füßen."

„Mein Vater!" rief das erschrockene Mädchen, noch zweifelnd ob sie recht gehört und recht verstanden habe: „ich soll den Geliebten erwerben, indem ich ihm treulos werde?"

„So bleib ihm treu und tödte ihn. Er sitzt gefangen in der Bastille."

Erschütternd wirkte diese Nachricht auf das Gemüth des liebenden Mädchens. Ein heftiges Zittern hatte ihre Nerven ergriffen. Mit starren, dem Wahnsinn abgeborgten Blicken betrachtete sie den Vater, der sie um das Glück ihres Lebens betrogen hatte, und jetzt — das sah sie — auch ihre Tugend verkaufen wollte. Ein leichter Zug des Hohns spielte lächelnd um die Lippen des Markis. Damit aber war ihr Gefühl in der heiligsten Tiefe verletzt. Ihr Glauben an die Menschheit war in diesem einen Augenblick untergegangen. Sie fühlte sich und ihre Liebe nur auf die eigene Kraft angewiesen, und dieses Bewußtsein gab ihr eben jene erbebende Kraft — jenen düstern, entschloßnen Willen, den man die Entschlossenheit der Verzweiflung nennen könnte.

„Mein Vater," sagte sie mit einer Hoheit, die den Markis überraschte: „führt mich zum Könige, wann Ihr

wollt, — Ludwig ist ein ritterlicher König, ich werde Schutz bei ihm finden gegen die Scorpionstiche meines Vaters."

Ludwig XV. hatte in seinem funfzehnten Jahre sich vermählt. Zehn Jahre lang hatte er, treu seiner Gemahlin, ein glückliches harmloses Leben geführt. Da endlich siegte die Macht des frivolen Zeitalters, er fiel in die Netze lockender Koketten und versank immer tiefer in den niedrigsten sinnlichen Lüsten. Alle Schranken der Schaam waren durchbrochen. Der Versailler Hof war ein Sodom und Gomorrha von Sittenlosigkeit und Schwelgerei. Der höchste Adel geizte nach der Ehre, seine Töchter und Schwestern dem Königlichen Wollüstling in die Arme zu liefern; 150,000 Franken Ausstattung war der bekannte Preis eines solchen Opfers. Die Pompadour verschwendete Millionen, beherrschte den König und seine Minister und Frankreich. Fremde Gesandten buhlten um ihre Gunst, und Friederich der Große mußte ein derbes Wort über sie dadurch büßen, daß Frankreichs Heere mit seinen Feinden zogen. Die Prinzen vom Geblüt, selbst die Königin, mußten die nie zuvor erhörten Anmaßungen der Königlichen Maitresse sich gefallen lassen, die jetzt bei verblühter Schönheit nur noch durch Ränke und die Macht der Gewohnheit im Harem dieses verlebten Sultans herrschte. Und Dieses gelang ihr, indem sie die Ausschweifungen des Königs begünstigte, ihm immer schönere, aber möglichst geistlose Opfer zuführen ließ; zu einem solchen war, wie wir wissen, Mariane ausersehen. Zwar hatte der König oft eine gewisse ritterliche Galanterie gegen Damen zu erkennen gegeben. Mariane kannte ihn so, da er sich in den glänzenden Umgebungen seines Hofes gern von die-

ser Seite zeigte. Allein sie wußte nicht, daß der Wollüstling charakterlos ist. Heute des größesten Edelmuths fähig, und morgen der schwärzesten Niedrigkeit.

Jetzt schlug es zwölf Uhr, — Mitternacht. Ein kleines ungeschmücktes Vorzimmer war nur düster erhellt von einem Wandleuchter. Einige Pagen trieben flüsternd ein neckendes Spiel unter einander. Lakaien kamen mit silbernen Armleuchtern durch die Mittelthür und begaben sich damit rechts in ein eine Seitenthür, aus welcher der Duft von Ambra und Weihrauch hervordrang, so oft sie geöffnet wurde. Es war das Schlafzimmer des Königs.

„Wer hat die Ehre des Betts?“ fragte ein Page leise lachend den Andern.

„Die Krone von Allen, die schöne Mariane,“ entgegnete ein Zweiter.

„Auf Ehre, das ist verflucht!“ rief ein Dritter: „ich gönne sie mir lieber, als dem Könige.“

„Geduld — begnüge Dich mit der Erbschaft,“ lachte ein Vierter: „ich wette, nach fünf Nächten — —“

„Ist die Wittwe vacant,“ tröstete sich Jener: „und ich nehme sie auf Glauben, versteht sich mit zweimalhunderttausend Livres Ausstattung —“.

„Va!“ rief plötzlich eine tiefe Stimme. Die Pagen fuhren schüchtern auseinander. Diener mit Lichtern traten ein, und die hohe ritterliche Gestalt eines Mannes in seidener Nachtkleidung hielt den Pagen leicht bei der Schulter fest. Es war der König. Man sah es an den noch immer schönen, aber sehr verlebten Zügen des schon gealterten Monarchen. Ein feines Lächeln zuckte um seine Lippen, als er sagte: „Va — Monsieur Sablon! Ihr bekommt die Wittwe des hoffentlich dann noch lebenden Königs 200,000 Livres und dem Obristenpatent. Ihr sollt es mir noch Dank wissen, Bürschchen, wie ich

sie instruiren werde, um Euch glücklich zu machen. Adieu!" —

Der König ging in das sammtne Schlafgemach. Die Pagen wagten kaum zu athmen. Kammerdiener eilten ab und zu. Binet, der Vertraute des Königs, trat einigemal hinaus auf den Corridor. Er schien mit einiger Verlegenheit Jemanden zu erwarten. Jetzt wurden aus dem zweiten Vorzimmer Lakaien abgesendet. Alles war dann wieder still. Nur in tiefer Ferne hörte man die dumpfen Tritte der Schildwachen von der Schweizergarde. Endlich öffnete sich die Flügelthür, und ein hagerer langer Mann, im Hofcostüm, mit Perücke und Galanteriedegen, trat ein. Am Arme führte er ein ausgezeichnet schönes Mädchen, dessen schwebender Gang und zarten, fast ätherischen Umrisse, in der Dämmerung etwas magisch Bezauberndes hatten.

Ihr dunkles Haar wallte in natürlichen Locken auf den blendend weißen Nacken und ängstlich sich hebenden Busen herab. Ein Kranz von weißen Rosen auf demselben, war der Schmuck eines Opferlammes, aber auch das Sinnbild der Unschuld, und ein feiner indischer Schleier von gleichem Stoff, wie das idealische Gewand, deutete auf Tugend und Sittsamkeit. Die bleichen Wangen erhöhten die vergeistigte Schönheit des Mädchens, dessen dunkles Auge niedergeschlagen, fast ganz von den langen seidnen Wimpern bedeckt war. Sie war das Bild einer himmlischen Demuth. Selbst Binet war einen Augenblick überrascht, als plötzlich die Kerzen von einem Armleuchter, womit ein Lakai herbei sprang, sein glänzendes Licht über die Feengestalt ausgossen.

„Der König" flüsterte er: „hat Sie schon mit Ungeduld erwartet. Ihr Glück ist gemacht, schöne Markise! — Ich hoffe Sie werden sodann des alten Binet

nicht vergessen, der es begründet hat, — jetzt folgen Sie mir."

Mariane erröthete. Einen Augenblick trat sie zögernd zurück. Dann schlug sie das dunkelblitzende Auge auf. Eine rasche Entschlossenheit — ein erhöhtes geistiges Leben schien sie ergriffen zu haben. Sie folgte.

Eine Viertelstunde etwa verging. Die Pagen hatten sich zurückgezogen. Binet saß auf einem Tabouret in der Fensterbrüstung und trommelte mit leisem Pfeifen das damals beliebte: „Marlborough s'en vat en guerre," an den Fensterscheiben. Der Markis ging mit einer sonderbaren leisen Unruhe auf und nieder.

„Sie wollen sicher den hellen Morgen erwarten, Monseigneur!" redete Binet ihn endlich mit ironischem Lächeln an: „Sie soll die neu aufgehende Gnadensonne gleich mit ihren ersten Strahlen bescheinen?"

„Ich versprach meiner Tochter zu warten, mein Herr!" entgegnete der Markis mit geschmeidiger Höflichkeit: „Sie werden daher meine Anwesenheit entschuldigen."

Plötzlich öffnete sich die Thür der Königlichen Gemächer und heraus trat der König, indem er mit einer ritterlichen Galanterie Marianen führte. Jetzt erblickte er den Markis, der sich fast bis auf den Boden verbeugte.

Er betrachtete ihn einige Secunden mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — „Fast sollte ich Bedenken tragen," sprach er: „einem nichtswürdigen Vater seine tugendhafte Tochter wieder zu geben. Geht, schlechte Creatur, entfernt Euch vom Hofe, vermählt sie mit dem Chevalier Guido von St. Omar. Ich werde Binet den Befehl zustellen, welcher ihm die Freiheit geben wird.

Seht, schöne Mariane! so rächt ein ritterlicher König verschmähte Liebe."

Mariane sank auf ein Knie, küßte die Hand des Königs. Thränen flimmerten in ihren schönen Augen, als stumme Zeugen der Dankbarkeit. Der König hob sie auf, drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirn und winkte, plötzlich in die Haltung der Repräsentation übergehend, Beiden Entlassung.

„Schurke!" rief der König dem sich jetzt nähernden Vertrauten zu, und ging ohne ihn eines Blicks zu würdigen, eilig in das Schlafgemach zurück.

Binet kannte seinen Königlichen Herrn; er lächelte etwas boshaft und folgte. —

Der König hatte sich in einen sammetnen Lehnsessel geworfen. Binet stand in demüthiger Haltung an der Thür. —

„Verdammte Tugend! verrückte Großmuth!" grollte der König vor sich hin: „jeder Bauerbursch ist glücklicher, als die allerchristliche Majestät; — bezahlte Liebe — und auch Diese nicht, wo ich ein Königreich gäbe, um Echte zu finden."

„Ew. Majestät" fiel Binet ein: „haben sich von der Allerhöchst Ihnen angebornen Großmuth dupiren lassen."

„Du hast es getroffen, Binet, es war eine Betise von mir. Aber hättest Du das Mädchen gesehen, wie eine Gottgesandte schwebte sie herein. Es war eine Hoheit, eine Würde in ihrem ganzen Wesen — ein so gewaltiges unnennbares Etwas — Binet — ich stand vor ihr, wie ein Schulbube — das Blut fror mir in den Adern. Weiß Gott! ich hätte eine Million gegeben, um

nur einen der leichtfertigen Scherze — aber konnte ich denn? war es möglich?“ —

„Man lieset in Romanen,“ lächelte Binet: „Unschuld, Schönheit und hohe Weiblichkeit üben eine siegende Herrschaft über das Gemüth selbst des kühnsten Mannes aus. Ich habe dergleichen für Rodomontaden gehalten. Jetzt muß ich es glauben.“

„Possen,“ entgegnete verstimmt der König: „Binet! ich glaube den Schlüssel gefunden zu haben — sie ist von der heiligen Jungfrau unmittelbar in Schutz genommen und zu etwas Höherm bestimmt — die Pompadour mag zum Teufel gehen — Mariane soll ihren Platz einnehmen. Sie hat Geist, Liebreiz und — o du Himmel! welche hinreißende Beredsamkeit. — Sie bat kniend um die Gnade, ihren Geliebten aus der Bastille los zu geben — denk Dir, Binet! — ihren Geliebten — den Bougre in Ketten — und hier vor ihr stand ihr Geliebter — der König. War es nicht zum rasend werden? — Hättte ich sie nicht für die Frechheit dem Corps-de Garde Preis geben sollen? — Aber konnte ich denn? — Machte sie es mir nicht zur ritterlichen Ehrensache? — Ha, ha! Du weißt, Binet! Ritterlichkeit gegen Damen war von jeher meine schwache Seite.“

Binet zuckte mit schlauem Lächeln die Achseln und sagte: „Ein solcher faux-pas läßt sich redressiren.“

„Dieser nicht, Binet!“ rief der König: „gab ich nicht mein Wort, ihres Geliebten Freilassung zu unterzeichnen?“

„Und mir zuzustellen, Majestät! — mir — ich aber gab mein Wort nicht, das Brevet zu überbringen.“

„Du bist ein feiner Schurke, Binet!“ lachte der König: „die Sache läßt sich machen.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Legatum conditionatum!

Launige Erzählung von Franz Xaver Told.

Seit ihrer zartesten Kindheit waren der nunmehr selig entschlafene Liedemann, Pächter zu Floßweil, und der gegenwärtig auch schon etwas betagte Eustachius Scrupel, Syndicus zu Rübensee, die innigsten Freunde. Immer hatten sie einander alle erdenklichen Gefälligkeiten erwiesen, wo sich jemals eine Gelegenheit dazu ergab. Da war es denn schon mehrere Jahre vor des Pächters Ableben geschehen, daß selber mit weiser Sparsamkeit nach und nach ein rundes Sümmchen von 20,000 Thalern zurückgelegt hatte, über dessen fruchtbringende Verwendung er in den Stunden seiner Muße nicht selten mit einiger Unruhe nachdachte. Auch in dieser Herzensangelegenheit wendete er sich an seinen alten getreuen Freund, der dem Gelde redlich aus der Noth half, indem er das erstere — nicht etwa auf eine Realität oder gar in einem soliden Handlungshause, oder auf mexikanische Bergwerke, oder columbische Staatspapiere, — nein, sondern — in einer Rothschildischen Bank zu ehrsamen Zinsen anlegte. So hatte der geliebte Scrupel auch diesen Scrupel gehoben, und in selbstgefälliger Ruhe strich Liedemann von Semester zu Semester das runde Sümmchen der Interessen ein. Er war aber über diese Bequemlichkeit bei der Nutznießung seines Vermögens dermaßen erfreuet, daß er jetzt ganz besonders darauf sann, wie er dem so vielfach bewährten Freunde seine Dankbarkeit für den großen Dienst beweisen möchte; und da nun seiner Lebensjahre immer mehr, seiner Leibeskräfte aber immer weniger wurden, so entschloß er sich, in seiner letzten Willens-Urkunde den treuen Pyla-

des zu bedenken, und bestimmte daher, daß zwar sein Sohn Universalerbe des väterlichen Nachlasses sein solle, zu dem Besitz jener 20000 Thaler aber nur dadurch gelangen könne, wenn er eine Person aus Scrupels Verwandtschaft sich zur Gattin erwähle, widrigen Falles die bezeichnete Summe an eine alte Schwester des Pächters fallen würde. Dieser Sohn, der allerdings das Freundschaftsband seines Vaters kannte, übrigens aber sich nichts weniger als eine solche Testamentsklausel hätte träumen lassen, befand sich zu jener Zeit auf einer mehrere Tagreisen entfernten Herrschaft, um daselbst sich für das edle Forstwesen auszubilden. Da er Lust zu seinem Fache und viele Liebe zur Thätigkeit besaß, so war er bald ein sehr brauchbarer Weidmann geworden, aber gerade deswegen erhielt er um so schwerer und seltener einen Urlaub, und daher kam es auch, daß wohl zuweilen ein Jahr verging, ohne daß er den fern lebenden Vater hätte besuchen können, der überdies das Correspondiren nicht sonderlich liebte, und den Zuschuß, welchen der Sohn halbjährig von ihm bezog, höchstens mit ein paar Zeilen trockener Ermahnungen zur Sparsamkeit und mit Klagen über die argen Zeiten begleitete.

Schon seit etlichen Jahren lag das Testament in Scrupels Händen, der auch zum Executor desselben aufgestellt war, als der Sohn ein schwarzgesiegeltes Schreiben erhielt, des Inhaltes, sein Herr Vater habe plötzlich, von einem Schlagflusse gerührt, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht. Wenige Tage darauf kam ein zweiter Brief, durch welchen Fritz Liedemann zu einem Besuche bei Scrupel so dringend als höflich eingeladen wurde; der hochweise Briefsteller, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, hatte sich wohl gehütet, des Testamentes und der in demselben enthaltenen Klausel Erwähnung zu thun, dagegen aber bemerkt, daß die Gegen=

wart des Erben bei der Ausgleichung der Verlassenschafts-angelegenheiten von der erheblichsten Nothwendigkeit sey. Fritz suchte auch unmittelbar nach Durchlesung dieses Gebotes um einen Urlaub an, und bestimmte sodann in seiner Antwort den Tag, wann er demselben entsprechen zu können gedenke.

Rübensee's Syndicus eilte sogleich nach Empfang dieser Nachricht auf das Zimmer seiner Schwester Gertrude, um dieselbe, als eine gesetzte Person von 50 Jahren, die nach ihrem eigenen Geständnisse, trotz ihres ledigen Standes, doch auch einige Lebensklugheit in ihrem Erdenwandel gesammelt, zuerst zur Vertrauten seines Planes zu machen. Schmunzelnd hörte sie ihn an; ihre von Freude schillernden Augen schienen die Worte von seinen Lippen zu saugen. „Morgen schon," so schloß endlich der wonnetrunkene Erbschleicher, „wird der einfältige Junge hier ankommen, und mit dem Testamente unbekannt, soll er in der Mitgift von 20000 Thalern bis zu seiner Heirath nur einen Beweis von meiner großmüthigen Freundesliebe sehen." Die runde Trude, deren Körperfülle den Nachsommer ihrer Reize noch für ein kleines Lustrum hinauszuschieben hoffen ließ, warf sich in die Brust, zupfte am Busentuch, beäugelte im Spiegel ihre sorgsam geordnete Frisur und äußerte nach kurzem Schweigen die Frage: „Und wem aus unserer Familie hat denn der Herr Bruder dieses Glück zugedacht?"

„Wem anders als meiner reizenden Tochter," entgegnete Scrupel, durch die unvermuthete Frage fast beirrt im Faden seiner Rede.

„Reizbar, will der Herr Bruder sagen," versetzte Gertrude selbst gereizt, und mit einem boshaften Lächeln fuhr sie fort: „aber es ist doch gut, daß dem jungen Menschen in unserer Familie eine Auswahl bleibt, wenn ihm etwa deine hochmüthige Emilie nicht behagen

sollte.“ „Daß ich nicht wüßte,“ sagte nachsinnend und immer verlegner das Syndicat; „ich kenne wahrlich in unserer ganzen Familie kein anderweites weibliches Subject, das noch zu einer Mariage mit dem Goldjungen geeignet wäre.“

„Ich danke, ich danke,“ kreischte ganz gluthroth Gertrude, „ich danke für das Compliment. Ja, wenn es auf dich ankäme, mein lieber Herr Bruder, so gehörte ich wohl gar nicht zur Familie.“

Unter lautem Gelächter sagte Scrupel, der jetzt erst seine Schwester zu begreifen anfing: „Schwesterchen, Herzenstrudchen, du wirst doch nicht glauben, daß der junge Mensch dich wählen wird? Doch, Scherz bei Seite. Ich eile zu meinem Advocaten, lasse den Heirathscontract verfassen, und bin dann sogleich wieder hier, den 20000 Thaler-Schwiegersohn zu empfangen, der bei Vernehmung einer solchen Mitgift gewiß meine Tochter nicht verschmähen wird.“ Er wandte sich, so schnell ein alter Syndicus sich wenden mag, um sich auf den erwähnten Weg zu machen; da erstarrt krampfhaft sein Fuß, ihm ist, als hätte ihn selbst der Schlagfluß getroffen, denn Nanntchen, eine entfernte Anverwandte seines Hauses, welche hier in der Eigenschaft eines Stubenmädchens diente, stand im Hintergrunde des Zimmers und fütterte Gertrudens Vögel.

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Ich bin für Herrn und Land die Quelle mancher Leiden,
Wenn ihr zwei Zeichen bannt, die Quelle süßer Freuden.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 14tes Stück.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Der Markis hatte sich vierundzwanzig Stunden in sein Zimmer eingeschlossen. Es war gegen Abend, als der Portier den Königlichen Kammerdiener Binet meldete. Zitternd klopfte der Leibjäger des Markis an die verschlossene Zimmerthür desselben. Endlich wurde geöffnet. Der Vertraute des Königs ward gemeldet und trat ein. Fast erschrack der vielgewandte Mann vor dem gespenstischen Ansehen des Markis in der weißen Nachtkleidung mit den verstörten Zügen.

„Sie bringen mir ein Lettre de cachet, Monsieur?“ fragte der Markis und hielt sich fest an dem Pfeilertisch, neben welchem er stand: „was hätte ich sonst noch zu erwarten?“

„Gnade Monseigneur!“ erklärte Binet mit einem schlauen Lächeln.

Der Hofmann sank auf seine Knie, sprang auf, tanzte, umarmte den Glücksboten und entschuldigte dann wieder seine Thorheit, indem er hundert Neue beging.

Binet erzählte das gehabte Gespräch mit dem Könige, allein er verschwieg den Umstand wegen der Zurück-

behaltung des Freibriefs. Der Markis horchte auf, lächelte, knipste mit den Fingern und entließ den Königlichen Vertrauten mit der Versicherung: er wolle Alles schon machen, man solle ihm nur freie Hand lassen und besonders vor der Rache der Pompadour schützen.

„Sind des Königs Wünsche erreicht," entgegnete Binet: „so ist damit die Intrigue der gnädigsten Frau gewonnen, und Sie können auf die Gnade derselben zählen. — Des Königs Schutz" fügte er lächelnd hinzu: „wird Ihnen wenig helfen, wenn die Markise zürnt."

Nach einigen Nachdenken bat der Markis um eine Karte für die Bastille, damit er zu jeder Stunde jeden Gefangenen sprechen könne.

„Mein Name" versicherte Binet: „gilt dabei mehr, als der des Ministers," schrieb die Karte und entfernte sich.

Gleich darauf zog der Markis heftig die Klingel und befahl ungeduldig Mariane solle erscheinen — aber sogleich.

Das unglückliche Mädchen — es wurde aufgestört aus den Träumen von Glück. So eben stand sie vor dem hohen Trümeaux in ihrem Schlafkabinet. Mit Hülfe der alten verschwiegenen Kammerfrau hatte sie sich im jungfräulichen Phantasiespiel bräutlich geschmückt. Einen Myrthenkranz mit einer rothen Rose hatte so eben die alte Anna auf dem dunkeln Haare der erröthenden Jungfrau befestigt, und pries mit redseliger Zunge das Glück der Liebe, welches Marianens Herz schon viel tiefer empfand, und die Freuden des Brautstandes, welche die Glückliche ahnete.

Morgen solle der Geliebte befreit, übermorgen bei Hofe vorgestellt werden; sie dachte sich ihn, wie er sonst

war, in der männlichen Jugendschönheit, mit dem leichten, gebietenden Anstande, sie träumte jeden seiner Flammenblicke, jeden seiner Seelenküsse aus der schönern Vergangenheit zurück. Sie hörte lächelnd, als die alte Amme die Feierlichkeiten des Beilagers mit großer Umständlichkeit beschrieb, — da steckte der widerwärtige Canot, des Markis Kammerdiener, den gepuderten Kopf zur Thür herein und richtete des Markis Gebot aus.

Vergessen war der Brautkranz — der Festschmuck — Alles — Mariane eilte auf den Flügeln der Liebe nach den Gemächern des Vaters. Wie doch der Mensch, wenn er im düstern Erdenleben ein Glück erträumt, so leicht an die Wirklichkeit glaubt, — Guido — ihr Guido — so meinte sie — sei bei ihrem Vater, aus der Bastille durch Königs Gnade erlöset. Ohne Athem, mit fliegender Brust, mit hervorbrechenden Thränen stürzte sie zu den Füßen des Mannes nieder, der mit kalter Verwunderung das hochaufgeregte Mädchen betrachtete.

Nein — es war nichts — Guido war nicht dort. Beschämt stand sie auf und der Markis begann.

„Schon zu lange, Mariane," sagte er: „habe ich Dich in einem Irrthum gelassen, welcher aber nothwendig war, um Dir ein glänzendes Sort zu bereiten. Du bist nicht meine Tochter — Du bist die Tochter meines unglücklichen Neffen. Deine Mutter starb bei der Geburt. Du wurdest fremden Händen anvertraut. Erst als Deines Vaters Schicksal sich auf eine schauderhafte Weise gewendet hatte, nahm ich Dich zu mir und erzog Dich als meine Tochter."

Es war ein sonderbarer Kampf, der die Brust des jungen Mädchens bewegte. So leicht giebt der Mensch nicht verjährte Gewohnheitsrechte auf, die sich durch heilige Naturbeziehungen ihm werth gemacht haben. Einen Augenblick war Mariane erschüttert. Doch die vorige

Nacht schon hatte das geheiligte Band der Natur zerrissen, jetzt galt es ja nur noch dem Namen. Einen Vater, den sie verachten mußte, zu verlieren, erleichterte ihre Brust; aber schmerzlich war es auch, einen Vater im Kerker wieder zu empfangen.

„Der Unglückliche — ist mein Vater?“ rief sie schmerzlich: „der Unglückliche in der Bastille, der so schwer am Zorne der Markise von Pompadour zu tragen hatte? — O führt mich zu ihm, ich beschwöre Euch bei dem heiligen Namen, den ich Euch so lange gegeben habe; ich werde auch ihn zu befreien wissen durch den Edelmuth meines Königs, so wie ich den Geliebten befreit habe.“

„Du wirst Deinen Vater sehen, Mariane,“ entgegnete der Markis: „Du bedarfst seiner Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Guido, denn auch der gefangene Vater hat Rechte der Natur, die ewig und unveräußerlich sind. Folge mir —“

Eine Stunde verging. Die Zugbrücke über einem Modergraben rasselte nieder, knarrend wurde das Fallgitter aufgewunden, ein glänzender Scheibenwagen rollte über die Brücke und verschwand im dunkeln Thor.

Es war die Bastille, wohin der Markis Mariane geführt hatte.

Vestigia terrent! — es giebt die Hölle Keinen wieder! — so schloß Bonaparte und wendete dem Kreise der Damen, deren Erwartung er gespannt hatte, den Rücken.

Es war eine düstre gewölbte Halle, — fuhr er am folgenden Abend fort: — nur spärlich von einer Lampe erleuchtet in welcher der Markis Marianen zu warten

gebot, bis er den Commandanten der Bastille gesprochen haben würde.

Hier also waren die furchtbaren Wohnstätten ihres unglücklichen Vaters und ihres Geliebten, Beide Opfer der empörendsten Weiberdespotie.

Unter den Schauern, die ein solcher Aufenthalt einflößen mußte, hätte Marianens zarter Sinn erliegen müssen, wenn nicht das Hochgefühl: du bist die Retterin deines Guido und in dir liegt die Kraft auch deinen Vater zu retten, sie über alles Kleinliche im Leben hinweg gehoben hätte.

Plötzlich öffnete sich eine kleine Nebenpforte und mit einer Laterne in der Hand trat leise ein ältlicher Mann herein, den zwar das Schlüsselbund am Gürtel als einen Gefangenwärter bezeichnete, allein in seinem gefurchten Antlitz lag so unverkennbar das Gepräge edler Menschlichkeit, daß Mariane sich bald vom ihrem leichten Schrecken erholte. In diesem Augenblick blitzte ein Wunsch — eine Hoffnung in ihrer Seele auf. Der Alte nahte sich ihr höflich grüßend, und in seinem ganzen Wesen lag dabei so viel Vertrauen erweckende Gutmüthigkeit, daß Mariane es wagte ihn leise zu fragen: ob Guido von St. Omar noch hier sey in diesem Grabe der Lebenden?

„Leider!“ entgegnete der Alte: „ich bin sein Wärter.“

„O, führt mich zu ihm!“ flehte Mariane.

„Es ist nicht möglich,“ entgegnete der Alte wehmüthig: „ich riskire Dienst und Freiheit, — doch das wollte wenig bedeuten, allein wer sollte dem unglücklichen jungen Mann den alten Lion de Mars ersetzen, läge ich im Kerker wie er?“

„Nicht um die Welt willen“ entgegnete Mariane leise mit hervorquellenden Thränen: „möchte ich einen so

braven Mann in's Unglück stürzen. So seid Ihr der Bote der Freude, verkündet ihm seine Freiheit."

„Freiheit?" rief der Alte und tanzte mit verjüngter Lebendigkeit auf dem steinernen Boden des Gewölbes umher: „Freiheit ist ein Himmelslaut — ach — in die Kerker der Bastille" fuhr er schwermüthig fort: „ist der Freiheitsruf noch nicht gedrungen."

Sagt ihm nur: seine Braut, seine Mariane — habe das Freiheitswort gesprochen, und er wird glauben, daß morgen sich sein Kerker öffnen werde."

„Sie sind es, Markise? — Sie, die Geliebte meines Lebensretters? — Sie sind die Mariane, um die Tage und Nächte hindurch er weint und seufzt und die Hände ringt und erbleicht und doch wieder das verkümmerte Leben erträgt? — O folgen Sie schnell, eine halbe Stunde Zeit haben wir noch, ehe der Lieutenant der Bastille die nöthigen Förmlichkeiten wegen Ihres Begleiters vollzogen haben wird. Mein Leben für Sie — mein Leben für St. Omar!"

Der Alte eilte vorauf. Mariane folgte. Es ging durch dunkle gewölbte Gänge, Trepp' auf und ab. Endlich stand er still vor einer aschgrauen Eisenthür, die mit mächtigen Hespen und Riegeln in die aus großen Steinblöcken zusammengefügte Mauer befestigt war.

Der Alte zitterte beim Aufschließen der drei riesigen Schlösser. „Sonderbar," sagte er vor sich hin: „Lion de Mars zittert — zum ersten Male in sechszig Jahren. Es geht ja kaum um's Leben, und ich habe vor Kartätschen und Granaten nicht gezittert. Freilich — die erste Verletzung der Dienstpflicht — wohl dem, der davor zittern kann —"

Die Schlösser waren geöffnet, die Riegel zurück geschoben. Der Schimmer der Laterne beleuchtete ein enges niedriges Gewölbe. Von einem halb vermoderten

Strohlager erhob sich halbes Leibes eine bleiche Gestalt und starrte auf die blendende Erscheinung des bildschönen Mädchens. Guido war es — er schwieg — beide Hände drückte er vor die Augen und sank leise schluchzend zurück auf das Lager. Die Erscheinung — so wähnte er — war ein Traum — zu lieblich für dieses Leben, um wahr zu seyn.

Aber das Auge der Liebe blickt scharf, auch durch die ärmlichste Hülle, denn es ist nicht das sterbliche Auge, es ist die Seele, welche die Nähe der geliebten Seele ahnet.

Hat jemals ein fühlender Mensch ein geliebtes Wesen nach den Tagen des entschwundenen Glücks in einer solchen Höhle des Jammers wieder erblickt, so wird er begreifen, was Mariane empfinden mußte, als sie nach bangen Zögern ihren Guido erkannte, dann ohne Sprache, ohne Thräne zu seinen Füßen niederstürzte, seine welke Hand an ihre Lippen drückte, das wilde verwachsene Haar ihm aus der Stirn scheitelte, um das geliebte Antlitz wieder zu erkennen, und dann entsetzt zurückfuhr vor den bleichen Furchen des Grams und dem Fingerlang gewachsenen Barte des einst so bildschönen Mannes. Bald schwanden ihr die Sinne: ihn umklammernd sank sie fast leblos nieder an seine Brust, nur der glühende Hauch seiner Küsse weckte sie zurück in's Leben, und dort in der Ecke stand Lion de Mars und zerdrückte eine Thräne zwischen den grauen Wimpern und erinnerte leise an die fliehenden Minuten.

Wer hat es wohl jemals empfunden, was es heißt, mit solchen Minuten geizen zu müssen? — Das Bewußtsein der Kostbarkeit derselben erweckt Besonnenheit zum Nachdenken über die Frage: wie können wir diese Minute am besten benutzen; was ist das nothwendigste? — Und gerade dieses Nachdenken ist dann wieder ein

unersetzlicher Raub an der Zeit, welcher uns den Genuß des Augenblicks verkümmert und keinen Gedanken läßt, als den an die schmerzhafte Trennung.

So betrachteten auch Beide einige Augenblicke einander, in dem lautlosen Sturme der andrängenden Gefühle. Mariane kniete und hielt seine Hand zwischen den Ihrigen gefaltet. Er saß halb aufgerichtet und betrachtete sie aus den tief liegenden dunkeln Augen mit den irren Blicken eines Wahnsinnigen.

Endlich unterbrach der Alte das Schweigen. „Sie wollten ja“ hob er an: „unserem jungen Herrn eine freudige Botschaft bringen? — Eilen Sie, die Minuten sind kostbar.“

„Frei bist Du!“ rief Mariane plötzlich, fast aufkreischend, und Thränen entstürzten ihren Augen: „frei — mein Guido — frei — ich erflehte die Gnade des Königs für Dich — sie ward Dir.“

„Des Königs? — Du? — des Königs?“ rief er aufspringend und stieß die Unglückliche mit der einen Hand zurück, indem er mit der Andern seine Augen bedeckte.

Er war furchtbar anzusehen der bleiche, verwilderte Gefangene, von den Furien der Eifersucht zerrissen. Ein ungeheurer Schmerz wüthete in seiner Brust. Mit einem einzigen wilden Griff zerriß er das morsche Gewand und stand da mit entblößter Brust, mit verwildertem Haar, verzerrten Zügen, geballten Fäusten und rollenden Augen.

Er hatte kein Ohr für die flehenden Bitten des verzweifelnden Mädchens. Er beschwor sie, ihm den Tod zu geben, er verwünschte die Freiheit, die sie durch das Opfer ihrer Treue erkauft habe — er glaubte nicht ihren Schwüren, denn er kannte den König; er schwur den Kerker nicht zu verlassen —

Horch! — Geräusch! — schnell verlöschte der Alte die Laterne, ergriff dann mit fester Hand das beinahe ohnmächtige Mädchen und trug es halb und zog es hinaus in den dunklen gewölbten Gang. Mit Eile und Geschick schloß er die Kerkerthür und im Labyrinth der Gänge schien er so gut Bescheid zu wissen, da er Marianen, welche in dem Augenblick der Gefahr ihre volle Besonnenheit wieder empfing, in einen verborgnen Gang führen konnte. Nicht lange, so kam die Nachtpatrouille an dem Versteck vorüber. Der alte Lion de Mars aber zündete an einer Votivlampe, die vor einer Heiligenblende brannte, seine Laterne an, und führte die unglückliche Geliebte seines gefangenen Freundes zurück in das Gewölbe, in welches bald darauf der Markis und der Lieutenant der Bastille traten.

Doch zuvor hatte noch der gutmüthige Alte Zeit gehabt das arme Mädchen etwas zu beruhigen durch das Versprechen Guido von dem Ungrund zu überzeugen. „Sie müssen wissen, Markise!“ sagte er: „daß die Leiden eines solchen Gefängnisses das Gemüth verdüstern und das Herz der Welt verfeinden. Der Einsame verliert allen Maßstab für die Würdigung des Lebens und Treibens in der Welt und die Liebe zu Ihnen hat seine Phantasie überreizt. Es war der empfindlichste Punkt, den Sie berührten, die Leidenschaft, so tief genährt, so lange verschlossen, kann nur in Extremen sich Luft machen.“

Sodann erzählte der Alte, wie ihm St. Omar in der Schlacht das Leben gerettet, wie er das Unglück gehabt ihn als Lieutenant der Prevotalwache arretiren zu müssen, und wie er, da seine Versuche ihn zu retten vergebens gewesen, sich entschlossen habe in die Dienste der Bastille zu treten, wo er freilich bis jetzt noch nicht viel habe zur Erleichterung der Lage seines Gefangenen bei-

tragen können, doch aber hoffe, daß ihm durch List dessen Befreiung gelingen werde, „denn“ fügte er leise hinzu: „auf Königs Wort ist hier nicht viel zu bauen. Der König hat nicht Macht einen Gefangenen zu befreien, den seine Maitressen eingekerkert haben.“

In diesem Augenblick traten die gedachten Beiden ein. Der Alte schwieg. Mariane erbleichte und in stiller Aufregung folgte sie den voranschreitenden Männern eine steinerne Wendeltreppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Legatum conditionatum!

(Fortsetzung.)

„Was hast du hier zu treiben?“ keuchte der Alte, dem die Angst, sein Geheimniß verrathen zu wissen, die Kehle zuschnürte.

Den Canarien geb' ich Futter, wie Sie sehen, „Herr Vetter,“ sagte sie mit der lautersten Unbefangenheit zu dem Grollenden.

„Was Vetter,“ schrie dieser, „mit ihrer Vetterschaft kann sie sich jede Stunde zum Geier scheeren; meine Dienstmagd ist sie, aber nicht meine Muhme. Wenn sie sich untersteht, von dieser Verwandtschaft einen Laut zu verlieren, so schnürt sie ihren Bündel, und geht hin, wo sie hergekommen ist.“

Mit gesenktem Haupte verließ das himmelblauäugige Blondchen die Stube; doch in ihrem nicht ganz verstellungsfähigen Blicke lag so etwas Schalkhaftes, daß der Herr Syndicus und seine zeitlose Schwester in der That nicht Unrecht hatten, wenn sie beschlossen, gegen

dieses gefährliche Schlauköpfchen auf der Huth zu seyn. Sie verabredeten daher noch einige Vorsichtsmaßregeln, worauf sich Scrupel zu seinem Advocaten, die Schwester aber in ihrem Schlafgemach an die Toilette begab, zu restauriren, was die schneidende Pflugschar der Jahre dem Spätsommer zum Trotze schonungslos zerstörte. Kühn wollte sie sodann mit allen jenen in die Schranken treten, welche aus der Scrupelschen Sippe sich beigehen lassen dürften, den Zwanzig=Tausendthaler=Bräutigam in den Schlingen ihrer Reize einfangen zu wollen.

In Gedanken versunken, schlich indessen das tiefgekränkte Nanntchen, zwischen den schönen Wimpern ihres Auges manche Thränenperle zerdrückend, durch eine dunkle Allee des Gartens. Die gar unvetterliche Behandlung, welche sie vor kurzem von den beiden Gebietern dieses Hauses erfahren mußte, hatte ihr den sonst so heitern Sinn für diesen Tag verbittert, und in dem jungen, lebensgluthvollen Herzen keimten wirklich mancherlei Rachegedanken. Sie konnte sich den Unwillen ihres gestrengen Herrn Vetters leicht erklären: denn erstens hatte sie das ganze Heiraths=Complott mit angehört, und dann war ihr nicht unbekannt, daß der gütige Himmel sie mit einer niedlichen Gestalt, und einem so einnehmenden Gesichtchen ausgestattet, daß in der That schon mancher junger Mann der Umgegend darüber den Kopf verloren zu haben schien. „Wenn ich wüßte,“ sprach sie halbleise zu sich selbst, und es gelangten im kleinen schalkhaften Herzen gewisse Ideen zur Klarheit, „wenn ich wüßte, wie der so sehnsüchtig erwartete Bräutigam aussieht, beim Himmel, ich könnte“ — hier schwieg sie abermals. Allein je mehr sie dem Scupelischen Anschlage auf den jungen Liedemann nachdachte, desto fester überzeugte sie sich, daß sie als ein ächtes unverfälschtes Mitglied der Familie sich mit vollem Rechte ebenfalls in

den Hinterhalt legen könnte, um den Bräutigam sammt dessen Erbe im Trüben wegzufischen. Diese ganz richtige Ansicht bestimmte sie zu dem Entschlusse, sich in ihren Feiertagsstaat zu werfen, zu ihrem Taufpathen zu eilen, der Avocat in dem Städtchen war, und es immer herzlich und gut mit ihr gemeint hatte, ihm ihr ganzes wichtiges Staatsgeheimniß mitzutheilen, und von ihm darüber Rath einzuholen.

Während der Syndicus mit seinem Advocaten des Trugspiels Karten mischte, Nanntchen mit Hülfe ihres Taufpathen den Angriffsposten contraminirte, und weiland schön Trudchen durch allerlei Kunstmittel wieder zu schaffen suchte, was die erbarmungslosen Zeitläufe von ihr genommen, ritt durch das Wasserthor des Städtchens Fritz Liedemann in zierlicher Jagdkleidung.

Ehrerbietig und zuvorkommend wies ein alter Stadtsoldat auf die Frage, wo der Syndicus Scrupel wohne, auf ein in gutem Geschmack gebautes Haus von mittlerer Größe, in der Mitte des ziemlich regelmäßigen Platzes. Bei seinem Eintritte in das bezeichnete Gebäude eilte Gertrude, fantastisch gekleidet, dem Willkommenen entgegen, um ihn in den Salon des zweiten Geschosses zu führen. Mit jenem freien Anstande, welcher oft den Waidmann so gut kleidet, erwiederte Fritz die zahllosen Höflichkeiten der werdenden Matrone, die seine jugendkräftige Gestalt fast zu verschlingen drohte, und mit rühriger Geschäftigkeit ein Frühstück herbeischaffte, das sich der muntere Jäger schmecken ließ. Die ausgezeichnete Weise, mit welcher er, der doch mit der ganzen Person, seines Wissens wenigstens nicht in der geringsten Berührung stand, behandelt wurde, konnte er selbst dann noch nicht begreifen, als diese sich als die Schwester des Herrn Syndicus präsentirte.

Der junge Liedemann forschte nun nach der Ursache, warum er gerade hierher beschieden worden, und was denn eigentlich das Angenehme sey, das ihn nach Inhalt des Scrupelischen Schreibens hier erwarten solle.

Aber die Antwort erfolgte hierauf nicht so schnell. Die Ehestands-Candidatin warf sich nachlässig neben ihm auf das Sofa, ächzte zärtlich, schlug mit jungfräulicher Verschämtheit die großen Blicke zur Erde, und begann nach mancherlei gezierten Wendungen ihres Körpers folgender Maßen: „Theurer junger Mann, es kostet Sie das einzige, kurze, nur aus zwei Buchstaben bestehende Wörtchen: Ja, und Sie erhalten durch mich 20000 Thaler.“

Diese Nachricht war allerdings sehr überraschend; auch wurde unser Fritz bei Eröffnung derselben starr wie die Bildsäule des Pygmalion vor ihrer Belebung, und machte so große Augen, wie Juno beim Homer.

„Staunen Sie nicht,“ fuhr das Orakel gefaßter und noch freundlicher fort als vorher: „ich habe fest beschlossen Ihr Glück zu gründen, Ihnen diese meine unbefleckte Hand zu reichen, die noch kein Mann entweiht hat, und aus der Sie morgen schon 20000 Thaler richtig und baar in alten Laubstücken aufgezählt, empfangen zu haben, bescheinigen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Ein Opernsänger, welcher den Sarastro sang, hatte gegen seinen Collegen; der den Mohren gab, einen heimlichen Groll, dessen er sich endlich bey der Vorstellung der Zauberflöte entledigte, indem er den Mohren im Conversations-

Zimmer dermaßen maulschellirte, daß dieser die Farbe verlor. — Gleich darauf trat Sarastro auf die Bühne und sang mit schmelzender Stimme: »In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht!« —

Kurze Rechnung.

Karl XII. war von Natur zur Verschwendung geneigt, und lebte nicht sparsamer zu Bender, als zu Stockholm. Grothusen, sein Günstling und Schatzmeister, brachte ihm eines Tages eine Rechnung über fünfzig tausend Kronen, welche nur aus zwei Zeilen bestand:

Zehn tausend Kronen auf Befehl Sr. Majestät an die Schweden und Janitscharen bezahlt.

Vierzig tausend Kronen für meine eigene Rechnung ausgegeben.

»Das ist ein offenes Bekenntniß!« sagte der König; und ich liebe es, wenn meine Freunde auf diese Art ihre Rechnungen ablegen. Müllern ließ mich neulich mehrere Seiten lesen, um mir zehn tausend Francs zu berechnen; Grothusens lakonischer Styl gefällt mir besser.

Die Gebete.

Der Königl. Preuß. Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau, bekannt durch mehrere Biographieen, besonders durch die im Jahre 1825 erschienene, von Varnhagen von Ense verfaßte, vortrefliche Biographie, zu seiner Zeit und noch jetzt im gemeinen Leben der alte Dessauer genannt, besaß bei seiner sonst rauhen Gemüthsart doch viel Religiosität, und eine, mit derselben verbundene eigene Art von Pietät. — Nachfolgendes Beispiel.

Seine Tochter, die regierende Fürstin Louise von Anhalt Bernburg, lag hoffnungslos krank darnieder. Vor ihrem Ende wünschte sie noch zum letzten Male ihren Vater an der Spitze seines Regiments aus den Fenstern ihres Schlosses zu sehen. Er säumte nicht, dem Wunsche der geliebten Tochter sogleich zu willfahren. In tiefster Traurigkeit brach er mit seinem Regimente von Halle nach Bernburg auf und kaum war er daselbst eingerückt, warf er sich

lautschluchzend zur Erde und betete voll Inbrunst: »Herr, ich bin kein solcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beschwerlich fällt; ich komme nicht oft, will auch so bald nicht wieder kommen, so hilf mir denn auch jetzt und laß meine Tochter gesund werden!« — Die Fürstin starb aber einige Tage darauf und nichts vermochte ihn nachher wieder nach Bernburg zu reisen; ja als er einst bis nahe dahin gekommen war, wendete er plötzlich um und sagte: »Ich mag den Ort nicht wiedersehen, wo meine Luise hat sterben müssen.«

Der Herzog von Braunschweig Oels, Inhaber eines Infanterie Regiments in Berlin, sehr verwachsen, war sehr jovialisch und schätzte die Gelehrten, daher er solche oft bei sich zur Tafel laden ließ.

Auch den bekannten Dichter und Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann sah er oft bei sich, und hauptsächlich gewährten ihm dessen Stegreifverse viel Vergnügen, in welchen Burmann eine große Fertigkeit besaß.

Einst sagte der Herzog zu ihm über Tafel:

»Nun Burmann! machen Sie doch einmal recht drollige Verse, daß man sich darüber einen Buckel lachen möchte.

Burmann erwiederte auf der Stelle ernst und pathetisch:

»Durchlauchtigster! Du brauchst ja keinen,
Denn die Natur gab Dir schon einen.«

Napoleon, der jedes Verdienst in irgend einer Kunst zu belohnen wünschte, gab dem Castraten Crescentini den Ritter-Orden der eisernen Krone. Dieß mißfiel den Leuten, und man sprach viel darüber. An einer großen Debatte über diesen Gegenstand nahm auch die dem Kaiser sehr geachtete Sängerin Grassini Antheil. Während andere tadelten, sagte sie: »Ich denke der Kaiser hat Recht gethan, ihm den Orden zu geben. Wodurch, fragte man, »der Orden ist ihm für seine Wunden gegeben worden,« erwiederte sie. Dieser witzige Einfall erzeugte ein großes Gelächter, und schlichtete den Handel.

Als Voltairen von französischen Gelehrten ein Denkmal errichtet wurde, wollte man alle Ausländer von Beyträgen ausschließen. Nur einige Ausnahmen wurden gestattet, zu denen Friedrich II. gehörte. Er überließ d' Alembert die Höhe seines Beytrages zu bestimmen. »Sire!« — schrieb ihm dieser im Namen der Akademie — «Ihr Name genügt und ein Thaler.«

In einem Kupferstiche von 1747 wiegt der Teufel die Grafen von Sachsen und von Löwendal auf einer Wage, und spricht:

Tous deux vaillans, tous deux gallans, tous deux contens, tous deux gallards, tous deux paillards, tous deux batard's, tous deux sans loi, tous deux sans foi, tous deux à moi. —

Logogryph.

Ein kleines Thier schleicht es umher zu Vieler Grauen,
Schwarz von Gestalt, mit langem Schwanz;
Statt R ein K, so läßt sein Feind sich schauen,
Wild tobt er her zum Todestanz;
Statt K ein T, so fährt er her mit blut'gen Waffen,
Daß rings die Todeswunden klaffen. —

Räthsel.

Ich bin ein Mädchen und gebäre
Doch viele Kinder jedes Jahr;
Nur meinem Herrn gebührt die Ehre,
Der mich zu hegen thätig war.
Allein mir reißt vom Eingeweide
Die guten Kleinen der Barbar,
Zertritt sie kalt, und trinkt mit Freude,
Statt zu bereu'n, ihr Blut sogar!

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 15tes Stück.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Danken Sie dem Himmel, meine Damen! — fuhr der erste Consul nach einer langen Zwischenpause fort: — daß Keine von ihnen die Bastille gekannt hat. Sie ist zerstört die Räuberhöhle der Despotie. Kein Franzose wird jemals dort wieder den Seufzer des Sterbenden und den Fluch des mit Unrecht Verfolgten vernehmen. Die Gräuel der Bastille gehören nur noch der Geschichte. Von Außen, in der Nähe der Straße St. Antoine haben vielleicht Manche von Ihnen noch das finstere Kastell gesehen, welches einst diesen verrufenen Namen führte. Ungeheure Mauern, aus unbehauenen Quadern erbaut, von colossalen Strebepfeilern gestützt, verbanden die acht dunkeln Gefängniß-Thürme, in welchen die Thränen der Opfer despotischer Willkühr oft nur gestillt wurden auf die Weise, welche ein italienischer Prinz unter seinem auf die Kerkermauer geschriebenen Namen durch die Worte: „Emposóna ovè strangola" ausgedrückt hatte. Auf dieser Mauer war eine Terrasse, wo die Wenigen der Begünstigten dieser Unglücklichen unter der Wache von starrenden Bajonetten zu gewissen Stunden

umhergeführt wurden um Luft zu schöpfen. Aber diese Gunst, welche nur durch reichliche Bestechungen erkauft werden konnte, war nur eine feinere Marter, denn die Gefangnen blickten hinab von der Terrasse in das rege Treiben der Welt und wurden dadurch immer wieder aufs Neue erinnert an die Freiheit, welche sie entbehren mußten. Dreizehn Feuerschlünde in den Schießscharten hielten das Volk, wenn es gegen seine Frohnfeste anstürmen wollte, im Zaume. Ueber den tiefen gemauerten Graben voll schwarzem schaumigen Wasser führte zum niedrigen gewölbten Schlangenthore eine in mächtigen Ketten hängende Zugbrücke. Fallgitter mit eisernen Spitzen drohten Jedem, der da feindlich eindringen würde, den Schädel zu zerschmettern. Im ersten kleinen Vorhofe bildeten eiserne Pfähle um ein Wachthaus ein unzerstörbares Bollwerk. Dunkle festgewölbte Thore mit zackigen Fallgittern führten in den zweiten innern Hof, der eine Länge von 120 Fuß und 80 Fuß Breite hatte. Ringsum verschlossen eiserne Thore in den schwarz geräucherten Mauern die Schlünde und gewölbten Gänge, welche zu den Gallerien zahlloser steinerner Gefängnisse führten. Der eine Thurm neben der Schloßcapelle hieß der Capellenthurm. Er war von einer schaudererregenden düstern Größe. Hoch an demselben war ein eiserner Kranich angebracht, welcher durch eine Fensteröffnung nach Innen gedreht, aber auch weit hinaus gestreckt werden konnte über den Hof. Nicht selten sah man an dem Balken dieses Kranichs einen kolossalen eisernen Käfig schweben, und wenn das Auge durch langes Hinaufstarren seine Sehkraft gestärkt hatte, so erkannte es an dem Regen und Bewegen im Käfig, mit Schauder und Entsetzen die Gestalt eines Menschen.

War des Abends dieser Käfig herein gezogen, so schwebte er einige Fuß hoch vom Boden seines kleinen

Thurmgemachs. Und Dieses war es, dessen niedrige Eisenthür sich öffnete, und bei dem Streiflichte einer Blendlaterne traten einige Männer und ein bildschönes bleiches Mädchen herein.

„Auf Ritter Rassolier!“ rief der Lieutenant der Bastille, ein hecktischer Wüstling, mit spottender Stimme: „erwacht! wir führen Euch eine reizende Fee in Euer Luftschlößchen, habt Ihr ein Epigramm auf die Pompaduor fertig, so könnt Ihr es hier Ihrer Nachfolgerin geben.“

Jetzt erhob sich eine Gestalt aus der halb sitzenden Stellung, welche ihm die Enge des Raumes im Käfig nur noch gestättete, und griff krampfhaft mit einer riesigen Kraft in die Eisenstäbe und rüttelte daran, daß der Kranich kreischte und das Gestänge des Käfigs rasselte. Helle Streiflichter der Laterne beleuchteten das Jammerbild eines Menschen, dessen Schädel fast von Haaren entblößt, dessen wilder Bart früh gebleicht, dessen Augen aus tiefen Höhlen blitzten, während aschgraue eingefallne Wangen und entblößte Zähne die Abmagerung einer Gestalt verriethen, an welchem die Fetzen von goldbordirten Kleidern und eine Weste von Silberbrokat nur noch zum Spott zu hangen schienen.

Und vor dieses Bild des tiefsten menschlichen Elends trat jetzt der Markis nicht ohne Erschütterung, aber mit einer erkünstelten Ruhe. „Ist es möglich,“ sprach er: „Du bist es, mein Neffe? — Man sagte mir Du würdest anständig gehalten, sonst hätten wir schon mehr gethan, um Deine Lage zu erleichtern.“

Statt der Antwort schlug der Gefangene ein heischeres, herzzerreißendes Lachen auf und sang mit einer wunderbar ergreifenden Stimme:

Mein Schlößlein ist in Luft gebaut,
    Ha! ha!
Die Wolk' ist meine Königsbraut,
    Ha! ha!

Ich bin im Schloß der König,
Zu beißen hab' ich wenig,
Ha ha! Ha ha! Ha ha!
Doch wenig kriegt mein Erbe,
Mein Erb' ist, wenn ich sterbe,
Der Wurm am leeren Knochen,
Lacht auf! — er kommt gekrochen! —
Ha ha! Ha ha! Ha ha!

Man denke sich den Eindruck dieser Scene auf das feinfühlende Mädchen, welchem der Markis mit schonungsloser Kälte sagte: „Der Unglückliche, Mariane! ist Dein Vater.“

Es ist wahr, auf das weibliche Gemüth muß erst ein herzzerreißender Sturm einwirken, um dessen ganze hohe Kraft aus dem Zagen und Schwanken der bei kleinen Ereignissen so leicht hervortretenden Schwäche zu entwickeln. Mariane fühlte in sich, wie von Gott begeistert, die Kraft, den Unglücklichen mit weicher Stimme anzureden.

„Darf ich“ sagte sie herantretend: „um den Segen eines Vaters bitten, der mir durch sein unverschuldetes Unglück doppelt ehrwürdig geworden ist?“ —

Der Mann im Käfig war ruhig geworden. Jetzt erst hatte die Blendlaterne ihr Streiflicht auf das schöne Mädchen geworfen. Schon der Blick voll Wehmuth und die Thräne im dunkeln Auge war für die verzweifelnde Wuth des Unglücklichen mildernd und beruhigend, wie Oehl in die hochwogende See gegossen.

„Gott! wäre es möglich? — Du meine Tochter — Du meine Mariane? — Und Ihr, Oheim, habt das Himmelsbild erzogen? — O dann verzeihe ich Euch gern den Raub an meinem Gute.“

Mit einer zitternden Bewegung streckte der Gefangene die ausgetrocknete Hand durch die Stäbe des Gitters um sein Kind zu segnen, allein Mariane ergriff die-

selbe und benetzte sie unter Küssen mit Thränen kindlicher Wehmuth.

„Ich hoffe,“ begann nach einer langen Pause voll wogender Gefühle Mariane: »daß Eure Leiden bald geendigt seyn werden. Der König wird Euch begnadigen.«

»Der König?« lachte der Gefangene bitter: »der König von Frankreich hat keine Macht über die Gefangenen seiner Dirnen. Oder ist die Pompadour todt?«

»Sie lebt,« versicherte Mariane ängstlich, sie zitterte dabei für ihren Geliebten: »aber ich hatte das Glück Gnade in den Augen des Königs zu finden, ich hoffe Euch durch eine demüthige Bitte zu lösen.«

Des Gefangnen Augen glühten. Seine Hände ballten sich krampfhaft — es drohte ihn zu ersticken, man sah es an dem Wogen seiner Brust. Endlich rief er aus: »So war es denn Traum, mein Kind gefunden zu haben, Tollheit an Freude zu glauben, Hohn ist eingezogen in diese leergebrannte Brust — fort — hinweg — aus meinen Augen, feile Königsdirne — ich hatte eine Tochter — ich bin nun auch kinderlos!« —

»Allbarmherziger!« rief Mariane niederkniend, und rang die schönen Hände: »ist denn diese Welt so verderbt, daß Keiner mehr an Reinheit und Unschuld glaubt?«

Das Antlitz der Jungfrau war ein zu redender Zeuge für ihre Unschuld, um nicht vor allen das Vaterherz davon zu überzeugen. Er rief sie mit sanften Schmeichelworten, streichelte ihr die Wangen und strich ihr das dunkelglänzende Haar aus der weißen Stirn. Da bekam sie endlich den Muth, um das Geheimniß ihres Herzens dem gütigen unglücklichen Vater zu entdecken. »Auch er,« sagte sie: »der mit des Oheims Genehmigung längst verlobt war, ist ein unglücklicher Gefangener in diesen Mauern, und er ist es, dessen Freiheit mir der König auf mein demüthiges Flehen verheißen hat.«

»Dein Glück, meine Mariane! ist das Meinige,« sagte der Gefangene: »wenn man für sich selbst alle Forderungen an das Leben aufgegeben hat, so lebt man nur noch im Glücke seiner Lieben gleichsam ein verklärtes Leben der Seligen. Ohne Zweifel hat Deine Wahl einen Würdigen getroffen und dann segne ich mit Freuden das Band der Liebe.«

»Du kennst ihn, Neffe!« rief der Markis vortretend: »er heißt Guido von St. Omar.«

Man muß die Zerrüttung beobachtet haben, welche entsteht, wenn über einer versammelten Gemeinde im Gotteshause, mitten unter den Orgeltönen und frommen Gesängen, krachend das Gewölbe der Kirche zusammenstürzt und Alles, Mann und Weib, Greis und Kind zerschmettert, und die nicht getroffen sind in Graus und Verzweiflung stürzt. Nur wer Zeuge einer solchen Schauderscene gewesen ist, wird sich eine Vorstellung machen können von der rasenden schäumenden Wuth, die, wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel, plötzlich den Unglücklichen ergriffen hatte, bei dem Gedanken, daß der Mensch, durch dessen Unbesonnenheit er neun Jahr lang die unerhörtesten Leiden erduldet hatte, jetzt noch sein letztes irdisches Gut, die Hand seiner Tochter, begehre. In einem solchem Leiden hören alle Berechnungen der Urtheilskraft auf. Das Rechtsgefühl ist zu tief zerrissen, um noch über Schuld und Unschuld Combinationen zulassen zu können. Der ungerecht Eingekerkerte beißt in seine Ketten und haßt den, wenn auch schuldlosen, Veranlasser seines Unglücks.

Seine ganze Gestalt und ein gichtisches Zucken der verzerrten Gesichtsmuskeln gab in der sprechendsten Mimik ein grelles Bild der sprachlosen Wuth. Er rang nach Worten. Er rüttelte am Eisengitter, ohne es zu wissen, wie die gefangene Löwin, der man ihr Junges

raubt. Endlich brach er aus: »Fluch! Fluch! neun Mal Fluch über Dich Rabenkind! wenn Du jenem Pagen, dessen Vorwitz Deinen Vater in das tiffste scheußlichste Elend, was Menschenleben nur treffen kann, gestürzt hatte, Deine Hand am Altare reichen würdest. Mögen Euch die Ringe der Treue mit Höllengluthen brennen, möge jeder Blick der Liebe zum giftig tödtenden Basiliskenblick werden, möge jeder Kuß mit Verdorren der Lippen, jeder Druck der Hand mit verzehrendem Krebsschaden gerächt werden! — Und möge mich selbst der Fluch des Ewigen treffen, wenn ich ein Wort von diesem Vaterfluche zurück nehme.«

Die heftige, bis zur höchsten Wuth sich steigernde Rede des Gefangnen hatte seine letzte Kraft gebrochen. Neun Jahre lang hatte dieser unglückselige Mensch in diesem Käfig zugebracht, das ist unglaublich fast, aber historische Wahrheit.

Schon längst hatten auszehrende Krankheiten seinen Körper entnervt. Diese Scene war nur noch das letzte fieberhafte Aufblitzen einer krampfhaft sterbenden Lebenskraft. Jetzt hatte er ausgelitten. Mit dem Fluche auf der Zunge hatte er das Leben ausgehaucht.

Das war zu viel für die Kraft des leidenden Mädchens. Ohnmächtig trug man die mit dem Vaterfluche Beladene die dunkeln Wendelsteigen hinab.

Zu Paris lebte damals eine merkwürdige Person weiblichen Geschlechts auf einem ziemlich hohen Fuß, als geheime Vertraute sehr angesehener Damen und Herren am Hofe.

Sie nannte sich Mademoiselle La Sage. Man wußte von ihr, daß sie in die Geheimnisse der Alchymie, Astrologie und Chiromantie tief eingeweiht sey. Nur

Wenige aber kannten die Macht ihrer geheimen Verbindungen, welche sie gleichsam zum Mittelpunkt und leitenden Princip aller Intriguen, deren es am Hofe und in der Stadt eine zahllose Menge gab, gemacht hatte. Durch ein sehr fein angelegtes und auf eine kaum glaubliche Weise ausgedehntes System der Spionerie wußte sie sich so geschickt die geheimsten Nachrichten zu verschaffen, daß es ihr nicht schwer fiel, die Welt glauben zu lassen, sie könne durch ihre magischen Künste die Gedanken im verschlossensten Busen lesen und die Zukunft mit einer Sicherheit berechnen, welche man allgemein für untrüglich hielt.

Diese Dame war es, die nach Verlauf einiger Tage in das Boudoir der Markise von Pompadour eingeführt wurde.

Die Stunde für diese Audienz war höchst ungewöhnlich gewählt. Es war Mitternacht. Die Markise ruhte, halb entkleidet, nachlässig auf einem türkischen Divan. Ihr verfinstertes Antlitz deutete in den alternden, aber noch immer schönen Zügen auf ungewöhnlichen Unmuth und ungeduldige Erwartung. Die Tapetenthür, welche den geheimsten Zugang zu dem Boudoir verschloß, öffnete sich endlich und die genannte Dame trat, von einer vertrauten Kammerfrau geleitet, ein.

Es war eine hohe imponirende Gestalt, aschgrau war die Farbe ihrer seidenen Robe, eine dunkle Farbe ihres hagern Gesichts und lebhaft blitzende Augen bezeugten die orientalische Abstammung von einem arabischen Arzt, deren sie sich rühmte.

Mit einem stolzen, aber mehr unruhigen Blick, maß die Markise die Eintretende von oben bis unten. Dann winkte sie, und Mamsell La Sage setzte sich auf ein Tabouret. Eine matte Beleuchtung warf nur Dämmerschein auf das geheimnißvolle Treiben der beiden Frauen,

welches jetzt begann, nachdem die Kammerfrau alle Thüren verschlossen und sich entfernt hatte.

»Man sagte mir,« hob nach langem Schweigen endlich die Markise an: »daß Ihr mit gewissen geheimen geistigen Kräften ausgerüstet seyd, die ich wohl wünschen möchte für meine Zwecke zu benutzen, hielte ich das ganze Gerede über Euer geheimes Walten nicht für übertrieben und solche Künste überhaupt für Charlatanerie, um den Aberglauben zu täuschen.«

»Ich will nicht wiedersprechen, gnädigste Frau!« entgegnete mit einem feinen Lächeln Mademoiselle La Sage: »um desto eher darf ich hoffen, Befehle zu vernehmen, welche nicht so den feinsten Nervenäther verzehren und damit das Leben verkürzen, als die Anwendung jener unglücklichen Divinationsgabe, welche den edlen Nachkommen der aus Spanien vertriebenen maurischen Könige eigen seyn soll.«

»Ihr glaubt also an Einfluß der Gestirne auf das menschliche Leben?

»Ich müßte es verlernt haben in der Flammenschrift am Firmament zu lesen, wollte ich zweifeln,« entgegnete die La Sage mit einer erhobenen Stimme.

»Ihr glaubt an die Deutung der Lineamente in der Hand des Menschen?«

»Haben die Araber unter den Hieroglyphen Aegyptens die Geheimschrift der Natur zu lesen verlernt, und bin ich nicht die Tochter eines solchen?

»Und Gedanken zu lesen vermöget Ihr — Gedanken, die nie sich in Wort oder Schrift ausgesprochen haben; Wünsche, die noch im Dunkeln, vielleicht sich selbst noch unklar in der Seele ruhen?«

»Wüßte ich sonst, gnädigste Frau, daß es Ihnen Noth thut Untreue zu befördern, um Treue zu gewinnen?«

»Ihr habt es getroffen!« rief die Pompadour lebhaft aufstehend: »Ihr habt das Geheimniß errathen und mir das Mittel genannt — aber wie?«

»Die kleine Mariane hat durch Sprödigkeit das Gemüth des Königs entflammt; es kommt nur darauf an die Sirenenflamme zu löschen, so wird auch die Herzensflamme verschwinden.«

»Sie wird nimmermehr einwilligen,« entgegnete die Pompadour nachdenkend und ließ sich wieder nieder auf dem Divan: »der König versprach ihr den Geliebten aus der Bastille zurück zu geben. Entweder wird Dieses verhindert oder nicht; in beiden Fällen ist sie für den König verloren. Erstenfalls darf sie der König nicht wieder sehen, ohne an das Versprechen erinnert zu werden, letztenfalls wird ihre romantische Treue dem Könige ausweichen und dessen Meinung immer höher spannen.«

»Dagegen ist gesorgt, gnädigste Frau! Sie werden mir zutrauen, daß Ihre Wünsche längst kein Geheimniß mehr für mich waren. Ich suchte Gelegenheit, die Bekanntschaft jenes Mädchens zu machen und in den Lineamenten ihrer Hand meine chiromantischen Beobachtungen über ihre Lebensbahn anzustellen. Leider fand ich, daß ihre Lebenslinie die eines geliebten Gegenstandes gleichsam abschnitt und sich nach dieser Operation in eine rosige sanfte Schattirung verlor. Deute ich diese Erscheinung richtig, so muß sie entweder den Vater oder den Geliebten tödten, um durch eine solche tragische Catastrophe aus ihrer idealen Welt herausgerissen und in das rosige Treiben der galanten Liebesabenteuer hineingeworfen zu werden. Bereits ist der Anfang gemacht. Den Tod ihres Vaters hat sie veranlaßt. Ich war es, die durch den vertrautesten Kammerdiener Sr. Majestät dem Markis von Passemort den Rath geben ließ, seine Pflegetoch-

ter ihrem rechten Vater, dem unglücklichen Ritter Rassolier in der Bastille, vorzuführen.«

»Rassolier?« fragte die Markise sich besinnend; — doch mit einem leisen Schauder verrieth eine leichte Blässe, daß sie sich des Unglücklichen erinnere — und sie sagte unruhig: »Weiter — nur weiter!«

Mademoiselle La Sage erzählte darauf die Scene im Kapellenthurm der Bastille, und fuhr trotz der sichtbaren Erschütterung der Markise fort: »Dieser Vaterfluch und die dadurch bewirkte Trennung von dem Geliebten hat ihrem Gemüthe eine so traurige Richtung der tiefsten Schwermuth gegeben, daß die Leiden ihrer Seele in eine sanfte leidende Resignation der Welt und ihrer Freuden überzugehen drohen.«

(Der Beschluß folgt.)

Legatum conditionatum!

(Fortsetzung.)

Des Waidmanns Rechte machte ganz unwillkührlich eine kratzende Bewegung hinter den Ohren und die Blicke seiner Augen hielten unaufhaltsam auf der Hemisphäre ihres Körperrundes eine lange und langwierige Irrfahrt. Ihm war in dem Dunkel der Scrupelischen Vorladung urplötzlich ein helles, sogar etwas blendendes Licht aufgegangen. Es läßt sich nicht läugnen, dachte er bei sich selbst, daß 20000 Stück Thaler ein hübsches Sümmchen sind: allein nichts destoweniger läßt sich in Abrede stellen, daß eine zweimal jubilirte Jungfrau, respective Braut, so voll an Jahren und so schwer an Fleische eine gewaltige Zugabe ist. Schon quirlte es ihm in allen

Gliedern, schon zuckte es in seinen Beinen, um mit einer verneinenden Antwort den Salon zu verlassen; doch die alte Tugendkraft der blanken Thaler that auch dieses Mal ihre Schuldigkeit, denn Fritz blieb trotz dem Widerstreben seines Herzens auf dem Sofa festgebannt.

Gertrude mahlte ihm den Himmel ihres Bündnisses mit so lebhaften Farben, daß es unserem Neuling in der Liebe oft grün und gelb vor die Augen kam. Dennoch bewirkte ihr langes gewichtiges Zureden, daß er sich entschloß in den herben Apfel zu beißen: wurde er durch eine solche Einwilligung in ein Verhältniß der Unabhängigkeit gesetzt, das ihn eine weit behaglichere Lage hoffen ließ, als seine gegenwärtige war; und bei welchem jungen Manne unserer Zeit ist ein ähnlicher Grund nicht von gewaltiger Wirkung? Er offenbarte ihr seinen Beschluß in folgenden bedächtlich gesprochenen Worten: »Wenn Sie denn meine ehrenwerthe Mamsell, das ernste Band der Ehe durchaus nöthig finden, — so verstehe ich mich dazu, um Ihrem Wunsche zu willfahren, Ihre theure Hand feierlich einst in die meinige zu legen, so wie ich solches jetzt ohne Zeugen durch diesen kräftigen Handschlag thue.« Er that's.

Kaum hatte Gertrude diese ächtteutsche Versicherung in ihren Fingern empfunden, als sie — o bewunderungswürdige Vorsicht einer weiblichen Seele! aus ihrem Busen eine gestempelte Charta bianca oder einen weißen Bogen Papier in Elephanten-Format hervorzog, eine Schreibfeder eintauchte, und mit sehr graciösem Lächeln unter folgendem Worten ihm selbe präsentirte: »Unterschreibe, Goldpüppchen, deinen geliebten, süßen Namen; unser Advocat soll sodann die Klauseln deines und meines Glückes beisetzen.« — Fritz besann sich einen Augenblick; denn er fühlte gar keinen Beruf, sich dem runden Wesen so leichten Kaufes an den Hals zu werfen, und

obendrein anticipando einen Ehekontrakt zu unterschreiben, der noch gar nicht existirte; dazu die Hast, womit die ganze Verhandlung vor sich gegangen, die ängstlichen Blicke des bräutlichen Wesens nach der Thür: kurz alles schien ihm sonderbar und unheimlich. Er fand aber schnell einen Ausweg. »Ich kann nicht schreiben,« sagte er, nachdem er vorher die beiden zu dieser Handlung nothwendigsten Finger krampfhaft über einander gepreßt hatte; »das Zerspringen eines Büchsenlaufes hat mir diese beiden Finger — contract gemacht.« Er wies sie ihr. Wirklich war an einem derselben eine bedeutende Narbe, die einst ein Eber ihm gerissen. Die Runde stutzte. »Also wirklich gar nichts schreiben kannst du, süßes Männchen,« sagte sie bedauernd.

»Keinen Buchstaben!«

»Nu, es thut nichts, setzte sie gefaßter hinzu; »mache nur statt deines Namens ein deutliches Kreuz hieher.«

»Ganz recht. Kreuze kann ich machen, so viel Sie verlangen meinte der junge Verlobte, und that, wie ihm geboten. Die Alte aber streute Sand auf das Handzeichen, drückte, in dem seligen Bewußtseyn, ihrem Bruder eine lange Nase gedreht zu haben, den Weihekuß auf des Gesponsen Stirn, und nahm Abschied, mit der Versicherung, daß nach dem kurzen Gange zu ihrem Notar wegen Bestellung des gesetzkräftigen Contractes, ihre erste Angelegenheit die Berichtigung der übrigen Hochzeits und Heirathserfordernisse seyn werde.

Eine gute Weile saß Fritz einsam auf dem Sofa, und überlegte lächelnd das sonderbare Abenteuer mit der beleibten Alten, die nach 50jähriger Mannslosigkeit so plötzlich von der Laune ergriffen wurde, ihm, dem Unbekannten, dem Unbemittelten in den ersten Minuten seines Erscheinens ihre Hand nebst 20000 Thalern so eindringlich anzutragen. Eben wünschte er sich Glück zu

seiner Vorsicht, die ihm alles Vortheils ungeachtet, hier doch recht gerathen schien, und verzehrte dabei den Rest des servirten Frühstückes, als — die Thür knarrte, und mit ungestümen Schritten eine schlanke Mädchengestalt, deren Züge, trotz dem schönen Gesichte, doch etwas Widriges hatten, herein trat. Sie war geputzt wie eine Puppe, und rauschte ein Stückchen Zucker zwischen den Fingern haltend, auf die am Fenster befindlichen Canarienvögel zu. Die süße Spende entfiel ihren Händen, und erst jetzt, als sie sich bückte, diese aufzuheben, bemerkte sie erschreckend den Fremden.

Gleichwie ein Wildfang, bei dem Anblicke eines unerwarteten Gegenstandes scheu geworden, seine Bewegung plötzlich inne hält und denselben anstarrt, so maß Emilie den kräftigen Waidmann auf dem Sofa mit ihren vernichtenden Flammenaugen, die ihm das ganze Blut nach den Wangen trieben. Beleidigt durch ein so stolzes, herausforderndes Benehmen regte sich der junge Liedemann gar nicht von seinem Platze und die gute Emilie, in der menschenfreundlichen Absicht, seine Verlegenheit recht peinlich zu machen, redete vorsätzlich kein Wort. Obwohl sie den recht gefällig gebauten Jüngling zum ersten Male sah, so errieth sie doch auf der Stelle, daß dies jener ihr bestimmte Bräutigam sey, von dem ihr sorgfältiger Vater so oft gesagt, so wie von der Zuneigung, die er zu dem alten Liedemann einst getragen, und welche auch der angebliche Beweggrund dieses Bündnisses seyn sollte; denn absichtlich hatte Scrupel von den 20000 Thalern geschwiegen, weil eine solche Commerzheirath den Eigensinn seines Töchterleins, den er sehr gut kannte, wahrscheinlich choquirt hätte. Wäre das Menschenpaar, welches sich jetzt wie Bildsäulen gegenüber stand, in Kenntniß seiner wahren Verhältnisse gewesen, es hätte gewiß anders verhandelt; denn Fritz war, ungeachtet

eines Anstriches von Rauhheit, der dem Forstmanne gewöhnlich anklebt, ein junger Mensch zum lieben, und Emilie trotz ihrer bizarren Laune doch zehnmal schöner als ihre Tante Gertrude.

Endlich erhielten die gefiederten Sänger ihre Zucker-Ration, und Emilie machte eine Bewegung, den Salon zu verlassen. Da, um die Unhöflichkeit nicht zu weit zu treiben, erhob sich auch Fritz, ein Abschiedscompliment beginnend. Aber rasch fuhr der starrsinnige Engel mit dem schneidenden Zungenschwerte dazwischen: »Bleiben Sie nur auf Ihrem Posten, Mosje; wer nicht grüßt, braucht sich ja nicht zu empfehlen.« — Und sie fuhr hinaus durch die Thür, wie sie hereingefahren war. Beinah hätte sie ihren Vater zu Boden gerannt, der eben auf der Schwelle selbst stand, und ihr jetzt mit selbstgefälligem Lächeln nachblickte. »Der Anfang hat sich schon recht gut gemacht, dachte er bei sich selbst, ging dem Fremden entgegen, und fragte überaus freundlich, ob er wohl die Ehre habe, mit Herrn von Liedemann zu sprechen?

»Der bin ich,« — war die trockne Antwort. Worauf jener sich als Herru Scrupel, Syndicus zu Rübensee, präsentirte.

»Also Sie sind der Herr, welcher mich hierher verschrieben hat?« fragte Fritz.

»Ja,« entgegnete Scrupel mit einem freundlichen Handschlag, »ja, und zwar der nämliche, der aus Freundschaft und Liebe zu Ihrem seligen Vater sich entschlossen hat, Ihnen, mein geliebter Fritz, Hand und Herz seiner einzigen Tochter zu geben.«

»Ich soll Ihre Tochter heirathen?« fragte erstaunt der zum zweiten Male angeworbene Bräutigam.

»Nun ja doch, ihre Bekanntschaft haben Sie gemacht, da sie so eben diesen Salon verließ. Natur und

Glück haben nicht sehr stiefmütterlich für sie gesorgt; denn zu ihrer Mitgift erhält sie baare 20000 Thaler.«

Das Wort erstarb dem Bräutigam auf den Lippen. Die Ueberzeugung war jedoch bald im Reinen, daß ein junges, schönes Mädchen, wenn sie auch einige Schwächen besitze, doch als Anhängsel einer solchen Summe weit solider sey, als das solideste rundeste Wesen von Tante Trudens Art; und er sprach: »Herr Syndicus, ich sage zu, wenn Sie anders nicht zu scherzen belieben.«

»Wo denken Sie hin,« entgegnete jener, »ich bin ein Mann von Amt und Ehre, und war Ihres Vaters einziger treuer Herzensfreund; das sey Ihnen genug. Uebrigens habe ich zu Ihrer eigenen Sicherstellung, da ich keinen würdigern Mann zu meinem Schwiegersohn erwählen könnte, gegenwärtigen Heirathcontract von meinem Notar abfassen lassen, und wenn es Ihnen anständig ist, so unterzeichnen wir beide das Instrument, und die Sache ist in Richtigkeit.«

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mein Erstes kommt unvorhergesehen,
Bringt Schaden, oft den Untergang.
Mein Zweites hat des Geldes Rang,
So lange wir ihn zugestehen.
Auch pflegt's als Mahnen ohne Zwang
Erinnerung nicht zu verschmähen.
Mein Ganzes schändet lebenslang.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 16tes Stück.

Der Vaterfluch.

(Beschluß.)

„Das ist nichts!“ rief die Markise unwillig: „das habt Ihr angerichtet durch Eure Betisen —“

„Es war auch nicht das Rechte, was vom Schicksal gemeint war, — es muß mehr geschehen — etwas Grausiges — Ungeheures — es muß das Lachen der Verzweiflung jenen tollen Taumel der Lustigkeit erzeugen, in welchem sie bacchantisch wild, sich selbst und alle Welt hassend, dem Könige in die Arme fällt — und dazu war jene Catastrophe eine herrliche Vorschule.“

Die Geisterseherin entwickelte nun leise ihren schauderhaften Plan der Markise.

„Furchtbar! teuflisch!“ rief Diese mehr als ein Mal: „aber es muß seyn — die Gunst des Königs und damit die Basis meiner Macht steht auf dem Spiele. Es sey — sie werde zur Furie — die Erynnen werden bald den schwachen König aus den Armen der Hölle verscheuchen.“

Eines Abends saß Mariane einsam in ihrem stillen Gemache. Ihre schwarze Kleidung galt dem Vater, aber

mehr noch sprach sich der tiefe unheilbare Seelenschmerz auf ihrem schönen bleichen Antlitz aus.

Da öffnete sich unerwartet die Thür und Mariane erkannte mit einem freudigen Aufschrecken den alen Lion de Mars aus der Bastille. Er war schon einige Mal der treue Bote zwischen den Liebenden gewesen, nachdem es ihm leicht gelungen war, die eifersüchtige Aufwallung Guido's zu besänftigen. Vergebens hatte Mariane versucht, den König durch Bittschriften an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. In der Erschütterung und Trauer ihres Gemüths hielt sie es so wenig für schicklich, als für möglich, den König um persönliche Audienz zu bitten. Schon hatte sie alle Hoffnung auf Guido's Befreiung aufgegeben; schon war in den Briefen, welche Beide mit einander heimlich wechselten, Resignation alles Irdischen vorherrschend, und von ihrer Seite war der Schritt beschlossen, in stillen Klostermauern der Welt auf ewig zu entsagen; da gab plötzlich des Alten heutiges Erscheinen ihrer Seele eine ganz andre Richtung.

„Eine weise Frau, von hohem Stande," erzählte er: „hatte durch die geheime Macht ihrer schwarzen Kunst Ihr tiefes Leid erfahren, und erklärte sich, wie sie schwur aus reiner Menschenschenliebe, bereit Sie durch die Verbindung mit unserm jungen Herrn glücklich zu machen."

„Seine Gefangenschaft!" seufzte Mariane.

„Sie gab mir Rath und Mittel, ihn aus der Bastille heimlich zu befreien, und gelingt Alles, so ist er jetzt schon frei."

„Der Vaterfluch!"

„Kann durch ein sympathetisches Mittel gelöset werden. Sie will es Ihnen anvertrauen."

Marianens Wangen belebten sich. Die Hoffnung hob ihren Busen, und dann wieder die mit gesunder Vernunft nicht zu fassende Möglichkeit versenkte sie in

neue Trauer. Doch das liebende Gemüth hofft auch die Unmöglichkeit und glaubt nur zu leicht an das Gehoffte.

Nach einigem Bedenken warf sie ihre Mantille um, verhüllte sich in einen dichten Schleier und verließ das Haus heimlich mit dem alten Lion de Mars. An der nächsten Straßenecke bestiegen sie Beide ein Cabriolet und nach einer Viertelstunde betraten sie die Wohnung der neuen Sybille.

Es schien Marianen ein sonderbarer Zufall zu seyn, welcher sie nicht wenig erschreckte, daß auf dem halbdunkeln Corridor, welcher durch gewundene Säulen von maurischer Ordnung getragen, zu den innern Gemächern der Wohnung der Mademoiselle La Sage führte, ihnen ein Mann im Mantel begegnete, in dessen halb verhülltem Antlitz Mariane mit leichtem Schrecken den Markis erkannte. Er schien hingegen die Pflegetochter unter dem Schleier nicht vermuthet zu haben, denn er eilte rasch, ohne zu grüßen vorüber.

Sie, meine Damen, — bemerkte Bonaparte mit einem feinen Lächeln: — werden mit Ihrem gewohnten Scharfsinn aus diesem Umstande den Verdacht schöpfen, daß der Markis tief in diese Intrigue mit verwickelt sey, und so war es auch. Er hatte die La Sage mit in das Geheimniß der Neigung des Königs gezogen. Er und nicht sie hatte die Schauderscene in der Bastille veranlaßt, in der Ueberzeugung, daß der durch Guido von St. Omar in ein so grenzenloses Unglück gestürzte Vater Marianens, derselben Fluch statt Segen geben werde. So meinte er selbst auf den Fall, daß der König, auf erneute Bitten Marianens, demselben die Freiheit geben würde, das zarte Band der Liebe und Hoffnung, welches Beide vereinigte, und damit das Hinderniß ge-

gen die Wünsche des Königs zerrissen zu haben. Allein den Tod des Unglücklichen, und die Wirkung dieses Ereignisses auf Marianens Gemüth hatte er nicht mit in Anschlag gebracht, und so hatte er sich gedrungen gesehen von der weisen Frau sich Rath und Hülfe in dieser Intrigue zu holen. Er war also völlig eingeweiht in den schwarzen Plan derselben, als er der Pflegetochter begegnete, welche er allerdings erkannt hatte.

Nach einigem Warten in den wunderlich verzierten Vorgemächern erschien ein taubstummer Zwerg, winkte Marianen ihm zu folgen und bedeutete dem Alten, mit heftig redender Geberde sich zu entfernen, indem schon für die sichere Rückkehr der jungen Markise gesorgt werden solle.

Den Umgebungen der neuen Sybille fehlte es nicht an jenem wunderlichen barocken Apparat, womit solche Geisterseher auf die Phantasie der sie Besuchenden einzuwirken pflegen.

Doch Mademoiselle La Sage war eine zu feine Menschenkennerin, um nicht den Schein zu vermeiden, als lege sie auf solche Mittel um sich der Herrschaft der Geister zu versichern, in diesem Augenblick irgend einiges Gewicht.

Sie stand eben vor einer runden Ara von schwarzem Jaspis, mitten in dem schwarz und feuerfarben, in grellen Zacken und Flammen verzierten Gemach. Vor ihr lag ein großes Buch mit bunt gemalten Pergamentblättern aufgeschlagen. Von der gewölbten Decke des Zimmers herab hingen an eisernen Ketten drei künstlich als Lampen benutzte Todtenschädel, deren leuchtende Augenhöhlen ein bläuliches Dämmerlicht im Gemache verbreiteten. Ein Zauberkreis, mit den Sternbildern bemalt,

zog sich am schwarz und weiß getäfelten Boden um sie selbst und den Altar her.

In dem Augenblick, als Mariane schüchtern eintrat, war es, als ob kleine Figuren, die aus farbigen Flämmchen gebildet zu seyn schienen, auf den Blättern des Buches tanzten. Die Geisterseherin blickte auf, wie überrascht, und schlug dann lächelnd mit einer kleinen neundräthigen Peitsche zwischen die tanzende Geisterbrut, und rief: „Schon gut — ich kenne Dich Abracankerra, Du böser Luftgeist, Du sollst schon weichen von hinnen, wenn Dir mit dem geweihten Dolche Luft gemacht wird."

Nachdem sie das Zauberbuch mit einer großen daran hängenden Kette verschlossen hatte, wendete sie sich freundlich und unbefangen gegen das eintretende Mädchen und führte dasselbe mit feiner Weltsitte zu dem entfernt von dem Zauberapparate stehenden Divan.

„Sie haben mich überrascht, mein Fräulein," redete sie das noch im hohen Grade befangne Mädchen an: „aber vielleicht nicht mehr," fügte sie lächelnd hinzu: „als ich Sie. Ich habe so eben ein wenig mein kleines Geisterheer die Revue passiren lassen, und unter den Elementargeistern der Luft eine Endeckung gemacht, die Sie glücklich machen kann."

„Glücklich?" entgegnete Mariane mit einem schwermüthigen Blick nach oben, und schüttelte bitter lächelnd den schönen Kopf: „Fluch und Trug hat ihn zerrissen, den Wechselbrief meines Gottes auf Erdenglück."

„Die Sterne regieren das Leben der Sterblichen, Kind!" sprach die Seherin feierlich: „ich habe Dir das Horoscop gestellt. Du bist unter einer sonderbaren Constellation geboren. Saturnus, der bekanntlich die eigenen Kinder verschlang, stand drohend über dem Haar der Berenice; die Schlange nagte am Busen der An-

dromeda; Venus lächelte im Glanzgefilde der Milchstraße. Also — grause Thaten mußten geschehen, um Dich im Glanz der Liebe zu beglücken. Die Eine geschah — die Andre wird von Dir geschehen — dann denk' an das Sternenlicht der Venus."

„Venus Urania!" seufzte Mariane mit einem schwermüthig lieblichen Lächeln: „also — jenseit — wo keine Rachegeister walten!" —

„Das Grab giebt Keinen wieder — das weiß ich besser," entgegnete die Geisterseherin: „fasse die Freude diesseit der Lebensnacht, jenseit — fehlen die Sinne."

„Frau — welche Sprache!" rief Mariane voll Schrecken, aufspringend: „hebe Dich weg Satanas!"

„Lassen wir das," sprach begütigend die La Sage: „behalte Jeder seine Ueberzeugung. Ich für mein Theil meine, es sey besser von dem Geliebten zur irdischen Brautkammer geführt zu werden, als mit ihm ohne Körper, Zunge, Auge und Ohr eine Geisterconversation zu führen, die eben deshalb langweilig seyn muß, weil Beide einander nicht hören, sehen, fühlen oder verstehen."

„Es war eigentlich der Zweck meines Hierseins" — begann Mariane mit niedergeschlagenen Blicken und leichtem Erröthen zögernd.

„Als ob ich das nicht gewußt hätte, Kind," lächelte die La Sage: „in diesem Augenblick wird Dein Guido befreit —"

„Aber der Vaterfluch!" seufzte Mariane mit einem leisen Schauder.

„Läßt sich lösen, muß gelöset werden, oder Dein Vater verliert die Seligkeit und der Fluch muß von Dir gelöset werden, aber Muth, Mariane!" rief die Seherin mit erhobener Stimme.

„Ich will für ihn Messen lesen lassen bei den from-

men Vätern von La Chaise — will nach Loretto, nach der heiligen Hütte wallfahrten — will —"

„Nichts von dem," — unterbrach sie kopfschüttelnd die La Sage: „daß es nicht mit natürlichen Dingen zuging — die Rache — der Fluch — der Tod — Alles so furchtbar, so schnell, so wunderbar, wirst Du begreifen. Dein unglücklicher Vater war besessen. Den Fluch sprach er nicht mit Bewußtseyn aus, nein er mußte — er konnte nicht anders und der Tod war das Salamonssiegel auf den Vaterfluch. So war's!"

„Sollte vielleicht ein frommer Priester —"

„Exorcismen? — ja — aber nicht durch Priester, nicht durch geweihtes Wasser, durch einen gefeyten Dolch — so geht's."

Entsetzt trat Mariane einen Schritt zurück.

„Ja durch Dolch — und durch Dich!" rief das furchtbare Weib mit starker Stimme und schritt ihr näher.

„Das ist ein höllisches Räthsel," entgegnete Mariane, indem sie sich mit der ihr eignen Seelenstärke zusammen raffte: „aber ich will es kennen — lüftet den Schleier — halber Unsinn macht wahnsinnig — gebt ihn ganz."

„Setzen Sie sich, mein Fräulein!" begann jetzt die La Sage mit ganz ruhiger freundlicher Stimme: „die Sache ist zu ernst und zu wichtig, um mit Sturm abgemacht zu werden. Ihre Vernunft soll urtheilen und beschließen. Kennen Sie die Ordnung der Geisterwelt? — Glauben Sie an Geister? — Ich meine nicht den Ammensingsang der Gespenstermärchen, nein Elementargeister, die Herrschaft über den Menschen gewinnen, welcher der Elemente ausgesetzt ist, aber auch dem Menschen unterthan und dienstbar sind, der durch geheime Wissenschaft sich die Elemente dienstbar gemacht hat. Wer den Sturm beschwören kann, dem dienen die licht-

blauen Luftgeister — und eine solche bin ich, — der Unglückliche aber, der gleich einem Vogel im eisernen Käfig zwischen Himmel und Erde neun Jahr seines Lebens geschwebt hat, war ein Sclave dieser Elementargeister und ein solcher war Dein Vater. — Fühlst Du Dich stark genug, den Geist zu sehen, der noch heute ihm die Ruhe des Grabes raubt?"

Abwehrend streckte ihr Mariane die Hand entgegen. Entsetzen hatte ihr die Sprache genommen, aber es sollte noch höher steigen.

Die Seherin war in den Zauberkreis getreten, hatte die Kette von dem Deckel des Geisterbuches gehoben, die Blätter desselben rauschten auf, monströse Zwerggestalten, wie blaue Flämmchen, hüpften unter ihrem Zauberstabe auf. „Dich meine ich," rief sie: „tückischer Abracanterra! hervor!"

Die übrigen wimmelnden Gestalten legten sich auf die Blätter nieder und eine grau-bläuliche scheuselige Gestalt wurde immer größer und schien sich fast zu einem aschgrauen Zwerge zu verkörpern.

„Wo wohnst Du, Abracanterra?" fragte sie.

„In der Brust eines Todten," antwortete eine Geisterstimme.

„Bring' den Todten!"

Dampf wallte auf — ein Sarg erschien — eine Leiche — das Antlitz ihres Vaters hatte Mariane erkannt. Sie sank zusammen und hörte nur noch mit geschloßnen Augen den Todtenruf: „Erlöse mich Tochter — löse den Fluch!" —

Und Donner und Blitz und Nacht und Qualm betäubte sie völlig. Vier Mohren sprangen herein durch unbemerkbar gewesene Nebenthüren, hüllten die Ohnmächtige in eine blutrothe Decke und trugen sie fort.

Rabenschwarze Nacht umgab die Erwachende. Eine warme Hand drückte die Ihrige. »Lebst Du — willst Du vollbringen?“ flüsterte eine weiche molodische Stimme in ihr Ohr. »Ich will — aber wie?« fragte Mariane. »Der Luftgeist in der Brust Deines Vaters« entgegnete die Stimme: »kann nur gebannt werden durch den Dolchstoß der Tochter!«

»Um Gott!«

»Still! nichts von Gott! erst vollbracht! — Oder fassen es Deine blöden Menschensinne nicht, daß der Todeskrampf für Geister, die zur Qual in Menschenleibern wohnen, bindend ist wie Salamons Siegel! — Der Geist, den Du sahst, war nur sein Doppelbild. Er selbst liegt in Deines Vaters Brust und bewacht den Fluch. Oeffne die Brust des Todten und der Luftgeist bekommt Luft zu entweichen und der Geisterbann des Vaterfluchs ist gelöset.«

»Einen Todten verletzen?« rief Mariane schaudernd: »welch' ein Frevel!«

»Ist es Frevel, wenn Wundärzte der Leiche Cavitäten öffnen, nicht um dem Todten, nein um sich selbst zu nützen? — Die Todten fühlen nicht das Messer, nicht den Dolch!« —

»Den Vater? — Nimmermehe!« rief Mariane mit steigender Herzensangst.

»Dir gab er das Leben — und Du scheuest den kleinsten Dienst, welcher ihm des Grabes Ruh und Dir des Fluches Lösung bringt?«

Mariane schwieg. Sie versuchte es mit sich selbst in's Klare zu kommen. Aber es war unmöglich, ihr Gemüth war erschüttert, ihre Fantasie überreizt. So befand sie sich in dem Zustande einer an Wahnsinn grenzenden Ueberspannung. Wahrheit und Trug, Phantom und Wirklichkeit, Alles floß endlich zusammen in dem

dunkeln grauenvollen Gedanken: du mußt dem Todten Ruhe geben — es ist Menschlichkeit — und mehr noch, Kindespflicht.

Nur noch die zarte Scheu der Weiblichkeit hielt sie zurück. Doch auch diese sollte der Ueberraschung weichen. Durch eine Oeffnung, nahe an der Decke, fiel ein schwacher Lichtstrahl in das Gruftgewölbe, wo sie sich befand. Deutlicher erkannte sie bestäubte Sarkophage. Sie erhob sich — neuer Schauder. Es war ein Sarg worin Sie selbst gelegen hatte. Jetzt lichtete sich die Dämmerung. Hu! — ein offner Sarg, darin ein Todter, bedeckt mit dem Lailach. —

»Rette, rette ihn!« flüsterte es ihr in's Ohr: »erlöse Deines Vaters Seele! — Löse, löse den Vaterfluch!«

Sie fühlte den kalten Dolch von unsichtbarer Hand in die Ihrige gedrückt.

»Er ist geweiht und gefeyt!« rief es hohltönend. — Da, hinter der Leiche stand das Zauberweib — aschgrau und erdfahl, mit blauen bebenden Lippen. Zitternd hob es den Lailach von der Brust des Todten und bedeckte sein Antlitz.

»Du sollst es nicht schauen — hierher — vollende!« rief die Stimme und wie wahnsinnig, eisig kalt, mit klappernden Zähnen und aufgelöset sich sträubendem Haar stürzte die Unglückliche auf die Leiche zu. — Ein Schrei — ein krampfhaftes Zucken — und der Dolch bis zum Heft stack in der Brust des Todten. —

Da — Grausen erfaßt mich selbst den Erzähler — da zuckte der Todte und griff zur Wunde mit beiden Händen. Es strömte das Blut, es seufzte der Todte, es lag über ihn her — erstarrend und sterbend die Tochter — nein — die Geliebte — die Braut — nicht dem Vater — ihrem Guido hatte sie den Todesstoß gegeben, und vom Antlitz herab hatte das Weib die Hülle geris-

sen und im Erwachen aus dem narkotischen Schlafe fühlte Guido die Todeswunde von der Hand der Geliebten gegeben, und sterbend hauchte er ihren Namen, und mit brechenden Augen und mit zuckenden erkaltenden Lippen drückte er den Kuß der Versöhnung auf die der Geliebten, welche noch eben, im grenzenlos zerreißenden Schmerz, ihren Irrthum erkannt hatte.

Unmöglich giebt es einen höher tragischen Moment, als wenn durch schwarze Kabale ein schuldloses Mädchen gedrängt wird das Gräßliche zu wagen, wähnend, den Vaterfluch damit zu lösen und den Geliebten zu erringen, und dann, im furchtbaren Erwachen aus dem Taumel, durch diese That den Geliebten ermordet und die auf so wiedernatürlichem Wege gesuchten Lebensblüthen zerrissen findet.

Das Geschick erscheint hier als Weltenrichter, der aus dem höhern Gesichtspunkt die Verirrung der Natur zum Heil der Menschheit mit einer colossalen Strenge bestraft, wenn auch die menschliche Zurechnung des einzelnen Falles so geringe ist, daß wir der Unglücklichen, welche gleichsam als Sühnopfer für die verläugnete menschliche Natur gefallen war, unser tiefes Mitleiden nicht versagen mögen.

Höllische Kabale hatte dem Ermordeten den Schlaftrunk reichen lassen, durch die treue Hand seines Pflegers Lion de Mars. — Chirurgen waren gekommen, um vom Lieutenant der Bastille die Leiche zu kaufen, aber es waren nicht Chirurgen, es waren die Helfershelfer des Zauberweibes, in deren Keller die Unthat verübt wurde.

Doch auch Diese und die Pompadour und der Markis hatten sich verrechnet. Die Unglückliche stürzte sich

nicht in den Freudentaumel verzweifelnder Lust, — denn acht Tage später bezeichnete ein Kreuz ihre Grabstätte.

Man trug die Bewußtlose heim. In tollen Fieberphantasien erwachte sie. Ein Typhus endete ihr Leben.

Die La Sage wurde als Hexe verbrannt, nicht weil sie gesündigt hatte, sondern weil die Sünde nicht neue Sünde gezeugt hatte.

Die Marquise von Pompadour fiel aus der Gunst des Königs, weil sie nicht vermocht hatte ihm die Nebenbuhlerin zu liefern. Der Günstling der Markise, der von ihr zum Minister erhobene Cardinal Barrois suchte sie zu stürzen; um dieses abzuwenden, sah sich die alternde Maitresse gedrungen, sich zu seinen Sturz mit einem ihrer Feinde zu verbinden; aber dieser gab ihr eine Dosis Aqua toffana und unter langen Todesleiden verschied die einst so schöne Sünderin. Europa hatte vor ihr gezittert — jetzt folgte Hohn und Spott vom Hofe und im Volke ihrem prunklosen Sarge.

Auch den König erreichte die Nemesis. Den abgezehrten Wüstling sah man liegen mit aufgebrochenen Krebsgeschwüren. Nase und Augen waren schon zerstört, und es war nur noch ein lebender blutender Schädel, welcher unter Schmerzen ohne Maaß mit Pesthauch die goldenen Gemächer füllte.

Vertraute an den Schwächen der Großen sind nur den Lebenden treu. Fragte man später den Kammerdiener Binet: ob es wahr sey, daß der König an der petite vérole gestorben sey? so zuckte er boshaft lächelnd die Achseln und entgegnete: »Mein Herr: bei den Großen giebt es nichts Kleines.

Der Markis wurde vergessen, das härteste Loos für einen eitlen Höfling seines Schlages.

Der alte Lion de Mars folgte bald seinem jungen Freunde.

So war das Glück der Franzosen unter Frankreichs vorletztem Könige. Seine Sünden haben dem Letzten das Schaffot erbaut.

Legatum conditionatum!

(Fortsetzung.)

Unser Fritz, der wohl in Gedanken dem feinsten Trudchen den herzlichsten Abschied gab, fand jedoch auch die Eile des großmüthigen Syndicats nicht unbedenklich. Er wiederholte daher die Ceremonie mit den contracten Fingern. »Schreiben kann ich nicht, wie Sie sehen,« sagte er, »wenn Ihnen aber mit einem Kreuze gedient ist, so geben Sie her.«

Scrupeln war damit gedient. Er schrieb Fritzens Tauf- und Familiennamen, und die contracten Finger zeichneten nebenhin zwei tüchtige Kreuze.

»Warum machen Sie zwei Kreuze?« fragte verwundert der Schwiegerpapa.

»Weil ich meine, daß doppelt besser als einfach sey,« entgegnet der Eidam, dachte aber dabei, wenn du mich überlisten willst, so bin ich dir auch noch klug genug.

Bald darauf empfahl sich der Alte nach einem unbedeutenden Gespräche, das mit der Versicherung schloß, er werde längstens in einer halben Stunde die contrahirten Gegenstände, nämlich Braut und Mitgift, auszuliefern die Ehre haben.

Als Fritz jetzt allein war, sann er der Sache nach, und wußte nicht, was er von allen diesem halten sollte. Sind denn der reichen Bräute in diesem Städtchen so

viel, und die Freier so rar, daß man sie aus der Ferne her verschreibt, ihnen ein schweres Handgeld anträgt und dabei noch die Wahl zwischen alten und jungen Jungfrauen läßt.« Unter diesen und ähnlichen Gedanken war er ans Fenster gekommen, als sein Auge plötzlich ein schmuckes blondes Mädchen erblickte, das auf den Eingang des Scrupelschen Hauses zueilte. Ihre Gestalt hatte etwas so anziehendes, daß der doppelte Bräutigam sich nicht enthalten konnte, mit dem Oberleibe hinaus zu biegen. Hatte er recht gesehen, so war er von ihr mit Ueberraschung bemerkt worden. »Wenn nur diese die 20000 Thaler hätte,« sprach er halblaut zu sich selbst, »auf der Stelle ließe ich meine zwei andern Bräute sitzen.« Abermals streckte er den Kopf weit durchs Fenster, allein da war kein Mädchen mehr zu sehen: »Ei, der Geier, sie wird doch wohl nicht gar —«

Die Thüre öffnet sich, und Nanntchen tritt ein, Beschäftigung im Zimmer suchend; keine andere als sie war es gewesen, die er so eben durch das Fenster bemerkt.

»Guten Morgen, lieber Herr,« sagte das *nette* Kind mit einem recht artigen Knix.

»Auch so viel, auch so viel!« erwiederte jetzt der Jägersmann ganz verwirrt; denn an ihn war nun die Reihe gekommen, überrascht zu seyn. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß das holde liebliche Kind ins Haus gehörte, und sieh, da stand sie wie durch einen Zauberschlag vor ihm in ihrer lieblichen Engels-Gestalt, blickte ihn mit einem Gesichte voll Anmuth aus ihren Veilchenaugen so sein Herz durchbohrend an, als ob sie in Amors Schule den Gebrauch seiner wirksamsten Pfeile mit dem besten Talent studirt hätte, und obendrein hatte sie noch durch ihren Morgengruß den Eingang zu einem Gespräche eingeleitet, das er nur aus Mangel an Fassung nicht sogleich fortzuführen wußte.

»Sie gehören wohl auch in dieses Haus, mein liebes, schönes Kind?« fragte er endlich stotternd, und heftete seine Blicke so starr, so sehnsüchtig auf sie, als ob er sich an ihr in Ewigkeit nicht satt sehen könnte.

»Ei freilich gehöre ich herein,« antwortete sie mit einem Seufzer, »und zwar mehr, als es den Leuten dieses Hauses lieb ist.«

»Nicht möglich!« meinte Fritz verwundert, ergriff das kleine weiche Händchen, und fügte treuherzig hinzu: »Ein so gutes, liebes Mädchen, wie Sie, verdiente vielmehr mit allem Rechte die Frau des Hauses selbst zu seyn.«

»Sieh doch wie der Herr Jäger schmeicheln kann,« verwies sie lächelnd und zog ihre Hand, so gut es gehen wollte, aus der seinigen. »Aber stellen Sie sich vor, obwohl ich die leibliche Base des Herrn Syndicus und seiner Schwester bin, so wollen doch weder diese beiden, noch Mamsell Emilie mich für ihre Verwandte gelten lassen; denn — sie schämen sich meiner, weil ich eine arme Waise bin.«

»So?« sagte Fritz, und machte dazu ein Gesicht, als ob er den Herrn Syndicus sammt Schwester und Tochter vernichten wollte. »Und was haben Sie denn eigentlich für ein Geschäft hier im Hause?«

»Man bedient sich meiner als Stubenmädchen,« antwortete Nanntchen seufzend.

»Das soll bald anders werden. Von morgen an erscheinen Sie als Base in diesem Hause, und nicht mehr als Magd. Ja, stände es nur in meiner Macht, so würden Sie die Frau, und die andern sollten die Aufwartung haben, vorausgesetzt, daß Sie mich ein wenig lieben könnten.«

»Je nun, — Sie sind ein junger, hübscher — guter Herr. — Allein was nützt das Alles, wenn Sie eine meiner Basen heirathen wollen!«

»Wollen?« fragte immer wärmer der junge Liebesmann, und faßte im Eifer des Gespräches mit seinen beiden Händen die ihrigen; »wäre ich nicht so ein armer Teufel, wahrlich ich würde auf alle Vortheile, die man mich in diesem Hause hoffen ließ, Verzicht leisten. Bei meiner Treu sey's geschworen, niemals sehnte ich mich so sehr, reich zu seyn, als in diesem Augenblicke, und das einzig nur, um Dich, gutes Kind, glücklich machen zu können.«

»Reich zu seyn? Nichts leichter als das, sagte die Kleine mit einem recht verschmitzt aussehenden Gesichtchen, und mit gesenktem Blicke fügte sie hinzu: »Heirathen wir.«

»Das wäre schon recht. Ich wollte dich freilich so recht von Herzen lieben; allein die feurigste Liebe hat noch keinen einzigen schreienden Magen gesättigt, und mein gegenwärtiger Posten, aufrichtig gestanden, ist *nicht* einträglich genug, um davon einen leiblichen Haushalt zu führen.«

»Wenn es sonst nichts ist, so darf Ihnen um deßwegen nicht bange seyn: denn sobald Sie mich zu Ihrer Frau machen, erhalten Sie 20000 Thaler.«

(Der Beschluß folgt.)

Logogryph.

Was der Anfang bezeichnet, dulde kein Richter!
Einen Fluß an hessischer Gränze nennet das Ende,
Und das Ganze den oft auf der Bühne genannten Verstorbenen,
Dessen dramatischer Unhold nur Mozart's Tönen sein Glück dankt.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 17tes Stück.

Legatum conditionatum!

(Beschluß.)

Fritz stand wie versteinert. Er glaubte jetzt nicht anders, als man habe ihn hierher verschrieben, um ihn von allen Seiten bei der Nase herumzuführen, und das kleine liebliche Nanntchen mußte all ihren Ernst aufbieten, um ihn zu überzeugen, daß sie nicht, wie er schon argwöhnte, mit den Andern im Komplotte stecke. Immer weniger hörte er ihre überredenden Worte an, während deren sie seine Rechte fest in ihre beiden Patschchen schloß. Endlich riß er glühend von Lust sich empor, eilte zum Schreibtische, schrieb auf einen weißen Bogen zum ersten Male in dieser Angelegenheit seinen Tauf- und Familiennamen in recht leserlichen Zügen — denn bei diesem Contracte hatten seine Finger aufgehört, contract zu seyn — und übergab ihr das große Blatt mit den Worten: »Da hast du, herrliches Goldchen, unsre ganze Titulatur. Dem Onkel und der Tante habe ich bloße Kreuze statt der Unterschrift geliefert; denn ich traute Beiden nicht. Bei dir aber, theures Mädchen, das mir in der kurzen Zeit so lieb geworden, erkläre ich rein und unverhohlen durch Unterzeichnung meines wahren

Namens mich als dein getreuer Bräutigam und Gatte, und überlasse es dir aus dieser Charta bianca den Ehevertrag nach gutdünken abfassen zu lassen.«

Mit sichtbarer Freude und innerem Jubel über das Gelingen ihres Planes ergriff sie schalkhaft lächelnd das Papier, um zu ihrem Taufpathen zu eilen. Doch Fritz erhaschte sie an der Thür, und bat um einstweilige Bestätigung des abgeschlossenen Ehevertrages.

»Ich verstehe Sie nicht,« meinte Nanntchen.

»Da wir mit unserer Sache bisher mündlich im Reinen sind, so ist es ja ganz billig, daß auch der Mund sie besiegle und bekräftige.«

Laut auflachend drückte das Mädchen den würzigsten Kuß auf des Bräutigams Lippen und eilte davon.

Fritz glaubte im Himmel zu sein, so seelenfroh machte ihn die glückliche Wendung des verwickelten Handels. Tante Gertrude war ungestaltet und häßlich wie ein Igel, Emilie stolz, hochmüthig und wetterlaunig, wie eine verzogene Millionärinn, und Nanntchen gut und lieblich wie ein Feenkind.

Nicht zehn Minuten hatte er gesessen, in diese heitere Gedanken versunken, als Jungfer Trude hustend in den Salon watschelte, um den vermeintlichen Bräutigam einzuladen, ihr auf ihr Zimmer zu folgen, wo der Notarius seiner wartete. Fritz schmunzelte dazu, und war schon im Begriffe, ihrem Wunsche zu entsprechen, und wenn es auf Entscheidung ankäme, die nöthige Aufklärung zu geben, als der Syndicus durch die Thür herein keuchte, mit der Bitte, der junge Liedemann möge auf seine Schreibstube, woselbst der Rechtsfreund harre, kommen.

Jetzt erhob sich aber zwischen den beiden begehrenden Partheien ein furchtbares Spectakel. Gertrude pochte auf ihre älteren Rechte; der Herr Bruder, wie natür-

lich, verlachte dieselben; die Frau Schwester packte den Bräutigam bei seiner Linken, um ihn in ihr Cabinet zu schleppen; der Syndicus zerrte an seiner Rechten, um ihn auf sein Zimmer zu schleifen; Gertrude kreischte; Eustachius tobte; dieser zog hierhin, jene dorthin; und obwohl die beiden feindlichen Gewalten unserm guten Friedrich die zwar starken Arme auszureißen drohten, konnte er dennoch sich des Lachens nicht enthalten, besonders da sie in der Hitze des Kampfes zuweilen in der Wahl und Erfindung der Schimpfwörter stockten, mit denen sie einander regalirend, sich überbieten wollten. Auf das Tosen des erhobenen Streites um den Bräutigam blieben itzt auch die Notare nicht länger entfernt; sie traten hervor aus ihrem Gewahrsam, auf beiden Seiten ein mächtiges Auxiliarkorps bildend. Das Zungengedresche, die Schimpfwörter, Drohungen und Convulsionen des Zornes verzehnfachten sich, und wahrscheinlich hätte nur eine gänzliche Erschöpfung Aller dem Sturme ein Ende gemacht, der schon über eine Viertelstunde angehalten, wäre nicht jetzt Nanntchen mit ihrem Taufpathen eingetreten. Wie durch einen Zauberschlag endete sich der Kampf bei dieser Erscheinung.

Die bisherigen Streiter standen verblüfft vor Staunen. Tante Trude hatte nur noch die Kraft, keuchend und hustend ihr Bäschen mit grimmigen Blicken zu durchbohren; der Syndicus aber wies sie mit ungestümen Worten in die Gesindestube, wohin sie gehöre.

»Sie wird bleiben!« erwiderte ruhig der Taufpathe, « und, wie sehr Sie sich auch dagegen sträuben mögen, die Gattin dieses jungen Mannes werden.«

»Was? Wie?« stammelte Gertrude, in welcher der neue Zorn die geschwächte Kraft wieder geweckt hatte »das geschieht nicht, das kann nicht geschehen. Mich wird er heirathen. Da ist der Contract, mir hat er zu-

erst sein Wort gegeben, mir den Ehevertrag durch dieses Kreuzzeichen bestätiget.«

Doch der Syndicus hatte sie schon nach den ersten Worten mit einer Stentorstimme überschrien, und mit Herculeskraft bei Seite gedrängt: »Meine Tochter heirathet er, mir hat er die Hand gegeben zum Versprechen, mir hat er es durch zwei eigenhändige Kreuzzeichen bekräftigt.«

»Ruhig!« versetzte Nanntchens Pathe, »hören Sie mich an, wenn ich bitten darf. Das einzige gesetzkräftige Eheversprechen habe ich in meinen Händen.«

»Ich! ich!« protestirten der Syndicus und Gertrude, schwiegen aber doch, um ihn weiter zu vernehmen.

»Denn nur hier ist des Bräutigams vollständige Namensunterschrift, von ihm selbst eigenhändig beigesetzt, da er die Fähigkeit zu schreiben recht gut besitzt. Ich mache daher auf ihn im Namen dieses Mädchens hier und Kraft dieser Urkunde Anspruch. Uebrigens, mein schätzbarster Herr Syndicus und meine ehrenwerthe Jungfrau Trude, ist mir recht wohl bekannt, daß der gegenwärtige Herr Bräutigam zu Folge einer Klausel in dem Testamente seines verstorbenen Vaters die durch Sie zinsbar angelegten 20000 Thaler unter der Bedingung zu empfangen hat, daß er eine Person aus Ihrer Familie zur Frau nehme. Nun aber ist Nanntchen Hellmuth die eheleibliche Tochter Ihrer verstorbenen Schwester, die durch die Klausel vorgeschriebene Bedingniß hiemit erfüllt, und ich muß Sie bitten, jene 20000 Thaler für den Herrn Bräutigam so bald als möglich aufzukündigen.«

Mit weit geöffnetem Munde, und fast erstickend vor Aerger, hatten die Geschwister und die beiden Notare der wenigen Worte tiefen Sinn vernommen. Auch unserm Fritz war es erst jetzt klar geworden, warum

man hier auf seine Person einen so hohen Werth gelegt. Er pries das Schicksal und seinen kleinen Engel, eine so gute Wahl getroffen zu haben, und war in seiner Freude von jeder Unversöhnlichkeit so weit entfernt, daß er sogar den betrügerischen Syndicus umarmte, und dem runden Trudchen als ihr nunmehriger Neffe einen Kuß auf die Lippen drückte. Diese aber wischte sich den Mund, schalt ihn einen rohen, unverständigen Menschen, und warf ihrem Notar auf dessen unterthäniges Verlangen des geziemenden Honorars den bekreuzten Contract an den Scheitel. Nicht minder tobte auch Herr Scrupel; er sprach von Proceß, von Wortbrüchigkeit, von verletzten Ansprüchen und mehr dergleichen, und hörte nicht auf, zu drohen, bis Nanntchens Pathe ihm ganz gelassen begreiflich machte, daß seine ganze Handlungsweise in dieser Angelegenheit nach den Gesetzen betrachtet, nichts anderes, als die höchst strafbare Prellerei eines Erbschleichers genannt werden könne, und er, wenn die Sache vor die Gerichtshöfe kommen sollte, einer, seinem Stande und seinem Vermögen höchst nachtheiligen Ahndung nimmermehr entgehen werde. Der bitter getäuschte Scrupel sah nun endlich ein, daß er mit seiner Entsagung nicht länger mehr Scrupel machen dürfte; er machte daher aus der Noth eine Tugend, und lieferte mit schwerem Herzen die Schuldverschreibungen aus. Fritz kündigte die Summe in einiger Zeit auf, kaufte sich ein Gütchen, und heirathete sein herrliches Nanntchen, das ihm von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde immer lieber und theurer wurde.

Zu dem noch mehr heitern als prunkenden Hochzeitsfeste hatte Fritz in Person das ganze Haus des Syndicus geladen. Gertrude erschien nicht, sie blieb unversöhnlich. Aber der Syndicus nebst seiner Tochter, erachtend daß es zum guten Tone gehöre, die edle Seele zu

spielen, fanden sich ein, und unterhielten sich, wie er sagte, ganz köstlich. Des Abends eröffnete er mit der Jungfrau Braut und respective Base den Tanz, und der Bräutigam, nicht minder galant als Herr Eustachius Scrupel, walzte mit der schlanken Emilie.

In häuslicher Ruhe und Zufriedenheit durchlebten Friedrich und sein schmuckes Weibchen viele frohe Jahre in einer gesegneten Ehe, während die Scrupelsche Familie durch die eingewurzelten Schwächen und Gebrechen ihrer eignen Glieder sich manchen Unfrieden und viele bittere Stunden bereitete. Die Abenteuer des runden Trudchens und der schlanken Emilie wurden zur Stadt-Anecdote, und lange noch hießen beide in der Chronique scandaleuse des dortigen redesüchtigen Volkes die zwei falschen zwanzig Tausend Thaler Bräute.

Des Auvergners Nanette.

Der junge Maler Alexander Chenaud in Paris saß vor seiner Staffelei, trübe gestimmt, weil er sich noch immer einsam fühlte in dem geräuschvollen Verkehr der Seine-Stadt, die nur von der Eigensucht Leben zu erhalten schien. Seine Eltern hatten in der Revolutions-Zeit flüchten und bei einer alten Wärterin seine Schwester zurück lassen müssen, die damals noch in der Wiege lag, während er selbst nur erst von den Eltern abwechselnd geführt und getragen sein Vaterland verlassen konnte. Die Familie begab sich nach Italien, wo der Vater Chenaud wenige Jahre darauf starb, Alexander in Sorge und Mangel aufwuchs, sich voll Eifers und Geschicklichkeit der Kunst widmete und mit seinem Erwerb von den letzten Lebenstagen seiner Mutter den Mangel

verscheuchte. Als auch sie heimgegangen war, trieb es ihn nach Paris zurück, seine Schwester aufzusuchen, über deren Schicksal er oft vergebliche Nachforschungen unternommen; aber alle Erkundigungen, die er unermüdet fortsetzte, blieben ohne Erfolg.

So saß er nun sinnend, was nun weiter zu thun sey; da klopft es an seine Thür und herein tritt ein Mann, den sein Aeußeres als einen Wasserträger, seine Sprache als einen Auvergner ankündigt, indem er spricht: „Sie sind ja wohl ein Maler, mein Herr?“ — Als Chenaud dies bejahete, fuhr der Auvergner fort: „Es ist gar nichts Kleines, was ich von Ihnen begehre; verstehen Sie denn Ihre Kunst recht gut?“ — „Nun, wir werden ja hören!“ — „Ich habe mir gestern Abend in einem Laden einen Hacken gekauft und ein allerliebstes Frauchen dort gefunden, von der möcht' ich für mein Leben gern ein Abbild haben!“ — „Ist sie denn verheirathet?“ fragte Chenaud. — „Freilich! aber was schadet's? Wißt, das Frauchen gleicht, wie ein Tropfen Wasser dem andern, meiner Nanette, die ich nun schon vier Monate nicht gesehen habe, vielleicht noch lange Zeit nicht sehen werde; denn eh' ich nicht ein tüchtiges Sümmchen besitze, bin ich in meiner Heimath ganz unnütz. Zu meinem Trost möcht' ich nun wenigstens das Bild meiner Nanette haben; Ihr malt mir aber nur das Gesicht von dem Laden-Frauchen, die Landes-Tracht meiner Nanette, die bring' ich Euch; ich kann sie geborgt bekommen von einer Verwandten, die hier lebt; den von dem Kleide der Pariser Mode-Dame will ich nichts wissen!“

Nach dieser Erklärung hatte Chenaud kein Bedenken, dem Wunsche des Bestellers zu genügen, ließ sich den Laden beschreiben und ging hin. Er fand die ihm geschilderte junge Frau und mußte gestehen, daß der

Geschmack des Auvergners nicht zu verachten sey; ohne Umschweife erzählte er ihr die Geschichte und sagte, welchen Auftrag er von dem Wasserträger habe. Die Dame rief, herzlich lachend, ihren Gatten herbei, um von ihm zu erfahren; ob sie sich für den Wasserträger dürfe malen lassen? Der Mann, lebendig und voll Laune, hatte gar nichts dagegen, bat aber um den Namen des Malers. — „Alexander Chenaud!“ sagte dieser und die junge Frau, plötzlich ernst werdend, wiederholte fragend: „Alexander Chenaud?“ — in einem Tone, der Schreck und Freude zugleich ausdrückte. „Ich bin eine geborne Chenaud, schon in der Wiege von meinen Eltern verlassen! fuhr sie fort und Thränen stürzten aus ihren Augen. Der junge Maler, selbst tief erschüttert, war kaum eines Lautes mächtig vor Erwartung und Furcht, daß seine Hoffnung ihn täuschen könne; bald aber erklärte es sich: er hatte seine Schwester, seine glückliche Schwester gefunden.

„Gott segne den Auvergner und seine Nanette!“ rief er aus, nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war; „er soll ein Bild haben, so gut es irgend in meinen Kräften steht!“ — Er hielt Wort, aber der Auvergner war damit doch nicht zufrieden. „Freund!“ sagte er zu Chenaud, der ihm nicht verhehlt hatte, welch eine himmlische Fügung hier gewaltet; „Freund! Ich seh' es wohl, das Frauchen im Laden ist es, aber meine Nanette nun doch nicht! Die Augen sind zu groß, Nanette hat sie kleiner; zweitens ist der Mund zu klein, der von Nanetten ist größer, voller, mithin hübscher — Eure Schwester mag's mir nicht übel nehmen! — drittens ist die Nase zu dünn, Nanette hat sie breiter. Seyd so gut, wenn Ihr könnt, und ändert das noch ab!“ — Der fröhliche Maler that, wie der Auvergner wollte und so verhäßlicht war nun das Bild zum Sprechen ähnlich.

„Werdet Ihr denn Eure Nanette heirathen, wenn Ihr zurückkehrt?“ fragte Chenaud, als er dem Wasserträger das Bild einhändigte, ohne etwas dafür anzunehmen. „Ich, heirathen? Du lieber Gott, seit Jahr und Tag sind wir verheirathet, haben aber noch nicht so viel, um bei einander bleiben zu können. Darum wünscht' ich mir ja eben das Bild, weil ich meiner Frau so gut bin, daß mir jeder Tag ohne sie gar zu lang wird!“ — Gerührt nahmen sich Chenaud und seine Schwester des armen Wasserträgers an, ihm Kunden verschaffend und nach einem Jahr zog er jubelnd in seine Heimath: weil er so viel erworben hatte, um ein kleines Gütchen zu kaufen.

Hundeliebhaberei.

Vor allen andern Thieren scheinen die **Hunde** zur Gesellschaft der Menschen geschaffen zu seyn. Schmeichelnd folgen sie ihrem Herrn überall hin, und übergeben sich ihm mit ganz eigener Vertraulichkeit. Von einem freundlichen Worte wie neu belebt, vergessen sie die schmerzhaftesten Schläge augenblicklich. Ein Blick schreckt und ermuntert sie, und gleichsam an den Augen sehen sie ihren Herren an, was sie wollen. Dies Alles sind Wirkungen ihrer Naturanlagen. Der Hund ist das vernünftigste, klügste und nützlichste Hausthier, und verdient es, ein Gesellschafter der Menschen zu sey.

Nebst dem Elephanten und Pferde gehört der **Hund** zu den edelsten Thieren, deren Seelen die **thierischen Seelenkräfte** im höchsten Grade besitzen. Der Hund hat Genie, Instinkt, Gedächtniß, Erinnerungskräfte, und starke Empfindsamkeit. Aufmerksamkeit und Forschungs-

kraft sind ihm nicht abzusprechen, wobei seine äußeren Sinneswerkzeuge den innern trefflich zu statten kommen. Daher er den auch ein Lieblingsthier aller Menschenklassen geworden ist.

An einigen Orten stehen die Hunde in gar zu geringer, an anderen, in gar zu übertriebener Achtung. Auf der Insel Celebes werden sie geflohen und verabscheut, im heutigen Aegypten geht es ihnen schlecht, desto besser aber in Frankreich und in England. Die Türken halten die Hunde für unreine Thiere, denen sie sorgfältig auf den Straßen ausweichen und sich sogleich waschen, wenn sie von einem Hunde berührt worden sind. Auf der Goldküste hingegen, stehen die Hunde in größter Achtung, und werden hochgehalten. Ja, wer sich in den Adelstand erheben lassen will, muß denselben dem Könige mit einem Hunde bezahlen. Bringt er den nicht, wird er nicht geadelt. Auch bei den Engländern ist die Hundsliebhaberei sehr groß und nicht selten wirklich ganz übertrieben. Ihr altes Sprichwort ist: Love me, love my dog; Wer mein Freund ist, muß auch der Freund meines Hundes seyn. Es ist nicht selten, daß Liebhaberinnen dieser Thiere für einen Hund, der ihnen gefällt, 30 bis 40 Guineen bezahlen. Ein großer Pudel wurde für 50 Guineen gekauft. Manche treiben die Verschwendung in Rücksicht ihrer Hunde auf's äußerste. Des Herzogs von Richmond Hundestall zu Grodwoodhouse in Sussex, kostet 10,000 Pf. Sterling; (110,000 Gulden.) Der Herzog von Bedford legte einen Hundestall zu Wooburn an, der 70,000 Pf. Sterling (770,000 Gulden) kosten sollte. Sir William Rowley hat auf seinem Rittersitze in Suffolk, einen Hundestall erbaut, der einen Raum von vier Morgen Landes einnimmt. Unter anderen Bequemlichkeiten, haben die Hunde auch daselbst ein warmes Bad, in welchem

jeder Hund regelmäßig nach dem Jagdtage gebadet wird. Im Ganzen genommen, wohnen diese Jagdhunde stattlicher dort, als mancher Graf oder Edelmann auf dem festen Lande. Ihre Stallung (Dogkennel) ist kostbar und mit den schönsten architektonischen Zierathen ausgeschmückt.

Es ist kein Zweifel, daß diese so köstlich gepflegten und stattlich wohnenden Hunde, auch ein ganz anderes Benehmen als andere ihrer Race haben werden, da nach der Bemerkung eines Kenners die Hunde vornehmer Leute ganz andere, fähigere geschicktere Thiere, und viel gebildeter, als die eines rohen Bauers seyn sollen.

Eine reiche alte Jungfer zu London verlor ihren geliebten Schooshund, der alt und lebenssatt starb. Sie beklagte diesen Verlust sehr gerührt, und lies den erblaßten Vielgetreuen im Hofe ihres Hauses begraben. Alle ihre Bedienten mußten mit zu Grabe gehen, wobei sie nach englischer Sitte, Trauerhandschuhe, schwarze seidene Huthbänder, Flore und andere leidzeugende Trauerstücke erhielten. Sie selbst, die gerührte Gebieterin, erschien vier Wochen lang nur in tiefer Trauer.

Ein Graf Clermont nahm, als sein vielgeliebter Hund, Citron genannt, gestorben war, deshalb nicht nur ordentliche Condolenz=Complimente an, sondern trug auch seinem Pfarrer auf, dem Hunde eine Grabschrift zu machen. Dieser, ein lustiger Kopf, der sehr vertraut mit dem Grafen umging, machte folgende Verse:

Cy git Citron, qui sans peut-être,
Avoit plus de sens que son Maître.

Das nahm der Graf gar nicht übel, fand die Grabschrift recht fein, und lies sie, in Stein gehauen, auf Citron's Grabe errichten.

Eine ungenannte Duchesse zu Paris legte sich, als ihr Hündchen gestorben war, zu Bette, und nahm in

demselben die Condolenzen, wie bei dem Tode eines Verwandten, an.

Eine gewisse oesterreichische Gräfin unterhielt ein Dutzend Mopse mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit. Wurde einer derselben unpäßlich, ließ sie Messe lesen. Ja, als einst bei ihrer Durchreise durch Laibach sich einer dieser herrlichen Mopse verlaufen hatte, wollte sie dieses von der Kanzel herab bekannt machen, und ablesen lassen. Der Pfarrer aber sendete den mitgeschickten Dukaten zurück, und that es nicht.

Ein Prinzessin Anna von Würtemberg, welche 1733 zu Mömpelgard lebte, hielt ein ganzes Heer von Hunden, von denen einige Dutzend, von kleinerer Race, in ihren Zimmern sich befanden, und ganz besonders vorsichtig behandelt und gepflegt würden. Starb einer, so wurde er in eine Schachtel gelegt, und in ihr Bette, ihr zu Füßen gesetzt, bis der für ihn bestellte kleine zinnerne Sarg fertig war, in welchen er gelegt, und in ein kleines Kapellchen, das für die Hunde auf einem Acker erbaut war, begraben wurde. Klageweiber mußten mit ihm zu Grabe gehen. Sie ging so weit, daß sie eine von ihren Kammerjungfern, die über einen von diesen erblaßten Favoriten nicht betrübt genug war, mit Stecknadeln stach und ihr Siegellack auf die Wunde tröpfelte; worüber das arme Mädchen beihnahe ihren Geist aufgeben mußte. Dies aber nahm das Conseil souverain zu Colmar sehr übel, und die Prinzessin wurde nicht nur in Strafe genommen, sondern auch auf 5 Jahre lang aus der Grafschaft verwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie der Köpfe
mit ihrer charakteristischen Bezeichnung.

Antikkopf.

Es gibt junge Leute mit Antikköpfen von Innen und von Außen; sie taugen aber zu keinem Studium für Alterthumsforscher.

Brausekopf.

Wenn der Eigenthümer dieses Kopfes wenig ist, — oder wenig hat, — so kümmert sich niemand darum; — im entgegengesetzten Falle wird aber geduldig abgewartet, bis er fertig ist.

Dickkopf.

Ist eigentlich kein Kopf, — sondern vielmehr ein trivialer Schedel. Wenn er in der Jugend durch die Ruthe nicht dünner geworden ist, so bleibt er dick bis ins Grab.

Dummkopf.

Mit diesem Titel beehrt oft ein Dummkopf den andern; — welcher von beiden ihn aber am meisten verdient, — entscheidet gewöhnlich ein Dritter.

Eselskopf.

Man erkennt den innern Gehalt dieses Kopfes, auch wenn die Ohren nicht die gewöhnliche Länge haben.

Hitzkopf.

Wer aus Ehrgefühl sich gegen Herabwürdigung sträubt, und dabei laut spricht, — der heißt ein Hitzkopf.

Kahlkopf.

Ist ein ehrwürdiges Haupt in hohem Alter; über den jungen Kahlkopf lacht man — Warum? —

Kindskopf.

Ein zärtlicher Name, den die zärtlichen Mädchen in den Momenten der guten Laune ihren Liebhabern weihen.

Kopf.

Ein viel bedeutender Name, wenn man ihn allein ausspricht; — sehr bequem läßt sich dabei denken, was man will.

Krauskopf.

Geht ganz allein das Haupthaar an.

Kreuzkopf.

Soll ein besonderes Lob bezeichnen, — darum macht sich jeder Kopf eine Ehre daraus, wenn man ihn so nennt.

Medusenkopf.

Ist ein weiblicher Kopf, auch ohne Schlangenhaar.

Murrkopf.

Wenn die Frau zweimal so viel im Jahre braucht, als der Mann Einkünfte hat, — und er seufzt darüber, — so heißt er ein Murrkopf.

Ochsenkopf.

Der äußeren Form nach ist er ein Thierkopf. —

Querkopf.

Sind oft die besten Köpfe, wenn sie eine gerade Richtung bekommen.

Rothkopf.

Um sich mit diesem Kopfe wieder zu versöhnen, wenn er tüchtig geschimpft wurde, — pflegt man zu sagen: er ist eine orientalische Schönheit.

Schafskopf.

Ist wohl eine schöne Zierde der corintischen Säulenordnung, steht er aber auf einem Menschenrumpfe, so hat er nicht viel zu bedeuten.

Schlaukopf.

Wie kann man es erkennen, ob Klugheit oder Bosheit ihn leitet? Der feinste Menschenkenner kann betrogen werden.

Schwachkopf.

Es kommt vorzüglich darauf an, wer ihn so nennt — und wer es glaubt. — Der Neid verfolgt den Verstand wie die Schönheit.

Schwarzkopf.

Ist eine gewöhnliche Anzeige eines tüchtigen Temperaments; — wer von diesen auf eine schwarze Seele hindeutet, hat unrecht.

Schwindelkopf.

Brütet Thorheiten aus und übt sie auch, schämt sich der Reue, und stürzt sich lieber in den Abgrund.

Sprudelkopf.

Ist ein Pendant zum Brausekopf, nur etwas länger hält er an, — übrigens hat er gleiche Privilegien.

Starrkopf.

Wird von dem Eigensinn geleitet. Noth und Kummer können ihn zwar etwas beugen; ist aber dieses Gebrechen eine Natursgabe, dann kann er zu Grunde gehen, bevor er sich ändert.

Stützkopf.

Ist ein Ableger des Starrkopfes, — spielt aber seine Rolle nicht so kräftig, wie der erstere und auch nicht immer. Die Lebensschicksale sind die besten Zuchtmeister.

Strohkopf.

Hat die einzige gute Eigenschaft, daß dieses Stroh sich schwer entzündet, wenn man auch mit dem Lichte ihm nahe kommt.

Tituskopf.

Ist in allen Münzsammlungen, — und zur Maske für Brutusköpfe in den Glaskästchen der Perückenmacher zu finden.

Todtenkopf.

Ist die Final-Decoration aller Köpfe, — nach dieser kommt keine mehr.

Tollköpfe.

Stoßen überall an, darum sind sie auch selten ohne Beulen. Niemand bedauert sie, weil sie keiner Warnung achten.

Trotzkopf.

Wenn es ein schöner Kopf ist, so findet man ihn sogar liebenswürdig, — ist er aber häßlich, dann weh ihm!

Wasserkopf.

Wenn Kinder ihn haben, müssen sie bald sterben; — erwachsene Leute werden aber damit uralt.

Witzkopf.

Wer alles was ihm vor die Augen und Ohren kommt persiflirt, und Jedermann eine Sottise aus dem Stegreife zu sagen weiß, — der ist ein Witzkopf! —

Charade.

Wenn du der ersten zwei Sylben bedarfst, bist du zu beklagen;
Seyst du geehrt auch und reich, dennoch ist Kummer dein Loos.
Aber hat dir dein Fleiß die letzten drei Sylben erworben,
O dann fürchtest du nicht irdischen Güter Verlust.
In dir trugst du den Schatz, den dir kein Unfall entreißet,
Weder die Flamme verzehrt, weder die Wage verschlingt,
Ist dir das Ganze Beruf, so brauchst du das Erste und Zweite
Zu der Sterblichen Wohl, jenen Unsterblichen gleich;
Denn durch seinen Besitz bringst du das Edelste, Gute,
Wenn es den Menschen verließ, liebreich dem Menschen zurück.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 18tes Stück.

Der Tag von Granson.

Historisch-romantische Erzählung

von

A. von Tromlitz.

1.

Die Sonne sank hinter das Juragebirge und breitete ihre goldenen Strahlen glühend über den See, dessen Spiegel von keinem Lüftchen bewegt, ein Feuermeer zu seyn schien. Leise nur rauschte der Wind durch den blätterlosen Ahorn, und von ferner Alpe tönte das Horn aus der Hütte der Sennen. Heimwärts zu ihrem schilfigen Bette zog schnellen Fluges die wilde Ente, und der gierige Falke schwebte in langsamen Kreisen noch einmal über die Felder, den letzten Raub des Tages zu erspähen. Friedlich war die Natur, nur aus des Menschen Brust war der Friede gewichen. Den Blick gen Granson gerichtet, sah das Auge der Schweizer trauernd zurück auf die Thaten der Männer von Sempach, denn was diese mit Muth und Blut errungen, die heilige Freiheit des Landes, sie schien bei dem Anblicke des mächtigen Heeres des Herzogs von Burgund verloren.

Auf einem Schlosse am Bieler See blickte mancher sorgenvoll in die Zukunft. Dort waren die Bewohner in geschäftiger Bewegung, Rüstwagen mit Haab' und Gut beschwert standen angeschirrt auf dem Hofe, und Elisabeth Scharnachthal, des Schultheißen von Bern Tochter, saß mit ihrer Muhme, der alten Frau Margareth, in dem seines Schmuckes beraubten Saale des väterlichen Schlosses, den Kopf auf den Arm gestützt, zur Reise bereit. Die Abendgluth trug ihren letzten Strahl über den See herüber, und vergoldete die bunt bemalten Fenster der Altanthüren, an welchen schweigend ein junger Mann saß, und hinaus in die schlummernde Natur blickte.

„Oeffnet die Thüre, Walter," bat Elisabeth. „Von meiner Heimath Bergen, von dem stillen Thale meiner Jugend, von jenem Schlosse dort rechts über dem See will ich noch einmal Abschied nehmen, und dann — wohin Gott will!" —

Der Jüngling öffnete die Flügelthüren und trat, seine Laute im Arme, auf den Altan. Glühend strahlte die Abendsonne in den hohen verödeten Saal, und traurig wandte Elisabeth das bleiche Antlitz nach der Scheidenden, während die Alte kopfschüttelnd beide betrachtete. Da griff Walter in die Saiten, sanft tönten sie zu dem leisen Plätschern des Sees, und begleiteten das Lispeln des Ahorns; jetzt, den Blick auf das Juragebürge gerichtet, sprach er begeistert die Worte, sie mit Akkorden begleitend:

»Sie sinkt! — Wie herrlich majestätisch schreitet
sie in den Glanz der letzten Purpurgluth,
seht! wie ihr goldnes Haar sie strahlend breitet,
wie es am Saum der hohen Gletscher ruht.
Bald ist die Bahn vollendet, und sie gleitet
hinab, sich tauchend in die Wellenfluth.

— — Sie sinkt mit ihrem purpurnen Gefieder,
und morgen kehrt sie als Aurora wieder!«

Er nahte sich Elisabeth, welche den Blick nach dem vom Abend gerötheten See gerichtet, tief bekümmert aufseufzte; Walter stand, mit inniger Theilnahme sie anblickend, vor ihr, und sprach mit sanft tröstender Stimme:

»So kehrt im Wechsel dieses Pilgerlebens,
was einst entschwunden, freundlich Dir zurück.
Der Hoffnung Stern erglühte nicht vergebens,
die Ahnung schaut zu ihm mit festem Blick.
Umsonst ist nicht die Kraft des innern Strebens,
ein fester Sinn beherrschet das Geschick.
Und stürzt es auch vernichtend auf uns nieder,
durch ihn erhebt das wunde Herz sich wieder.

Elisabeth reichte ihm schweigend die Hand, er kniete vor ihr nieder, und drückte leise seine glühenden Lippen auf die Dargereichte.

„Hört, Walter,“ zürnte die Alte, „jetzt ist's nicht Zeit zu solchem phantastischen Treiben, nicht Zeit, der Sonne ein Abendlied zu singen, denn morgen geht sie blutig auf, blutig wird sie auf das Schweizerland ihre Strahlen senken.“

„O! seht nur, edle Frau!“ rief der Jüngling, die Mahnung der Alten nicht achtend, indem er sie bei der Hand faßte und die Sträubende nach dem Altan zog. „Seht nur — die letzten Strahlen verglühen, — jetzt ist sie verschwunden.“

Da hallte es aus der Ferne wie dumpfer Donner; die ehrwürdige Matrone faltete die Hände und betete, unwillkührlich war Walter ihrem Beispiele gefolgt. — „Hörst Du, Jüngling von Uri!“ rief jetzt Frau Margareth, „hörst Du den Abendgruß des Burgunders. Die Schweizersonne sinkt, des Herzogs Stern geht auf.“

„Das wolle Gott nicht und der heilige Georg!“ rief Walter heftig.

„Darum laß Deine Laute ruhen, und nimm das Schwert, mein Sohn,“ sprach sanft verweisend die Alte.

„Das werd' ich, edle Frau!“ rief mit Jugendgluth Herr Walter, auf seinem Antlitze flammte der Muth seiner Altvordern.

„Ich bleibe nicht daheim, wenn meine Brüder fechten. Aber, würdige Mutter, so lange das Leben noch mir gehört, so lange es noch im stillen Blüthenhain mir lächelt, greif' ich hochentzückt in meine goldnen sanftbewegten Saiten, und singe der Sonne ein Lebewohl! Doch morgen,“ sprach er ernst, trat zwischen die Frauen, legte die Laute auf den Tisch, und sein Auge flammte, „morgen, wenn das Horn von Uri schallt, wenn es von Thal zu Thal, von Alp' zu Alpe die Männer zum heiligen Kampfe ruft, dann fasse ich schnell die Armbrust, und ihrer Sehne Schwirren ist mir dann allein noch Melodie!“

„Das thue, mein Sohn,“ sagte die Alte, ihm traulich die Hand auf die Schulter legend. „Sei zart im Liede, doch stark im Kampfe, im Frieden weihe Dich dem Sange — doch gilt's das Vaterland — dem Tode.“

„Und meine Herrin schweigt?“ fragte jetzt der Sänger, sich zu Elisabeth wendend. „Hin nach dem See von Neufschatel schaut Euer feuchtes Auge. O sprecht! Ihr wißt ja, mit Euren Lippen verstummt für mich die ganze herrliche Natur, und wie von einem Zauberstabe berührt, ist, wenn Ihr schweigt, rings um mich her das rosenfarbne Leben erstorben.“

„Der Schmerz ist stumm!“ erwiederte Elisabeth.

Frau Margarethe winkte, Walter schwieg und zog sich in eine Fenstervertiefung zurück. Da vernahm man

den Hufschlag der Rosse auf dem Hofe, ein allgemeines Getümmel entstand dort. „Der Herr kommt!“ rief Walter, Frau Margarethe ward unruhig, Elisabeth, des Vaters Tritte hörend, stand auf, ihm entgegen zu gehen. Scharnachthal trat mit seinem Sohne ein. Elisabeth küßte ihm die Hand, er duldete es, doch sah er finster auf sie herab und schien den bittenden Blick seiner Schwester nicht zu achten, die ihn freundlich begrüßte. „Macht fort,“ befahl er, „es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Sie stehen vor Granson, ihre Reiter schwärmen überall umher.“

„Begleitest Du uns?“ fragt Margarethe.

„Nein, ich kehre erst morgen früh zurück. Ich sammle hier das Landvolk und die wenige Reiterei der Edlen, dann erst zieh ich nach Bern. Ihr müßt schon diesen Abend aufbrechen, Eure Begleitung erwartet Euch am Kreuzwege. Die Wagen ziehen voran, nur säumt nicht lange.“ — Frau Margarethe ging, und winkte Walter, ihr zu folgen.

In dem hohen Saale waltete jetzt eine drückende Stille. Der Schultheiß von Bern, ein stattlicher, ernster Mann, auf dessen Gesicht ein finsterer Zug abschreckend hervortrat, blickte, in seinen Mantel gehüllt, die Arme übereinander geschlagen, auf seine Tochter, welche mit gesenktem Blicke, doch nicht entmuthigt vor ihm stand. Wilhelm, sein Sohn, ein Jüngling in der herrlichsten Blüthe, war auf den Balkon getreten, und horchte auf den Donner des Geschützes, der jetzt wiederholt und lauter von Granson herüber schallte.

„Elisabeth!“ rief der alte Scharnachthal; die Jungfrau trat ihm näher. „Hörst Du den Donner des Geschützes?“

„Ich höre ihn,“ erwiederte sie gelassen.

„Er ist dort; die Schweizerbrust deckt das burgundische Kreuz.“

„Dann wehe ihm!“ sagte Elisabeth.

„Und kann die Schweizerjungfrau sich auch jetzt nicht von ihm losreißen?“ fragte der Alte heftiger.

„Nein, Vater!“ antwortete sie bestimmt.

Scharnachthal wandte ihr den Rücken. „Wilhelm!“ rief er. „Du trittst morgen in die ersten Reihen, Du führst die Landbewohner unserer Güter; rette wenigstens, wenn ich fallen sollte, meinen ehrenwerthen Namen. Gelobt sey Gott, daß Du mein Sohn, und sie nur meine Tochter ist.“

„Vater!“ rief der Jüngling feurig, seine Hand ergreifend, während Elisabeth ungebeugt vor dem Alten stand. „Wenn das Schlachthorn schallt, sollt Ihr mich Eurer würdig finden, Ich will, die Streitaxt in der Hand, mich in die dichtesten Reihen der Burgunder stürzen, und so für unsers Namens Ehre sterben.“

„Mein Sohn,“ sagte der Alte ernst und verweisend, auch sprach wohl das Vaterherz bei diesen Worten, „der tolle Muth ist nicht wahrer Muth; aus seinen Reihen brechen, sich in Feindeshaufen unbedachtsam stürzen, den Tod suchen, ihn nicht muthvoll nur erwarten, ist freventlich. Ja, wenn es gilt!“ rief der Alte begeistert, „wenn es die Rettung des Vaterlandes gilt, da ist das Leben nur ein leichter Preis, ja wenn es wie bei Sempach gilt — Gott vergebe unsern Vorfahren, das Banner von Bern wehte nicht dort. — Da standen die eisernen Ritter fest wie ein undurchdringlicher Wall, fest Mann auf Mann und Schild an Schild, einen Wald von scharfen Lanzen vorstreckend; so rückten sie auf unsres Volkes Reihen an, und schlugen auch die Schweizer Lanzen nieder, von neuem streckten sie sich gegen sie. Es war nicht möglich, einzudringen; schon war der wackre Gundoldingen mit sechszig von Luzern gefallen, und wie

eine Schneelavine wälzte sich das Heer der Ritter immer mehr und mehr heran, — die unsern wichen.

Da weihte Winkelried sich sicherm Tode, umfaßte zwanzig Lanzen mit starkem Arme, und wie der Liebende die holde Braut, so innig drückt er sie an seine Brust, und strömt sein Herzblut aus für die Brüder. Ueber seinen durchbohrten Leichnam strömt nun das Volk dem ehernen Feinde entgegen, bricht durch seine Reihen, und öffnet so der Freiheit eine Bahn.

„So, Wilhelm,“ fuhr er fort, die Hand auf des Jünglings Haupt legend, „so muß der Schweizer sich dem Vaterlande weihen, nicht tollen Muthes die Kraft vergeuden, die noch bessere Früchte dereinst tragen kann. Aber wo dem Vaterlande aus Tod das Leben keimt, da drücke ihn mit Inbrunst an Dein Herz, und werde ein zweiter Winkelried. Auf deinem Grabe will ich dann jauchzen, denn aus solchem Tode entsprießt das schönste Leben!

„Du aber, Elisabeth,“ wendete er sich zu dieser, „Du machst das Leben mir zur Gruft. Du hängst an meines Feindes Sohn mit Liebe, und liebst ihn noch, da er Verräther an seinem Vaterlande ist. Weh Dir, weh ihm!“

Bei diesen Worten schmetterten längs dem See Trompeten. Scharnachthal sprang auf, das Schweizer Landvolk griff zu den Waffen, doch bald sah man, daß es nicht Feinde waren. Es war Herr Hanns von Halwyl mit zwanzig berittenen Reisigen und seinen Mannen, die von der Nydau herabgezogen, sich den Schutzverwandten von Bern anzuschließen.

Scharnachthals Gesicht veränderte sich bei dieser Nachricht; man sah, daß Hanns von Halwyls Nähe so

manche Leidenschaft in seinem Innern aufregte; er faßte sich jedoch bald. „Verlaß uns!“ sagte er zu Elisabeth, als er den Ritter in den Schloßhof reiten sah, und bald erinnerte ihn die Würde eines Schultheißen von Bern, daß er nur den Schutzverwandten, nicht Hanns von Halwyl empfangen müsse. Die Thür öffnete sich, Halwyl trat ein, mit ihm Anna, seine Gattin.

„Seyd mir gegrüßt, edler Herr!“ rief ihm Scharnachthal entgegen, „auch Ihr, werthe Frau, seid willkommen in meinem Hause. Ich erwartete Euch nicht glaubte, Ihr wäret noch weit von der Heimath entfernt, ein wallender Pilger am heiligen Grabe, und nun sehe, ich Euch zu meiner Freude mit einem so stattlichen Zuge heranziehen, für Schweizer-Recht und Freiheit zu kämpfen.“

„Ich dank Euch, Schultheiß,“ erwiederte Halwyl, „auch ich heiße den tapfern Anführer der Männer von Bern herzlich willkommen. In Neapel vernahm ich von des Herzogs Zuge, da eilte ich zurück, und wohl mir, daß ich noch zu dem Tage der Freude, zu dem Schlachttage eingetroffen bin. Seid mir gegrüßt, Scharnachthal!“

Er reichte dem Schultheißen seine Rechte, der sie nach kurzem Zögern ergriff, sie dann treuherzig schüttelte, und seinem Sohne winkte, Frau Annen einen Sessel zu reichen.

„Scharnachthal, begann jetzt Halwyl, das Scharfe seiner Rede so viel als möglich durch den sanften Ausdruck der Stimme mildernd, „als ich nach Palästina zog, wart Ihr mein Feind; was indessen vorgegangen, ist nicht geeignet, den alten Haß zu versöhnen, auch ich kehre mit Groll im Herzen gegen Euch zurück. Da aber Eintracht die festeste Stütze schweizerischer Freiheit ist, so habe ich Euch die Hand geboten zur augenblicklichen

Sühne. So lange Burgund auf Schweizerboden steht, so lange schweige unser Haß. Nur Ein Ziel vor Augen, gehn wir treu vereint Einen Weg, wie im Rathe, so in der Schlacht. Ist die Schweiz von ihrem Feinde befreit, dann lebe, wenn Gott es will, der alte Haß von neuem auf. — Ist das auch Euer Wunsch, Schultheiß, so schlagt ein mit treu redlichem Herzen!" — Ohne Zögern reichte ihm Scharnachthal die Hand und, über Frau Annens ernstes Gesicht zog sich ein freundliches Lächeln.

„Nun so will ich denn hinunter zu den Reisigen gehen und das Nöthige ordnen," fuhr Halwyl fort. „Vorsicht ist Noth, denn dem Vernehmen nach schweift Romond mit den savoischen Reitern im Lande umher. Ich glaubte das Heer schon zu Murten, eilte, zu Euch zu stoßen und finde Euch noch hier; desto besser. Ihr begleitet mich wohl, junger Herr, da ich der Umgegend hier nicht ganz kundig bin," wandte er sich, das Gespräch abbrechend, zu dem jüngern Scharnachthal. Der Schultheiß blieb mit Frau Annen allein.

2.

Schweigend standen beide einander gegenüber; es schien, als sey die Gegenwart vor ihnen verschwunden, und das Vergangene habe aller ihrer Gedanken sich bemächtigt. Die Züge des ernsten Mannes wurden nach und nach milder, während Frau Anna forschend auf ihn blickte. — „Ich ahne, weshalb Ihr hier seyd, edle Frau!" rief endlich der Schultheiß. „Ihr wollt mir eine schwere Prüfung auflegen — ich werde mit Gott sie bestehen."

„Ich glaube selbst," erwiederte Frau Anna, nicht ohne Bitterkeit. „Herr Schultheiß, Euer eiserner Wille unterdrückte stets des Herzens Wallen."

„Nicht immer," murmelte Schnarchthal von sich hin.

„Mein Gatte, ein Greis, steht mit den Seinen unter dem Banner Eurer Stadt zum Kampf bereit; der Sohn dort im burgundischen Lager.“

„Weh ihm!“ sagte der Schultheiß mit Heftigkeit.

„Wehe dem, der ihn verbannte,“ rief Frau Anna, sich vergessend, aber schnell einlenkend sagte sie sanfter: „Darf der Geächtete auf heimathliche Flur zurückkehren? Darf er sich stellen neben seinen Vater? Ein Wort von Euch und der Verbannte wird von dem Rathe am Tage der Gefahr zurückberufen. Laßt ihn zurückkehren!“ bat sie. — Scharnachtal schwieg. — „Habt Ihr ihn nicht verwiesen, fuhr sie fort, „Ihr ihn nicht an das Hoflager des stolzen Herzogs getrieben?“

„Nicht ich!“ rief Scharnachtal. „Das Gesetz!“ —

„Mann!“ fuhr Anna auf. „Der Haß, den Ihr seit jenem Tage in Eurer Brust genährt, an welchem ich auf meines Gatten Burg einzog, dieser Haß hat ihn vertrieben, geächtet. Er war es, der ihm die Tochter verweigerte, den kühnen, kräftigen Mann zum verzweifelten Schritte brachte, Eure Tochter zu rauben. Dieser Haß versammelte die Zünfte von Bern, überfiel die Burg, und ehe des Priesters Segen die Liebenden verband, riß Euer rächender Arm die Tochter von meines Sohnes Herz, und trieb ihn aus dem Vaterlande.“

„Das that ich und mit Recht,“ erwiederte Scharnachthal mit kalter Ruhe. „Ich handelte nach Vaterpflicht, der Rath nach dem Gesetz.“

„Jetzt aber,“ fuhr Frau Anna fort, trat dem düstern Manne würdevoll näher, und in ihren Augen glühte der heilige Strahl der Mutterliebe, „jetzt erinnere ich Euch, daß Radolph Halwyl wohl unter die Tapfersten schweizerischer Jugend zu zählen ist, daß er in manchem Kampfe es bewährte, und selbst die Waldstädte seinen Namen ehren. Ein tapfrer Mann ist in Zeit der Noth

dem Lande viel; ruft ihn zurück, gebt ihm Euer Kind, und beglückt Anna von Babenberg — der Ihr einst mit Liebe zugethan schienet.“

Der Schultheiß schwieg. Die sanften Worte Annens hatten die Pforte wieder geöffnet gefunden, durch welche sie vor Jahren in das Herz des Jünglings so mächtig eingedrungen waren; sie fanden sie offen, aber nur für Augenblicke. Düster rollte sich die finstre Stirn, der letzte Funke der immer noch glimmenden Flamme verlosch. „Ihm meine Tochter, meine Elisabeth? Ihm, dem Sohne Hanns von Halwyls!“ rief er zornig. „Nein, nimmermehr! — Das war der schönste Augenblick meines Lebens, als ich ihn jenseit des Marksteins vaterländischer Fluren wußte, und meinen Triumph will ich nicht selbst vernichten.“

Frau Anna hatte ihn während dieser Rede schmerzvoll angeblickt. „Oft,“ betete sie mit Ergebung, die Hände zum Himmel gefaltet, „oft, Vater im Himmel, habe ich freventlich gemurrt, da Du den Wunsch meines jugendlichen Herzens mir einst versagtest — jetzt danke ich Dir; an diesem Eisigen wäre das meine erstarrt und gebrochen! — Laßt uns von etwas anderm reden, Herr Schultheiß,“ bat die würdevolle Frau, da Scharnachthal zu reden beginnen wollte. — „Kein Wort mehr — keine Entschuldigung, das Mutterherz versteht Eure Sprache nicht; überdies höre ich meinen Gemahl nahen, und er könnte mir leicht zürnen, setzten wir das Gespräch fort.“

Scharnachthal verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ bei Halwyls Eintreten den Saal.

„Dein Auge sagt mir, Dein Bitten war vergebens,“ sprach jetzt Halwyl finster. „Ich habe es Dir vorausgesagt, ich kenne diesen Mann, jähzornig, rachgierig, fest und unerschütterlich. Auf keinem Lebenswege mag

ich ihm begegnen, als da nur wo es das Wohl schweizerischer Eidgenossen gilt. Hier steht der edle Mann groß vor mir — sonst? — Ich will schweigen, will gegen das Unabänderliche nicht murren, mich nicht dagegen stemmen. — Ich habe Elisabeth gesehen, gesprochen. Sie ist eine liebliche Blume, aber in der Tiefe ihres Kelches sitzt ein Wurm, er nagt an ihrer Blüthe, und das jammert mich sehr. Gern hätte ich sie auf unsrer Burg als die Frau des Sohnes gesehen, sie scheint ein frommes, sanftes Kind."

„Und dennoch ist ihr des Vaters hochtrabender Sinn geworden," unterbrach ihn Anna. „Ohne ihre feste Weigerung, nicht ohne des Vaters Segen zum Altare zu gehen, wäre sie Rudolphs Weib geworden, und Berns Knechte kamen zu spät."

„Das macht mir die Jungfrau noch werther," meinte Herr Halwyl.

„Daß Ihr harten Männer doch immer, nur die kalte Pflicht vor Augen, des Herzens warmen Gefühles nicht gedenkt," sagte Anna schmerzlich. „Ohne ihre Weigerung stände Rudolph in den Reihen vaterländischer Krieger, nicht dort, wo das Geschütz gar grausig donnert."

Halwyl war indeß auf den Altan getreten und sah nach Granson hinüber. „Du ziehst doch nicht an der Spitze Deiner Reisigen nach Bern?" fragte jetzt Frau Anna. Der Ritter antwortete nicht, sein Blick war immer starr nach jener Gegend gerichtet.

„Wirst Du hinziehen nach Granson gegen den eigenen Sohn?"

(Fortsetzung folgt.)

Hundeliebhaberei.

(Fortsetzung.)

Der Apotheker Miler zu London vermachte seiner Magd sein ganzes Vermögen, mit der Bedingung, seinen kleinen Leibhund bis an sein Ende wohl zu halten und verpflegen.

Lobgedichte auf Leibhündchen von Damen finden sich hie und da, besonders in Französischen Zeitschriften. La Martinere dedicirte den zweiten Theil seiner Entretiens des Ombres aux Champs Elisès dem Hündchen des Buchhändlers Uytwers zu Amsterdam. Ebenso schrieb der bekannte Dichter Scarron eine Dedikations-Epistel an das Leibhündchen seiner Schwester, welches er Dame Guillemette nannte. Der Jesuit P. du Cerceau besang seinen Hund Mirtil und Mdme. des Houlieres, eine zu ihrer Zeit sehr geachtete Dichterin, dichtete ein Trauerspiel auf den Tod ihres Hundes ihres Freundes Vivonne.

Eine Gräfin von Friesen zu Kopenhagen, lies ihr erblichenes Leibhündchen in ihren Garten begraben. Diesem setzte ein Hr. von Osten folgende Grabschrift:

Hier liegt ein kleiner Hund in diesen grünen Wiesen,
Er war der Favorit der schönen Gräfin Friesen,
Er küßte ihr die Hand, er küßte ihr den Mund;
Ach! wie so mancher wünscht das Glück von diesem Hund.

Der berühmte Justus Lipsius war. wie er von selbst schreibt, ein ganz ungemeiner Liebhaber von Hunden. Stets um sich herum hatte er deren dreie, die Mopsus, Mopsulus und Saphyrus hießen. Diese hat er alle ganz genau beschrieben und besungen. Saphyrus

fiel unglücklicherweise einst in ein Faß mit siedend heißem Wasser, und verlor sein Leben. Darüber betrübte sein Herr sich sehr, besang seinen Tod, ließ ihn in seinen Garten begraben, und schmückte sein Grab mit einer schönen Inscription, in welcher er den Schatten des Verlorenen seinem Bruder Cerberus empfiehlt, und die Göttin Proserpina bittet, ihn zu ihrem Schooshündchen zu machen.

Im Garten des Pallastes Doria zu Genua, steht eine colosale Statute des Jupiter, der seinen linken Fuß auf einen großen Hund setzt. Dieses ist das Epitaphium des Leibhundes des berühmten Seehelden Andreas Doria, genannt Roldano. Unter dem Hunde befindet sich seine Grabschrift, in italienischer Sprache, welche seine Tugenden erzählt, Tag, Jahr und Stunde seines Erblassens (1605) genau angiebt. Wie die Genueser erzählten, genoß dieser Hund von K. Philipp II. von Spanien eine jährliche Pension von 500 Goldkronen, und wurde durch zwei Sklaven bedient, die seine Kost ihm in silbernen Schüsseln brachten.

König Karl XII. von Schweden hatte einen Hund, der Pompe hieß, den er sehr liebte. Als er starb, schickte ihn der König nach Schweden, um ihn in seinem Vaterlande zu begraben. Es wurden auch auf denselben Gedichte und Grabschriften gemacht.

Prinz Moriz von Oranien vermachte einem getreuen Hunde zu seiner Verpflegung eine nicht geringe Geldsumme in seinem Testamente.

Ein Herzog von Würtemberg bezahlte einen Jagdhund mit 1100 Gulden, Alcibiades einen mit 7000 Drachmen, (1495 Rthlrn.)

Die Damen auf der Insel Huaheine reichen ihren außerordentlich dummen Hunden wohl zuweilen gar

die Brust, und sind gegen dieselben außerordentlich zärtlich.

Ein gar großer Hundefreund war der bekannte Jesuit P. Maimburg. Dieser nahm allenthalben, sogar in Predigten, Gelegenheit von Hunden zu sprechen. So predigte er auch einst über das Evangelium von guten Hirten, kam auf den König David, den er genau beschrieb, und endlich auf die Hunde insgemein. Dies gab ihm Veranlassung, seine Predigt in vier Theile zu ordnen, nach den vier Gattungen von Hunden. Die erste Gattung war, die englischen Dogen; die andere, die Bauernhunde; die dritte, die kleinen zottigen Hunde mit kurzen Nasen; die vierte die guten Hunde. Von allen machte er eine Anwendung auf verschiedene Arten von Predigern. Die Englischen Doggen, waren die Jansenisten, die Bauernhunde, die Prediger, welche sich nichts zu sagen getrauen, die zottigen Hunde die Hofäbte, die er nach Kleidung und Geberden ganz genau beschrieb: „Sie wähnen sich, sagte er, Löwen, bellen, kläffen und lärmen, und es ist nichts dahinter.“ Die guten Hunde aber, waren die Jesuiten, wie man leicht denken wird. Die Predigt war so erbaulich, daß die ehrwürdigen Patres, welche dieselbe voll Bewunderung anhörten, sich selbst des lautesten Lachens nicht enthalten konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Logogryph.

Vielfach und einfach bin ich zugleich,
Vielfach red' ich damit zu Euch,
Einfach brauch' ich's von meiner Schönen
Laß ich nicht gern ihren Namen ertönen;
Aber Gestalten gar mancherlei

Nimmt's Wörtlein an, setz' ich Buchstaben bei,
Mit den Buchstaben gehört es jedoch
Stets in den Logogryphen noch
Und die Wendungen
Und die Endungen
Stammen, betreffen sie Eins oder mehr
Immer doch von dem Ersten her.
Setz' ich zuerst nur ein e hinten an,
Ist es im einfachen weiblich dann,
Aber im Vielfachen ist es auch
Von den Sachen der Männer im Brauch
Mit es bezieht es sich immer
Auf solche Dinge vom Frauenzimmer,
Die ungewiß oder männlich sind.
Mit en ist's Genitiv und Plural,
Aber Dativ auch in einfacher Zahl.
Mit er ist's im Plural Dativ,
Und im Singular Accusativ,
Endlich mit o am Ende sodann,
Spricht man weibliche Hoheiten an,
Zwar scheint die Aufgabe verworren sehr,
Aber erschrick nicht, sie ist nicht so schwer,
Und du errathest mit einem Streich
Der Wörter sechse zugleich.

Räthsel.

Wer eine Sylbe, deutsch zwar nicht,
Doch deutschem Ohre wohl bekannt,
Rasch zweimal nach einander spricht,
Hat ein alt, vornehm Wort genannt.

Es flammt, wie Abendsonnengluth,
An Mädchens Wange, küß' ich sie;
Hier meinem Aug' es wohler thut,
Als auf der Könige Draperie.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 19tes Stück.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

„Ich werde," erwiederte Halwyl bestimmt. — Da konnte die Gattin die Thränen nicht länger zurückhalten; an die Brust ihres Mannes sinkend brachen sie unaufhaltsam hervor.

„Laß das Weinen!" rief dieser fast unwillig. „So lange noch Gefahr das Vaterland bedroht, muß das Herz nicht trauern, kein Vater, keine Mutter den Sohn beweinen, der für begangene Frevel vom Vaterlande verstoßen, nun feindlich zurückkehrt in dies Heiligthum. Nur des bedrohten Vaterlandes muß man gedenken, und ihm die letzten Kräfte weihen." -

„Das ist hart," seufzte sie.

„Anna!" rief jetzt der ehrwürdige Ritter, sein Arm streckte sich nach dem Wiederscheine der untergegangenen Sonne, sein Auge erglühte im jugendlichen Feuer. „Wie jenes Gewölk, jetzt noch von Abendgluth geröthet, ergrauend in der Dämmerung zerrinnt, so würde unsrer Thaten goldner Glanz verschwinden, wenn unsrer Freiheit Sonne untergeht. Im letzten Seufzer des Schweizerlandes schwebt auch mein letzter Lebensodem hin; des

Stammes wie des Vaterlandes Schmach, nie würde das gebrochene Herz sie überleben.“ Sein Haupt senkte sich bei diesen Worten, der Gram beugte das ehrenwerthe. — Plötzlich hob er es muthig empor, höher stand er da, den Blik hinüber nach seiner Heimath gewandt. „Doch ehe ich untergehe!“ rief er feurig, „soll noch ein Strahl des Ruhmes mich begleiten; enden will ich meine Laufbahn, wie ich sie begonnen, ehrenvoll mit meinem treusten Freunde, diesem Schwerte.“

„Willst Du dem Sohne zürnend gegenüberstehen?“ unterbrach ihn die Gattin, und ergriff bittend seine Hand.

„Anna!“ rief der alte Ritter zornerglüht. „Das Zeichen von Burgund biegt mir des Sohnes Herz, und wenn nach jenem Kreuz mein Schwert sich wendet, muß ich es dulden, wenn dieses trifft.“

„Und auch der Mutter Herz,“ sagte sie dumpf vor sich hin.

„Auf dem Altare des Vaterlandes muß ein jeder opfern,“ sprach der Ritter mit Ergebung. „Du und ich — der Rittersmann wie der Knecht. Das Vaterherz wie die Mutterliebe, nichts sey zu heilig und zu theuer.

„Weh uns!“ seufzte Frau Anna, und trocknete schnell ihre Thränen, da sie Tritte nahen hörte.

Es war Elisabeth; den Reisemantel umgeworfen, trat sie ein, nahte der Edelfrau von Halwyl, küßte ihre Hand, und sprach mit ergreifendem Tone: „Werthe Mutter, ich komme, Euch zu begrüßen, und Euch zugleich Lebewohl zu sagen; man wartet meiner, ich muß aus meinem Asyle hinüber nach dem geräuschvollen Bern. Zürnt mir nicht, edle Frau, auch Ihr nicht, Vater Rudophs. Ich habe den Sohn aus Euren Armen gerissen, ich habe den edlen Krieger aus seinem Vaterlande ver-

trieben — den Geliebten von diesem Herzen entfernt,“ setzte sie wehmüthig hinzu. — „Doch bei Gott und der heiligen Jungfrau!“ fuhr sie ermuthigt fort, „ich konnte nicht anders, ich mußte! — Ohne Vatersegen welkt der Liebe Blüthe; darum verzeiht auch Ihr, wie diese würdige Frau es schon gethan.“ — Sie trat vor den alten Halwyl, der die Jungfrau in seine Arme schloß, und ihre Stirn küßte, „Ich zürne Euch nicht, zieht mit Gott,“ sprach er gerührt, „und vergesset meinen Sohn selbst in der Entfernung nicht.“ — Daß alles zur Abreise bereit, meldete ein Diener.

3.

Von zehn Knechten begleitet zog Elisabeth und Frau Margarethe den Weg nach Bern. Es war schon spät am Abend, als sie das Schloß verließen, der Mond stieg über dem Gebürge auf, und die Nacht war hell und freundlich. Der Weg führte sie längs dem plätschernden See, dem kleinen Walde von Weymuthkiefern zu, der sich dort an den Hügel lehnt. Vor Elisabeths Seele schwebten so mannigfaltige Bilder, freundlich und schön, trüb und schmerzvoll. Rudolphs von Halwyl Bild war mit darunter, jedoch die rothe Binde über dem Harnische schien ihr ein bluthrother Streifen zu seyn, der sein Herz von dem ihrigen trennte, und bald versank sie in tiefe Betrübniß. Frau Margarethe störte sie nicht, schweigend ritt sie auf einem Maulthiere neben ihr, und beobachtete bald die Jungfrau, bald den alten Schweizer, der, den Streitkolben oftmals mit kräftiger Faust schwingend, den Frauen voranschritt, und aufmerksam um sich spähend des Feindes Nähe zu besorgen schien. Dies beunruhigte die Matrone, doch dachte sie an ihres Bruders, des Schultheißen, Vorsicht, und wenn sie überlegte, daß Granson so weit von ihrem Wege entfernt lag, und der

Feind ohne bedeutende Heeresmacht sich wohl schwerlich in die Alpthäler wagen würde, ermuthigte sich ihr Herz, und sie zogen keinen Unfall fürchtend, getrost weiter.

So waren sie wohl schon eine Sturde längs dem See gezogen, und wandten sich jetzt rechts nach dem Wäldchen, durch dessen zackige Aeste des Mondes Silberlicht glänzte, als ihnen aus demselben eine Gestalt entgegen trat, die sie aus der Ferne nicht leicht erkennen konnten. Der alte Schweizer, seinen Streitkolben gehörig zum Kampfe fassend, sah scharf nach ihr hin, und nachdem sie einige Schritte weiter gegangen waren, rief er brummend: „Führt den der Teufel uns auch in den Weg; das ist ja Walter von Uri der Sänger, seht Ihr nicht die Laute über dem Wams neben der Armbrust? Die Pickelhaube und das Schwert an der Seite machte mich irr.“ — Der Alte hatte sich nicht getäuscht, es war Walter, der vorangegangen, hier Elisabeth erwartete, um sie gen Bern zu begleiten. Er neigte sich vor den Frauen, und küßte ehrerbietig die Hand, welche Frau Margarethe ihrem Lieblinge zum Willkommen entgegenstreckte; auch Elisabeth grüßte ihn freundlich, und schien über seine Gegenwart nicht unwillig zu seyn; selbst der alte Wilhelm, der Anführer des Zuges, schüttelte ihm treuherzig die Hand, und befahl ihm, sich den Andern anzuschließen, da er ihn doch endlich einmal mit Schwert und Pickelhaube bewaffnet sähe.

Aber Walter konnte nicht bei den Kriegern verweilen, es trieb ihn neben das Roß, das Elisabeths Himmelsgestalt trug; schweigend schritt er neben her, denn er wagte es nicht, durch voreilige Worte die Herrin in ihren Gedanken zu stören. Selbst das Saitenspiel hing an dem lichtblauen Bande tonlos über seiner Schulter, nur das Auge war beredt und unverwandt auf Elisabeth gerichtet.

So durchzogen sie das Wäldchen, bogen dann in die Thalschlucht, wo der angeschwollene Mühlbach mit rauschender Kraft sich herabstürzte, und schäumend unter den gewaltigen Rädern der Mühle weiter zog, um in den Wassern der Bieler Sees unbeachtet sich zu verlieren. So stürzt sich mit keckem Muthe ein hoffärtiger Knabe in den Strudel des Lebens, um unbeachtet unter der Menge zu verschwinden.

Das rege Leben in der Mühle, das Klappern und Rauschen der Räder durch die schweigende Nacht, als ob hier auf diesem Punkte allein der Schlummer der Natur gestört sey, weckte auch Elisabeth aus ihren Träumen, sie begann mit Walter zu plaudern, und so setzten sie den Weg über die Matten am Felshange fort.

„Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein," begann der Jüngling, „daß ich Euch begleite, ist auch mein Arm nicht so stark, als der Arm manches Schweizerjünglings, so fühl' ich doch meinen Muth dem ihren gleich, und wenn ich mir Euch still und trauernd auf dem Zelter dachte, so meinte ich, es könne vielleicht ein Lied, meine Rede, ein Mährchen, wie ich Euch deren schon manches erzählte, Euch zerstreuen. Da riß ich mich von dem alten Halwyl los, der mich gewaltig anzog, wappnete mich, und erwartete so mit Schwert und Laute meine Herrin, im Voraus hoffend, sie würde mir darob nicht zürnen."

„Schweigt einen Augenblick mit Eurem Geplauder!" rief halb leise der alte Wilhelm, der mit den Seinen plötzlich angehalten hatte, und sich jetzt horchend auf die Erde legte; mehrere Minuten lag er so, dann erhob er sich rasch und rief: „Ich irrte nicht, ich höre in der Entfernung Hufschlag; schwerlich möchten dies von den Unsrigen oder von den Oestreichischen seyn, darum schnell vorwärts, daß wir an jenen Kreuzweg kommen,

wo der Fußpfad sich in die Alpe hinaufzieht, dorthin verfolgt uns kein Reiter." Mit raschem Schritte eilte er voran, die andern folgten, ihre Hellebarden und Schwerter zum Kampfe ordnend, Frau Margarethe mit zagendem Herzen.

Glücklich gelangten sie an den Kreuzweg und zogen auf dem Fußsteige die Alpe hinauf, und kaum hatten sie die erste Sennhütte erreicht, so sahen sie auch schon unten im Grunde einen beträchtlichen Trupp Reiter, die sie leicht als Burgundische erkannten. Der alte Wilhelm schlich sich deshalb auf einem Fußpfade mehr rechts, und ermuthigte seine Begleiter, im Fall sie auf die Burgunder stießen, sich tapfer zu wehren, und die Tochter und Schwester ihres Schultheißen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Elisabeth schien bei dieser drohenden Gefahr gleichgültig, Walter jedoch war hoch erfreut, und im kecken Uebermuthe wähnend, er allein sey hinreichend, die Jungfrau zu beschützen, schritt er stolz und vertrauensvoll neben ihr her; nur Frau Margarethe bebte, sie betete leise vor sich hin, indeß der alte Wilhelm fluchte, als finstere Gewölke den Mond verbargen, und er, dieses Weges nicht so ganz kundig, sich zu verirren fürchtete.

Während sie auf einem engen Fußpfade zwischen Hecken und einzelnen Büschen hindurch schritten, hatte sich der Himmel ganz umzogen, dunkle Schneewolken verbargen das Mondlicht, und kein Sternchen blickte mit goldenem Scheine leuchtend vom Himmel nieder; da wurde der Alte immer ungeduldiger, endlich hielt er an, und gestand unter Verwünschnngen, daß er den Weg verfehlt haben müsse, denn längst müßten sie an Curt Wernachers Hütte seyn, und den Berg hinabsteigen statt hinaufzuklimmen. Aber weder seine Verwünschungen noch Frau Margarethens Gebet erhellten die finstre Nacht, sie mußten den einmal betretenen Weg weiter ziehen, und

fanden sich nach einer langen sorgenvollen Stunde am Kreuzwege wieder, da wo sie die Straße verlassen und die Alpe hinaufgezogen waren.

Hier berietheu die Frauen mit ihrem Führer, was nun zu thun sey, und da man nirgends die Reiter vernahm, so wurde einmüthig beschlossen, nicht wieder auf dem Fußpfade die Alpe hinaufzuklimmen, sondern auf der Landstraße nach Bern weiter zu ziehen. Schweigend begann von neuem der Zug. Schon glaubten sie den Thurm von Walserswyl aus dem Dunkel heraustreten zu sehen, als sie hinter sich Hufschlag vernahmen. Vom Wege konnten sie nicht ab, rechts war eine steile Felswand, links ein Abgrund. „Eilt schnell vorwärts," raunte der alte Führer den Frauen zu, „treibt Eure Thiere an, wir wollen den Feind, so lange Gott will, aufhalten nach Kräften." Frau Margarethe trieb vergebens ihr träges Thier, das nur ungern der Mahnung folgte, Elisabeth aber jagte auf ihrem muthigen Rosse schnell von dannen.

„Nun, Walter!" rief der Alte, der da, wo die Straße sich um einen Felsen bog, vier der Seinen, die mit Feuerröhren bewaffnet waren, hingestellt, mit den übrigen aber, die Hellebarden und Streitäxte in der Hand, sich auf die enge Straße gestellt hatte. „Nun, Walter, macht Eure erste Waffenprobe gut, hier gilt es dem Fräulein," und kaum hatte er dies gesagt, so sahen sie den Reiterhaufen wie eine dunkle Wolke heranwogen.

„Halt!" donnerte ihnen Walter entgegen. „Freund oder Feind!" Statt Antwort sprengten jene auf ihren Rossen heran, die Büchsen knallten hinter den Felsen, die Reiter stutzten, drangen jedoch nach kurzem Aufenthalt jagend wieder vor. Die Bolzen der Armbrüste, die vorgehaltenen Hellebarden hielten sie nicht auf, sie drangen ein in das Häuflein Schweizer, die mit Streitaxt und Schlachtschwert wacker um sich hieben, und manchen

Burgunder in den Sand streckten; doch von den Pferden umgeritten, zertreten, von den Schwertern getroffen, sanken die Braven, keiner suchte in der Flucht sein Heil. Walter lag betäubt unter den Todten.

Während dessen hatte Frau Margarethe unablässig ihr träges Thier angetrieben, es vermochte nicht, dem feurigen Rosse Elisabeths zu folgen, und als die Feuergewehre knallten, das Kampfgetöse ihr Ohr traf, gab ihr, trotz der steigenden Angst, die Besonnenheit den Rath, ihr Maulthier anzuhalten, abzusteigen, und längs dem sich herabstürzenden Bache den Fesen hinanzuklimmen. Alt und schwach vermochte sie es freilich kaum, doch war sie schon eine beträchtliche Höhe hinauf, hinter einem Weißdornstrauche ruhend, als sie unten die burgundischen Reiter vorbeiziehen sah. Auf ihren Knien dankte sie Gott. — Der kommende Morgen führte späterhin einige Landleute vorüber, die sie ab vom Wege nach einer Sennhütte leiteten.

Muthig, ihr flüchtiges Roß immer noch antreibend, war Elisabeth auf der Straße fortgesprengt; schon lag der Kampfplatz weit hinter ihr, nur das Knallen der Feuergewehre hatte noch ihr Ohr erreicht, das Waffengeklirr war nicht bis zu ihr gedrungen. Flüchtig jagte das muthige Roß mit seiner schönen Bürde dahin, vermochte jedoch nicht, sie ihrem Geschicke zu entziehen. Unfern Walferswyl stieß sie auf savoische Reiter, die unter Anführung des Grafen von Romond von Yverdun aus sich durchgeschlichen hatten, und hier ihre Vorhut erwarteten.

Als der Morgen graute, erwachte Walter aus seiner Betäubung. Es mußte ein Streitkolben seine Pickelhaube getroffen haben, denn noch war er seiner Sinne nicht ganz mächtig, blutete jedoch aus keiner Wunde. wie aus einem Traume erwacht, schaute er um sich her.

Da lag der alte mürrische Wilhelm mit durchbohrter Brust von seinen Genossen umgeben, neben ihm, nur einer seufzte noch und hob das gebrochene Auge nach dem Jüngling, der ihm hülfreiche Hand zu leisten sich nahte. „Laß nur, Walter,“ sprach der Sterbende, „weckt mich nicht zu einem Leben, das keinen Werth mehr für mich hat; sollte ich der Einzige seyn, der die Kriegsgefährten überlebte? Laß mich neben ihnen sterben. Eilt lieber nach Bern, und forscht, was aus den edlen Frauen geworden ist.“ Er wandte sich, drückte das Antlitz fest auf die Erde, murmelte noch einige Worte, vielleicht ein frommes Gebet, und verschied.

Da blickte der Jüngling noch einmal traurig auf den Wahlplatz hin, und eilte rasch vorwärts; Sorge um Elisabeth beflügelte seine Schritte. Sein müder Fuß trug ihn jedoch nicht weit, bald mußte er sich unter einem Baume niederlassen, sein Kopf brannte ihm, die Glieder schmerzten, er konnte nicht weiter.

Während er so ruhte, schlich ein Landmann mit Schwert und Streitkolben bewaffnet von der Höhe herab, lugte in der Gegend umher, und gewahrte den Schweizerjüngling unter dem Ahorne sitzend, das Haupt auf den Arm gestützt, er näherte sich ihm. „Einen Trunk,“ bat Walter. Der freundliche Mann reichte ihm eine Flasche mit Milch, die er bei sich trug, und als der Jüngling sich durch den Labetrunk gestärkt, fragte ihn der Landmann, „wo er schon so früh herkomme, und ob er vielleicht in dieser unglücksvollen Nacht schon hier gewesen sey?“ Walter erzählte ihm, was vorgegangen, und daß er nach Bern eilen wolle, um dort Kunde von des Schultheißen Tochter einzuziehen, die noch vor Beginn des Kampfes auf einem weißen Rosse davongesprengt sey. Frau Margarethens gedachte er nicht.

„So steh ihr Gott bei!“ rief der Landmann, „denn die Burgunder haben sie in ihren Händen. Als ich in dieser Nacht nicht fern von hier die Höhe herabstieg, um in Arberg zu meiner Fahne zu stoßen, sah ich einen Haufen, wohl an tausend Reiter auf der Straße halten; ich verbarg mich hinter einer Hecke, und von da sah ich durch das Halbdunkel ein weißes Roß heransprengen, hörte wie die Burgunder jauchzten, auch eine weibliche Stimme glaubte ich, zu vernehmen.“

Walter sprang auf, seine schlummernden Lebensgeister waren plötzlich wieder geweckt. „In den Händen der Burgunder!“ rief er erschüttert, „Elisabeth Scharnachthal gefangen!“ Nachsinnend bedeckte er mit beiden Händen das Gesicht, und stand regungslos da; doch plötzlich, als habe ein Göttergedanke ihn von neuem belebt, nahm er Schwert und Pickelhaube und gab beides dem Landmann. „Verwahrt mir das Schwert, bewahrt es mir gut, Caspar von der Flühe, mein Ahn, trug es bei Moorgarten, gebt es in Bern in dem Hause Scharnachthals in Verwahrung. Diese Pickelhaube tausche ich mit Eurem Barett, das neu und gar hübsch ist, denn zum Kampfe schmückt sich der Schweizer doch immer mit dem besten. Gebt, lieber Freund, Ihr gewinnt noch bei dem Tausche.“ Er betrachtete seine Laute, die bei dem nächtlichen Kampfe wunderbarlich erhalten war, griff, wie zur Probe, einen volltönigen Akkord, und das Barett aufsetzend, bog er links nach dem Neuenburger See, und dem burgundischen Lager zu.

4.

In Bern war ein regsames kriegerisches Leben, Alt und Jung, Mann und Weib war in Bewegung, es galt ja die Freiheit. Noch standen die alten Thürme, noch bewachte der finstre Bär die Thore der mächtigen Stadt,

in die noch kein Feind zerstörend gedrungen war, noch glühte Muth und Vertrauen in der Brust der Männer, und der blutigen Schlachten gedenkend, welche die ohne Blut errungene Freiheit befestigt hatten, vertrauten sie auf Gott und ihr Schwert, auch die mächtige Heeresmacht von Burgund aus ihren Landmarken zu vertreiben, wenn billige, ehrenvolle Bedingungen den stolzen Herzog nicht friedlich zurückkehren ließen.

Es war am Morgen des 24. Februars 1476, als Scharnachthal und Hanns von Halwyl mit dem versammelten Berner Landvolk und den wenigen Reisigen der schutzverwandten Edlen zu Fuß und zu Roß, unter Geläute der Glocken, einzogen. Es war ein rüstiger Haufe Alpenjäger und Sennhirten, und gar wohl geübt, das Schwert zu schwingen, die Bolzen nach dem Ziele zu schicken, das Feuerrohr zu gebrauchen. Alt und Jung, selbst Knaben waren im reisigen Zuge, niemand des Berner Landes hatte bei so dringender Gefahr daheim bleiben wollen, hohen Muthes hatten sie sich am See unter ihres Schultheißen Banner versammelt, und freudig beim Abmarsche das Schwert geschwungen. Auf ihrem Zuge trafen sie die in der Nacht Erschlagenen, und eine traurige Ahnung hatte ihren edlen Führer erschüttert, ihnen selbst war dies erste Gefecht von trauriger Vorbedeutung. Auch Halwyl war ergriffen, als Scharnachthal ihm leise zuraunte: „Dies Eures Sohnes Werk." — So rückten sie mit ernster Ruhe in die Stadt, finster wie das alte Thor, durch das sie zogen.

Der Schultheiß, den Schmerz der Vaterbrust bekämpfend, musterte nun auf dem Marktplatze die versammelte Schaar der Berner, denn die Glocke hatte schon längst auch die Innungen der Stadt zusammenberufen. Nur einen Blick warf er auf den Erker seines Hauses, an dem er vorüberschritt; aber leer war das

hohe Fenster, nicht das Engelgesicht seines Kindes sah freundlich grüßend herab, und die Gewißheit ward ihm, sie sey in Feindes Hand. Der stolze heftige Mann bedurfte all seines Muthes, um bei dem ersten wichtigen Geschäfte nicht die Fassung zu verlieren, und in diesem entscheidenden Augenblicke mit zuversichtlich freiem ungetrübten Antlitze die ihm anvertraute Schaar zu mustern. — Nahe an 8000 waren es, an deren Spitze er ausziehen wollte, den von Stein und seine Tapfern in Granson zu entsetzen, ihnen war ein freier ungetrübter Sinn noth. Bern war die Mächtigste des eidgenossischen Bundes, er ihr Schultheiß und Hauptmann; noch waren die andern Bundesgenossen nicht eingetroffen, mit Luzern allein stand Bern dem ersten Angriffe entgegen; es bedurfte nur eines raschen Marsches, und vor seinen Thoren wehten die Fahnen von Burgund.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schmetterling.

Nach Lamartine.

Mit dem Frühlinge zu werden,
Mit den Rosen hinzusterben,
In der reinen Luft zu schwimmen,
Auf dem Schoße sich zu wiegen
Halberschloß'ner Blumenkelche;
Sich in Düften zu berauschen
Und in Licht und Himmelbläue,
Schon den Staub im Jugendleben
Von den Flügeln abzuschütteln;
Wie ein Hauch dahin zu fliegen
In die ewig heitern Hallen —
Ist des bunten Schmerlinges
Schönes, zaubervolles Loos,

Gleich dem sehnenden Verlangen,
Welches nirgends Ruhe findet,
Unbefriedigt weiter strebend
Jedes Ding nur leicht berühret,
Endlich heim zum Himmel kehret,
Um die Wonne dort zu suchen.

Hundeliebhaberei.

(Beschluß.)

Ein reicher, ungenannter Edelmann liebte die Hunde ungemein, hatte stets mehrere derselben um sich, lies ihnen die allerleckerhaftesten Speisen vorsetzen, dieselben in Sänften tragen, und zierte sie mit silbernen, vergoldeten, mit Edelsteinen besetzten Halsbändern. Als nun einst einer von dieser geliebten Heerde starb, lies ihn der Herr, mit sonderbarer Andacht, (wiewohl ganz geheim,) auf den Gottesacker begraben. Das erfuhr der Pfarrer, und setzte den Edelmann darüber zu Rede. Dieser wollte die Sache nicht gern vor's Consistorium kommen, aber auch den Hund nicht wieder ausgraben lassen. Er schlug daher einen Mittelweg ein, und sagte: „Ach, Herr Pastor! Sie glauben gar nicht, welch ein vernünftiges Thier dieser Hund war.“ — „Ach! was da, fiel der Pastor ein; er war ein Hund, ein Thier!“ — „Aber welch ein Thier? nahm der Edelmann wieder das Wort. Als der edle, brave Hund in den letzten Zügen lag, und ich ihn fragte, wem er sein silbernes Halsband vermachen wolle? ob etwa dem Herrn Pastor? nickte er ganz freundlich bejahend mit dem Kopfe, und entschlief. Ich habe daher dasselbe Ihnen überreichen und Sie im Namen des Testators bitten wollen, das kleine Legat ge-

fälligst anzunehmen." So war die Sache abgethan, und der Hund blieb, wo er lag, begraben.

Pietro Bembo, der berühmte Lateiner, hatte einen Hund, den er ungemein liebte, und dessen Tod ihn sehr betrübte, wie er selbst sagt. Corn. Agrippa hatte gleichfalls einen Hund Tag und Nacht stets um sich, der, wenn er studirte, auf einem Stoß Papiere neben ihm lag. Seine abergläubischen Zeitgenossen, die ihn für einen Zauberer hielten, sagten, es sey der Teufel in Gestalt eines Hundes, der immer bei und um ihn sey.

Bei den alten Aegyptiern waren die Hunde gar hoch geehrt, und wurden vergöttert, was sie, wie Cicero sagt, thaten, weil sie des Thieres Nutzbarkeit erkannten und ehrten, als eines Vermittlers der Fruchtbarkeit, weil mit dem Aufsteigen des Hundssternes der Nil sich hebt, durch seine Ueberschwemmung dem Lande Wachsthum und Fruchtbarkeit zu geben.

Die Molosser begruben ihre Hunde auf's prächtigste, und die Agrigentiner setzten denselben sogar Ehrensäulen mit Grabschriften, und stellten kostbare Leichen-Mahlzeiten an, was auch Kaiser Hadrian that. Alexander, der Macedonier, erbaute einem todten Hunde zu Ehren eine Stadt. Als Sergii, Hund, Arzibur, von einem Wolfe zerrissen wurde, ordnete er zu seinem Andenken und ihm zu Ehren einen Jahrestag an, an welchem er selbst fastete.

In vielen Stücken war diesem König Friedrich der Einzige ähnlich. Auch er liebte die Hunde, von denen einige namentlich bekannt worden sind; z. B. die Biche, die in der Schlacht bei Soor 1745 eine Beute der Oesterreicher, von dem General Nadasdy aber zurückgegeben wurde. Doch am liebsten hatte er die Hündin Alkemene. Als ihm nach Schlesien gemeldet

wurde, daß sie gestorben sey, befahl er, daß man ihren Körper in dem Sarge, in welchen sie gelegt worden war, zu Sans-Souci in sein Bibliothekszimmer setzen sollte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich in dasselbe, und ließ seiner wehmüthigen Traurigkeit freien Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper trennen, lies ihn aber auf dem Platze des Hauses Sans-Souci in diejenige ausgemauerte Gruft setzen, die er für seinen eigenen Leichnam hatte ausmauern lassen, der aber nicht in dieselbe gekommen ist. — Auf dem Schlosse zu Potsdam und dem Jägerhofe, hatte der König noch eine Pflanzschule von 50 bis 80 Windspielen, die von zwei Jägern verpflegt wurden, deren einer zugleich ihr Arzt war.

Als Kämpfer in Japan war (1691), gab es daselbst eine ungeheuere Menge Hunde, zur größten Last der Einwohner. Sie liefen, ohne Heeren zu haben, auf der Straße umher, und mußten von den Bewohnern derselben gespeiset und unterhalten werden. Waren sie krank, wurden sie in dazu erbaute Hütten gebracht und gewartet; starben sie, mußten sie auf die Berge getragen und dort beerdiget werden, wie Menschen. Bei Lebensstrafe durften diese begünstigten Thiere nicht geschlagen oder getreten werden, als nur von dem Büttel, wenn sie nämlich selbst etwas verbrochen und den Tod verdient hatten. Das kam daher, weil der damalige Kaiser Tsinajos im Jahre des Hundezeichens geboren war. Da nun der Monarch die Hunde so hoch hielt, thaten die Unterthanen es ihm gleichfalls nach, oder mußten es wenigstens thun, und ihre Plagegeister nähren und verehren. — Das Tragen der todten Hunde auf die Berge zum Begräbnisse war für die armen Japaner besonders beschwerlich. Einer beschwerte sich

einst über diese Last und schalt auf das Gesetz, welches diese Mühe ihm verursachte, als ihm ein Anderer zurief: „Danke Gott, daß der Kaiser im Jahreszeichen des Pferdes geboren ist, sonst würdest Du diese Last noch weit beschwerlicher finden."

Als der Kaiser starb, ging es über die Hunde her, und wenige entkamen der Wuth der erbitterten Unterthanen. Nun aber kamen die Katzen an die Stelle der Hunde, und wurden die Schooßthierchen der Japanischen Damen.

Logogryph.

Vier Spieler saßen am Tisch,
Sie spielten lustig und frisch,
Sie tranken dazu einen Wein,
Der sauer war und nicht rein,
Der Wein, er hatte ja eben
Das Wort, was ich aufgegeben;
Von diesen Spielern der Eine
Bekam oft Karten sehr gute,
Und spielte mit frischem Muthe.
Sein Partner bekam aber keine,
Und ließ ihn im Wort, was ich meine.
Da fühlte Herr A, weil das Wort
Er machen nicht konnte hinfort,
Das Wort gar schmerzlich im Herzen,
Es wurde bald ernst aus dem Scherzen,
Die Karte warf von sich ein Jeder,
Herr A zog wüthend von Leder
Und gab dem B nun das Wort;
Darauf weil es dunkel ward dann,
Und alle das Wort nicht mehr sah'n,
So gingen mitsammen sie fort.
Und ließen den B in dem Wort.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 20tes Stück.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

„Männer von Bern!“ so begann er die Versammlung anzureden, „und Ihr edlen mit uns verbündeten Herrn, die Ihr Eurer Pflicht getreu mit Euren Mannen zu uns gestoßen seyd in den Tagen der Noth, haltet fest zusammen in Eintracht, fest in Reihe und Glied. Gedenkt des Tages von Laupen, denkt an Moorgarten; faßt Muth und Vertrauen, denn nicht die Zahl der Streiter, ihr Muth giebt den Sieg. Nicht um Gut und Blut kämpfen wir allein; es ist das Höchste des Lebens, es ist die Freiheit, für die wir streiten; wer möchte ohne sie nicht lieber einen ehrenvollen Tod? Darum“ — hier nahm er mit kräftiger Faust das Banner der Stadt aus den Händen des Bannerträgers — „folgt diesem ehrwürdigen Zeichen! Stets führte es zum Siege, noch floh kein Schweizer in der Feldschlacht. Gott war mit uns, wo Recht auf unserer Seite war und so auch jetzt!“ — Hell klirrte das Rasseln der Waffen, da Scharnachthal dies gesprochen, und als ob der Sieg auf der Spitze von Schwert und Hellebarde schwebe, hoben sie die Wehren schweigend in die Höhe, als hielten sie sie empor zum ferlichen Schwur. Da übermannte das

Gefühl den alten Helden, er mußte einhalten in der Fluth seiner Rede, doch schnell faßte er sich. „Ein jeder gehe nach Hause," begann er von neuem, „stärke sich mit Speis und Trank, und sage den Seinen ein Lebewohl. Sagt Euren Weibern, daß sie für Speis und Trank sorgen, wenn die Eidgenossen zu Hülfe einziehen, und wenn die Glocke vom Münster das Zeichen giebt, versammelt Euch schnell und zum Abmarsche bereit auf dieser Stätte. Nun geht mit Gott!" Dumpf wirbelte die Trommel; gleich dem Gesumme der Bienen, wenn sie schwärmend dahin ziehen, wogte der Haufe auseinander, noch einmal das Brod vom eigenen Tische zu essen, den Wein aus dem Pokale der Väter zu trinken. Das Landvolk zog, ein Jeder zu seinen Bekannten, noch einmal das Haus der alten Gastfreundschaft zu betreten.

Mit festem Schritte — der Sieg über das Schicksal war errungen — trat Scharnachtal in seine Wohnung; nur Diener kamen ihm entgegen, nicht seine Schwester, nicht sein Kind. „Niemand in dieser Nacht eingetroffen?" fragte er, keine bejahende Antwort erwartend. „Niemand," erwiederte der ängstlich forschende Diener. „So laß mich allein, Wilhelm," sprach er zu seinem Sohne, der mit niedergeschlagenem Blicke hinter ihm stand; der Jüngling entfernte sich. Scharnachthal betrat sein Zimmer, schritt einigemal auf und ab, ging dann an das hohe Bogenfenster, und lehnte sein sorgenschweres Haupt an die bemalten Scheiben, wo der heilige Georg den grimmigen Drachen mit seiner Lanze durchbohrte.

Lange stand er so, hinaus auf den Marktplatz starrend, wo das rege Kriegsleben verschwunden war, und nur öde Stille noch herrschte. Vaterland und Vatersorgen drückten ihn nieder, aber fast mehr als das der Gedanke: Es ist die rächende Nemesis, die Dich ereilt.

plötzlich ermannte er sich. „Weg Vatersorgen, weg Vaterschmerz!“ rief er. „Es ist das Opfer, das ich auf Deinem Altare niederlegen mußte, Land meiner Väter. Nur der Noth schweizerischer Eidgenossen gedenke, Schultheiß des mächtigen Bern!“

Er rief seinen Diener; da trat Frau Margarethe ein. „Allein?“ fragte er sie. „Allein,“ antwortete sie schluchzend. „Wo ist sie?“

„Verfolgt von feindlichen Reitern floh sie; ich hoffte sie hier zu finden.

„So helfe mir Gott!“ rief der Schultheiß, schüttelte mit besonderer Herzlichkeit die Hand der Schwester, warf hastig die Zeichen obrigkeitlicher Würde ab, und entfernte sich. Bald war der Harnisch umgeschnallt, die eiserne Pickelhaube aufgesetzt, das lange Schlachtschwert umgürtet. Noch einmal, wie zum Lebewohl, warf er einen Blick umher durch das Zimmer, drückte der Schwester schweigend die Hand und trat in das Vorhaus. Dort begegnete ihm Wilhelm, sein einziger Sohn, zum Kampfe schon gerüstet. „Sei ein Mann, ein Schweizer,“ sagte er ernst zu ihm, und Hand in Hand verließen sie die Wohnung der Väter.

In diesem Augenblick begannen die Glocken der Stadt ihren dumpfen Ruf zum Aufbruch; lange schon hatte der Glöckner des Zeichens geharrt, zu ihrem feierlichen Tone wirbelten die Trommeln, schalten die Hörner, und schmetterten lustig die Trompeten der schutzverwandten Edlen.

Jetzt war der Augenblick der Trennung da, der Augenblick, wo der zurückgehaltene Schmerz laut ausbrach. Am Halse des Gatten hing, den Säugling auf dem Arme, die weinende Hausfrau, Kinder umfaßten die Knie des Vaters. Die Jungfrau drückte ihrem Verlobten den Scheidekuß auf die Lippen, Mütter und Greise segneten

die Söhne und weihten sie zum heiligen Kampfe. „Seyd eingedenk Eurer Vorfahren, kämpft, wie sie, für die Freiheit, und kehrt mit Gott als Sieger zurück.“ Das war der Nachruf Tausender; selbst im Schmerze war hoher Muth.

Zu seinen Fahnen trat nun ein jeder, die Rottmeister ordneten ihre Haufen, die Hauptleute sprachen ein kräftig mahnendes Wort, und unter Glockengeläute, Trommelwirbel und Trompetenschall zogen die Berner, 8000 streitbare Männer gen Murten.

5.

Im Lager der Burgunder ging es nicht so ernst her wie in Bern. Es erstreckte sich in einem halben Monde vom Ausgange des Thales der Orbe über Baumes, St. Croix bis gegen Vauxmarcus, umgab die Höhen bei Granson, und enthielt 35,000 Burgunder, zu welchen 15,000 Savoyer und Italiener, unter dem Fürsten von Tarent, gestoßen waren, der sich durch diesen Kriegszug die reiche Erbin von Burgund zu gewinnen wähnte. Das Heer schwelgte in zügelloser Ausgelassenheit. Auf einem Hügel mitten im Lager stand, einem Pallaste ähnlich, des Herzogs prachtvolles Zelt, Teppiche schmückten die Wände, mit den schönsten Brügger Sammt waren Sessel und Stühle behangen, wie am Hoflager zu Arras glänzten Gold und Edelsteine überall. Zahllose Diener in prunkvollen Gewändern wogten im bunten Gemische laut schallte das Wiehern von hundert Streithengsten aus schöngeschmückten Zelten, Trompeten und Pauken wirbelten durch die Luft, und riefen die Menge der Ritter zur Tafel und zum Banket. Um die Zelte des Fürsten prangten die Zelte der Schranzen und Kriegsobersten, die in Pracht mit einander wetteiferten. Die langen Reihen der gemeinen Kriegszelte, nach Landschaften

und Waffengattungen geordnet, bedeckten Hügel und Thal; unzählige Rosse stampften muthig den Boden, und durch diese Reihen zog jubelnd ein Haufe von Possenreißern, Minnesängern, Gauklern und feilen Dirnen; burgundisches Gold gab den deutschen, den niederländischen, den italienischen Völkern Leben und Lust, der Zügelosigkeit Nahrung. Toller Muth, freche Hoffart entflammte die Soldaten, die sich hier, ein Hirtenvolk zu bekämpfen, vereinigt hatten, und Karl von Burgund, der stolze kühne Herzog, hielt das Racheschwert bereit, das Schweizervolk mit einem Schlage zu vernichten.

Noch donnerte das Geschütz vor dem Schlosse von Granson, welches Albrecht von Stein mit 800 Bernern muthvoll vertheidigte, doch den wilden Jubel des Heeres störte Geschützesdonner nicht. Ueberall, wo eine zerstörte Hütte ein Obdach bot, lagerte sich ein Trupp, zechte und spielte, und als ob in dieser Minute der letzte Freudetropfen geschlürft werden müßte, so gierig sogen sie den Lebensgenuß ein. Nur am äußersten Ende des Lagers, da, wo drei Ulmbäume ein einsames Plätzchen bildeten, saßen unter offenem Zelte, die Becher vor sich, zwei Ritter im ernsthaften Gespräche vertieft. Der Eine welcher der Jüngere zu seyn schien, sah unverwandt, den gefüllten Becher unangetastet vor sich, hinüber nach dem Neuenburger See, während der Andere mit Theilnahme schweigend ihn beobachtete.

„Der Schmerz übermannt Euch, Rudolph,“ sagte dieser endlich; „nur zwei Wege stehen Euch offen, und nur kurz ist noch die Zeit der Wahl. Ihr zieht zurück in Eure Heimath, kämpft wider uns, oder fröhlichen Muthes mit uns. Es taugt nichts, wenn der Geist, wenn das Herz unbestimmt hin- und herschwankt, und nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Noch ist es Zeit, vielleicht morgen nicht mehr!“

„Ich gab dem Herzog mein Wort, Etanges, und das brach ich nie!“ rief der jüngere Ritter, wild aufspringend.

„Ihr dauert mich,“ begann nach einer Pause Ritter Etanges. „Es liegt so manches schätzenswerthe in Euch, das mich, troß Eures wilden stürmischen Wesens, anzog; selbst die helle Gluth, die in Eurem Blicke entflammt, freut mich, nur Schade, daß sie die Hütten Eures Vaterlandes anzünden soll. Wäre ich ein Schweizer, so wie ich aus Burgund stamme, Ihr säht mich dort, nicht hier!“ Er wies hinüber gen Bern.

Finster sah der Andre nach dem Alpengebürge, er griff dann plötzlich des Freundes Hand, und den Arm nach dem Juragebürge ausstreckend, rief er mit wild rollendem Blicke: „Dort bei der hohen Eiche am Felsquell steht am Scheidewege ein einsam Kreuz, dort trennt sich das Schweizerland von Burgund, wenn die Alpen in der Abendsonne glühen, liegen Eure Berge im Dunkel. Da stand ich an des Vaterlandes Markstein meines thatenreichen Lebens; mit einem Schritte, Etanges! mit einem einzigen Schritte trat ich hinüber in das fremde Land, und trennte mich von Allem, was mir einst so theuer war. Noch einmal warf ich sehnsuchtsvoll den Blick nach meiner Heimath goldgesäumten Bergen — und sagte Allem, Allem Lebewohl. —

„Arm wie ein Bettler,“ fuhr er mit Ingrimm fort, „arm an innerm Frieden; reich wie Crösus an tiefem Schmerz stand ich, der Pflicht, der Bande entledigt, die mich dort gefesselt; nur das Schwert und die Erinnerung begleiteten mich in die feindliche Verbannung. Da hob ich scheu den Fuß, trat ein Flüchtling, auf burgundischen Boden, das Schweizerherz stieß ich von mir, und streckte meine Hand gen Himmel Rache schwörend — und den Schwur werd ich halten. Auf Schweizerbo-

den zurückgekehrt," fuhr er sanfter fort, „erkenne ich meine Heimath nicht, es hat sich Alles um mich her verwandelt; die Sehnsucht zieht mich nicht nach jener Höhe, das Alphorn weckt nicht mehr der Wehmuth süßen Schmerz in meiner Brust, der Morgen grüßt mich nicht mit seinem Strahlenglanze von jenem Berge herüber, und die Abendsonne nimmt mein Sehnen nicht mit sich hinunter. Nur die Nacht weckt den Schmerz und die Erinnerung.

Da tönte bei diesen Worten unfern des Zeltes, von Lautenklängen begleitet, der Gesang eines Alpliedes. Etanges horchte auf, Rudolph von Halwyl aber ward von diesen Tönen sonderbar erschüttert. Als das Lied beendet war, näherte sich ein Schweizerjüngling dem Zelte; es war Walter, der die Laute im Arme, mit dreistem Muthe zu den Rittern trat.

„Seid mir gegrüßt, Ihr Herren!" sagte er, freundlich sich neigend. „Reicht mir einen Becher Wein, und ich singe Euch ein munteres Alplied."

„Wer bist Du?" fragte der Ritter Etanges.

„Bin von Uri, eines Sennen Sohn von hoher Alp," erwiederte er unbefangen, „und durchziehe bald Stadt, bald Land mit meinem Seitenspiele."

„Und wagst Dich ins Lager der Burgunder?" unterbrach ihn der Ritter. „Kennst Du des Herzogs Strenge nicht? es könnte leicht den Kopf Dir kosten; geh', mein Sohn, ehe man Dich hier gewahrt."

„Des Liedes Zauber," entgegnete der Schweizer keck, „giebt dem Sänger einen Freipaß durch die ganze Welt, ihm öffnen sich bei Freund und Feind die Thore, und überall ist er willkommen. Es lauscht der Ritter, wie die Dirne, auf seinen Gesang; der spendet ihm den Wein, sie den Kuß, und nirgends zieht er unbelohnt von dannen. Darum, werthe Herren, hört auf mein

Lied, dann reicht mir einen Becher Wein, denn mich dürstet."

„So nimm den Becher, und trink," sagte Etanges, ihm den gefüllten reichend.

Mit zierlichem Anstande ergriff ihn Walter. „Den holden Frauen!" rief er, „die Lieb um Liebe geben, und" — er leerte den Becher, und hielt ihn hoch in die Höhe — „dem Vaterlande!"

„Dem Vaterlande, da trink ich mit," rief Etanges, und leerte seinen Becher während Rudolph düster vor sich hinstarrte.

„Und Ihr, Herr Ritter, steht mit finsterm Blicke da," wandte sich Walter jetzt zu Halwyl, „und leert den Becher nicht auf das Wohl Eures Vaterlandes, wo doch gewiß die Heimath lieblich Eurem Blicke grünt, und Weib und Kind Eurer Rückkehr sehnsuchtsvoll wartet."

„Schweig, Knabe!" rief dieser zornig, „schweig!" — „Laß ihn," unterbrach Etanges Hallwyls Heftigkeit, sich zu dem Schweizer wendend. „Er hat nicht Weib, nicht Kind — kein Vaterland."

„Dann dauert Ihr mich, Herr," sprach der Jüngling, treuherzig dem Ritter sich nahend. „Dann nahm der Himmel Euch des Schönen viel. Nähm' er mir Alles, ich wollt' es freudig opfern, ließ er mir nur mein trautes Saitenspiel, und meiner Heimath goldbesäumte Gletscher, bliebst Du mir nur, mein stilles, von hoher Alp beschattetes Felsthal, wo meines Vaters Hütte einsam steht, wo unsre Heerde auf der Matte weidet, der klare Quell vom Felsen stürzt, und melancholisch unser Alphorn ruft, wo mir im Wehen sanfter Abendlüfte der Glocken wehmuthsvoll Geläut entgegen tönt. O dieser Glocken Ton! — Ihr lieben Herren, Ihr kennt ihn nicht — dringt tief in eine Schweizerbrust, und trägt auf seinen sanftbewegten Schwingen das sehnsuchts-

volle Herz zur lieben Heimath hin!“ Bei diesen Worten erglänzte des Junglings Auge, stolz sah er hinüber nach seinen Bergen, und als er den Blick wieder nach den Rittern wandte, schienen ihm deren Auge feucht. „Was ist Euch, Ihr Herren?“ rief er theilnehmend.

„Kennst Du ihn nicht?“ fragte Etanges, ihn bei Seite ziehend.

„Nein, Herr,“ erwiederte Walter.

„Es ist der Ritter Rudolph von Halwyl.“

Bei diesem Namen erbebte der Sänger und trat einige Schritte zurück; starr sah er Halwyl an, in dessen Gesichte Stolz mit Wehmuh wechselte, auch in des Jünglings Brust schienen feindliche Gefühle zu kämpfen. Endlich trat er mit einem Blicke dem Ritter näher, in dem sein ganzes Herz offen lag. „Ein Schweizerjüngling,“ so sprach er, „tret ich vor Euch hin. Im Hauche meines schwachen Wortes ruft Euch der Alpen Sturmgebrause, ruft Euch der Lavine furchtbares Rauschen, ruft der Ton des Alphorns Euch entgegen: Zurück zu Deines Landes Bergen; zieh Dein Schwert nicht gegen Deine Brüder, nicht für den fremden Herrn. Kehre zu Deinem Banner wieder, Schweizerheld.“

Finster blickte bei diesen Worten Halwyl auf den Jüngling. — „Es stieß mich aus!“ rief er, „zerriß das Band, und frei steh ich, ein Nachegeist, auf seinem Boden!

„Dann wehe Dir, Elisabeth!“ rief schmerzvoll der Sänger.

„Welchen Namen rufst Du mir entgegen, heimtükkischer Bube!“ rief Halwyl zornig. „Glaubst Du, mit diesem Zauberspruche mich zu bannen, glaubst Du, mit ihm die schlummernden Gefühle zu wecken?“

„Ich würde bei ihrem Namen aus Todesschlaf erwachen!“ erwiederte Walter erglüht. „Ein Liebeshauch

von ihren Lippen, und das Leben wäre wieder mein in seiner schönsten Pracht."

„Du kennst Elisabeth Scharnachthal?" fragte jetzt nach langem Schweigen mit sanftem Tone der Ritter.

„Ob ich sie kenne, Herr? Zwar erst seit kurzem sah ich ihr holdes Antlitz, aber es bedarf ja nur eines Augenblickes, um vor der Herrlichen anbetend niederzuknien." —

„Wie geht es ihr?"

„Das fragt Ihr mich? — Nur an Euch gedenkend welkt die zarte Blüthe, die Ihr im Sturm zerknicktet."

„Wo ist sie jetzt; auf ihres Vaters Schlosse am See, oder in Bern?"

„Und ahnet Ihr nicht ihre Nähe, wißt Ihr es nicht, daß sie in Eurem Lager ist?"

„Hier im burgund'schen Lager!" rief Halwyl, und stand bleich, wie der Tod, vor dem Jünglinge.

„Sie ward in dieser Nacht von Euren Reitern gefangen, als sie vom Bieler See nach Bern hin zog."

„Ha, Romond!" schrie Halwyl auf. „Fort, hin zum Herzog." Etanges vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er stürzte aus dem Zelte. „Komm mit mir," befahl dieser dem Sänger, „verlaß mich keinen Schritt, sonst bist Du verloren." Sie folgten Halwyl.

6.

In seinem Zelte saß Karl von Burgund, der Graf von Campobasso und Ludwig von Chateaugüjon waren bei ihm. Er ertheilte ihnen eben seine Befehle zu einem neuen Sturme auf Granson, da trat ein Edelknabe herein, und meldete den Ritter von Halwyl, welcher Se. Hoheit um Gehör bitte. „Er mag warten," erwiederte der Herzog unmuthig über diese Störung. Der Edelknabe ging.

„Doch immer frech dies Landvolk, sagte der Herzog empfindlich. „Sie lernen nie den Unterschied von Herr und Diener, besonders dieser Halwyl tritt so keck vor mich, als wäre mein Thron seines Vaters Armsessel.“

„Gnädiger Herr,“ nahm Chateaugüjon das Wort, „es ist ein gar wackrer Mann, als Held im Schweizerland bekannt, und das bedeutet viel. „Der Graf von Campobasso lächelte. — „Herr Graf,“ fuhr Chateaugüjon, durch dies Lächeln beleidigt, fort, „ein Schweizer gilt am Schalttage wohl zwei von Neapel, er weiß wofür er streitet, und wechselt nie mit seinem Rocke das Herz und seinen Herrn.“ — Ein zorniger Blick des Herzogs traf den freimüthigen Redner. — „Darum, gnädiger Herr,“ fuhr dieser fort, „wollt ich Euch bitten, dem Ritter Halwyl Gehör zu geben. Sein Rath, sein Arm muß in diesem Augenblicke Euch werth seyn, und seine feste Treue zu Euch, während alle andere Schweizer, Euren Dienst verlassend, zurück in die Heimath zogen, scheint mir wohl des Dankes werth.“

„Graf Chateaugüjon!“ unterbrach ihn der Herzog heftig, „Ihr scheint seit einiger Zeit, und besonders jetzt, ein sehr gewagtes Spiel in meiner Gegenwart zu spielen. Ihr redet keck, und wißt, das lieb' ich nicht.“

„Gnädiger Herr,“ erwiederte der Graf mit würdevoller Ruhe, „am Vorabende der Schlacht, den Tod vor Augen, spricht der Krieger freien Muthes mit seinem Feldherrn. Darum bitte ich, gebt dem Halwyl Gehör. Ich weiß zwar nicht, was ihn vor seinen Herrn führt, doch ist es gewiß von Wichtigkeit.“

„Er wird um höhern Sold bitten,“ fiel Campobasso ihm in die Rede.

„Er so, wie ich, wir dienen nie um Sold,“ erwiederte Oraniens Bruder.

„Laß ihn eintreten," befahl der Herzog. Chateaugüjon ging.

„Nach der Schlacht, mein gnädiger Herr," sagte Campobasso, als er mit dem Herzoge allein war, „werden die Stolzen wohl geschmeidiger seyn, jetzt rechnen sie auf ihren Werth, dann kriechen sie an Eurem Throne, ein finstrer Blick von Euch ist dann hinreichend, sie zu zermalmen."

„Der ist so stolz, als sein Bruder Oranien, aber auch brav, und mir treu ergeben; sie grenzen so nahe an die Schweiz und saugen die Luft von diesen rauhen Bergen ein," sagte der Herzog, als Halwyl mit dem Grafen eintrat. Er nahte sich ehrfurchtsvoll dem Herzoge, der ihn zu entmuthigen mit strengem Blick auf ihn niedersah. „Was ist Euer Begehr?" fragte er ihn rauh.

„Gnädiger Herr," begann der Schweizer, „seit einem Jahre schon diene ich Euch, für Euch habe ich gefochten, geblutet, ohne Sold, aus freiem Willen, keine Gnade ward mir dafür zu Theil, ich bedurfte auch ihrer nicht, ich fand den Lohn in meiner eignen Brust."

„Macht kurz," unterbrach ihn der Herzog.

„Jetzt aber," fuhr der Ritter fort, „bietet sich eine Gelegenheit dar, mich zu belohnen, und ich fordre den Lohn!" — Campobasso lächelte höhnisch.

„Und," fragte der Herzog, „Eure Bitte ist?"

„Der Graf von Romond hat in dieser Nacht auf einem Streifzuge einer Schweizerjungfrau begegnet, sie wider Ritterpflicht und Kriegsgebrauch gefangen nach Yverdün abgeführt. Diese Jungfrau war einst meine Verlobte, noch jetzt fühle ich mich zu ihrem Schutze verpflichtet; deshalb ersuche ich Euch, mein gnädiger Herr, zu befehlen, daß die Jungfrau mir ausgeliefert werde, da wir doch mit Frauen nicht Krieg führen, und Weiber wohl nicht im Heere Herzogs Karl von Burgund als

Beute betrachtet werden. Hiermit, mein gnädiger Herr! bezahlt Ihr mir meine Dienste reichlich."

„Die Jungfrau war Eure Verlobte, Ritter Halwyl" fragte der Herzog. Rudolph verbeugte sich bejahend. „So wird wohl die Courtoisie des Grafen Romond nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Ihr sie zurückfordert. Sie soll Euren Händen übergeben werden."

„Verbürgt mir dies Euer fürstlich Wort?" fragte Halwyl bestimmt.

„Was Karl von Burgund versprach, wird der Bastard von Savoyen nicht verweigern." Der Herzog befahl einem Diener, den Grafen von Romond zu rufen, und Halwyl, hier zu verweilen.

„Und wie heißt Eure Verlobte?" fragte jetzt Chateaugüjon den Ritter, mit ihm zurücktretend, da der Herzog leise mit Campobasso sprach.

„Elisabeth von Scharnachthal," erwiederte dieser.

„Die Tochter des Schultheißen von Bern?" unterbrach ihn schnell der Graf.

„Nikolaus von Scharnachthals Tochter," wiederholte Halwyl.

„So rathe ich Euch, nennt diesen Namen nicht vor dem Herzoge. Er giebt sie dann nicht frei, und willkommen ist ihm der Zufall, der ihm die Tochter seines bittersten Feindes in seine Gewalt gab."

„Ich habe sein fürstliches Wort."

„Sein Jähzorn, sein Haß läßt ihn alles vergessen."

Indem trat der Graf von Romond ins Zelt. „Nur einen Augenblick verweilt!" rief ihm der Herzog entgegen, und sprach noch einige Worte mit Campobasso, welcher das Zelt verließ.

„Graf Romond," begann nun der Herzog, „ich habe das Waadland erobert, und es Euch zurückgege-

ben, ich verlange dafür auch einen Antheil Eurer gestrigen Beute."

„Ew. Hoheit hat zu befehlen," erwiederte Romond.

„Ihr habt eine Schweizerdirne, wohl eigentlich für des Grafen von Savoyen Sohn eine schlechte Beute, von Euren nächtlichen Streifereien mitgebracht und nach Yverdün geführt; überlaßt sie mir."

Das Gesicht des Grafen überzog Purpurgluth. „Ihr seyd unschlüssig! fuhr der Herzog auf. „Ich hoffe Burgunds Wunsch sey Savoyen Befehl."

„Ich werde die Jungfrau den Händen meines gnädigen Herrn überliefern," antwortete schnell, doch mit Unmuth Graf Romond.

„Nicht für mich verlange ich sie," unterbrach ihn der Herzog, über des Grafen Unmuth aufgebracht. „Einen Wunsch, der mich betroffen, hätte ich in mir verschlossen, oder hätte befohlen. Nur um dem Ritter von Halwyl seine treuen Dienste zu lohnen, gewährte ich ihm seine Bitte, denn die Jungfrau war seine Verlobte."

„Wie Ew. Hoheit befehlen," begann jetzt Romond, neue Hoffnung schöpfend; „auch wird die Welt die Großmuth des Herzogs von Burgund hiebei zu preisen haben."

„Wie So, Romond?" fragte Karl, von seinem Sitze auffahrend. „Glaubt Ihr, ich könne meine Diener nicht würdiger belohnen, als mit einer geraubten Dirne. Verlangt, Halwyl, was wünscht Ihr noch an Gut und Lehn? Karl von Burgund gewährt Eure Bitte."

„Ich habe keinen andern Wunsch und bedarf nicht Gut, noch Lehn, mir genügt der freie Besitz der Jungfrau," erwiederte der Ritter.

„Sehr stolz," sagte der Herzog vor sich hin.

„Ganz Europa wird staunen ob dieser Gnade," begann jetzt der Graf Romond mit hämischen Lächeln,

„am meisten die Majestät von Frankreich, die solche Großmuth nicht wird fassen können."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Herzog schnell.

„Sollte es nicht männiglich wundern, daß Ew. Hoheit dem Schultheißen von Bern die Tochter zurückgiebt?" erwiederte Romand.

„Dem Nikolaus Scharnachthal!" fuhr der Herzog heftig auf.

„Es ist Elisabeth, seine Tochter, die in Yverdün in Verwahrung ist," sagte der Graf triumphirend.

„Nimmer, nimmer gebe ich sie zurück!" rief der Herzog, faßte seinen eisernen Handschuh, der vor ihm lag, und warf ihn heftig zu Boden. „Fordert, was Ihr wollt, Ritter Halwyl, fordert ungenügsam und ich gebe es Euch, aber dieses Mannes Tochter kehrt nicht zurück in des Vaters Arm. Bern, Bern!" rief er zornig, „Du hast mir vor Neuß den Fehdebrief gesandt, ich bin hier, ihn blutig zurückzugeben. Nikolaus Scharnachthals Tochter in meiner Gewalt! Werft sie in den Thurm!" rief er Chateaugüjon zu, „sie blute für Peter von Hagenbach."

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Die Sonne strahlte so,
Der Tag war eben so,
Die Vöglein sangen so,
Da ging ein Mädchen so
Auf einer Wiese so; —
Ihr blaues Aug' war so,

Ihr Mündchen eben so,
Ihr ganzes Antlitz so.
Ach! rief sie, wie ist's so!
Da kam ein Jüngling so
Entgegen ihr: — »Wie so —
Bist du, sprach er, so so
Wie junge Rosen!« — So
Fand sie dieß Wort, und so
Lacht ihm ihr Mund; gar so
Verging die Zeit, und so,
Küßt sie ihn, er sie so,
Der Jüngling bat dann so
Um ihre Hand, und so
Schloß sich ihr Ehband.

Räthsel.

Schwarz bin ich aus schwarzem und weißem Stoff
Und gelben, und ende mit Roth;
Wer nah mir ins sterbende Angesicht schaut,
Den straf ich mit mancherlei Noth.

Ich verscheide mit gellendem, wildem Geschrei,
Dann lieben mich Viele so sehr!
Doch wenn ich verschwänd' aus ihrer Welt,
Wohl gäb' es der Lebenden mehr.

Zwar sieht man mich meistens sterben so gern,
Doch riechen kann mancher mich nicht;
Und öfters dien ich durch meinen Tod
Dem furchtbarsten Todesgericht.

Daß ich von dreyerlei Stoff bin erzeugt,
Ehrfuhrst vielleicht Du noch nie;
Und doch, wenn du mich nicht erfunden hast,
Verzweifl' ich an deinem Genie.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 21tes Stück.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

Da trat Halwyl vor ihn; nicht Zorn, nicht Trotz lag in seinem Gesichte, nur der feste Blick des Muthes traf den Herzog. „Hoheit," sprach er, „ich muß Euch an Euer Wort erinnern." Der Herzog warf einen wilden Blick auf ihn, er fuhr ruhig fort: „Fürstenwort ist ein heiliges Wort, Fürstenehre ein makelloser Schild; übergebt mir die Jungfrau, wie Ihr mir verheißen."

„Ritter!" rief der Herzog, kaum seines Zornes Herr. „Noch einmal gelobe ich Euch, Alles, was Ihr fordert, zu gewähren. Nur noch für kurze Augenblicke ist meine Langmuth, meine Gnade für Euch."

„Ich bedarf Eurer Gnade nicht," erwiderte mit gelassenem Muthe der Ritter. „Ich halte fest auf Euer Wort, und erwarte vertrauungsvoll, daß mein gnädiger Herr gerecht ist gegen mich und gegen sich selbst. Kein Ritter giebt seine Dame hin für Gold. Hier liegt mein Schwert zu Euren Füßen!" rief er erglüht, es vor dem Herzoge niederlegend. „Mein Leben steht in Eurer Macht, doch Euer fürstlich Wort nehme ich mit in den Tod." — Ernst blickte er dem Herzoge ins zornige Au-

ge, der vor Wuth erbleichend vor dem Kühnen stand; ein jeder glaubte den Augenblick zu sehen, wo sein Zorn zur That übergehen würde. Aber plötzlich überflog eine flammende Röthe sein Gesicht, hoch hob sich seine Brust, würdevoller als je trat er einige Schritte dem Ritter entgegen, und sprach: „Nehmt Euer Schwert auf, führt es fortan für mich als tapfrer Mann. Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen. Die Dirne ist Euer."

Da beugte sich unwillkührlich des Ritters Knie, doch schnell erhob er sich. „Gnädiger Herr, ich danke Euch;" sagte er bewegt, „nie vergesse ich diese Stunde."

„Uebergebt ihm die Jungfrau, Graf von Romond," sprach jetzt der Herzog besänftigt. Eine Verneigung seines Hauptes befahl beiden, sich zu entfernen, nur Chateaugüjon blieb.

„Hoheit," sagte dieser, sich dem Herzoge nahend, der mit langsamen Schritten auf- und niederging, „Ihr wißt, wie treu mein Herz an Euch hängt, wie ich Euch liebe, erlaubt mir meine Freude laut werden zu lassen, daß Ihr Euch selbst besiegt habt."

„Weißt Du, Ludwig," erwiederte der Herzog des Grafen herzlichen Worten. „Weißt Du, was mich bestimmte?"

Chateaugüjon schwieg.

„Ich wollte vor ihm noch größer stehen, als er vor mir stand." — Diese Schweizer sind Männer," fuhr er fort. „Folgen sie erst meinem Banner, dann wehe dir Frankreich, von der Nordsee bis über die Alpen strekken sich meine Arme, und mein Fuß zertritt dich und deinen argstlistigen König."

„Auch ohne daß Ihr sie mit Krieg überzieht, wären sie Euren Fahnen gefolgt," meinte der Graf.

„Du irrst. — Mir zur Seite mag ich den Diesbach, Scharnachthal, den Bubenberg, den Schwyzer Reding nicht; die stolzen Patrizier meinen, der Fürsten Vormünder zu seyn. Meinem Lehensruf müssen sie folgen, zum Hochverräther muß das französische Gold jeden stempeln, der es annimmt, Knechte müssen sie seyn, und so meine Schlachten schlagen.“

„Das werden sie nimmer, Herr,“ erwiederte muthig Chateaugüjon. „Zu Tausenden erschlagen, könnt Ihr sie auf dem Schlachtfelde liegen sehen, nicht einen in Ketten.“

Der Herzog lächelte höhnisch und zog die Augenbraunen finster zusammen, ein Zeichen des nahenden Sturmes, als Campobasso hereintrat. „Hoheit, berichtete er, „in der Begleitung des Ritter Etanges zieht ein Schweizerknabe, die Laute im Arme, durch das Lager. Ich habe ihn hieher bringen lassen, da er mir verdächtig schien, vielleicht auch Ew. Hoheit Gefallen am Gesange findet.“

„Laßt ihn ein,“ befahl der Herzog.

Etanges und Walter traten ein. „Tritt näher, Knabe!“ rief ihm Karl entgegen. Der Jüngling trat kühn, aber bescheiden vor ihn, neigte sich mit Anstand, und blickte mit seinem klaren blauen Auge den Herzog freundlich an.

„Das ist kein Kundschafter,“ sagte dieser leise zu Campobasso, „aus dieses Knabens offenem Auge strahlt kein Falsch. Wer bist Du?“

„Ein Sänger von Uri,“ erwiederte Walter.

„Und hier in meinem Lager? Was verweilst Du hier und spähst umher; weißt Du, was Dich erwartet, kecker Bursche?“

„Ein goldnes Kettlein für ein Alplied, antwortete mit freundlichem Lächeln Walter.

„Das Kettlein möchte wohl nicht von Gold seyn," spottete der Herzog.

„Mit Gold nur lohnt der Herzog von Burgund dem Sänger," sprach der Schweizer zuversichtlich.

„Kennst Du mich denn?" fragte der Herzog.

„Wer sollte Euch nicht kennen! Seid Ihr doch der Stolz Burgunds, sein kühner Herzog."

„Und Du wagst, mit ihm zu scherzen?"

„Des Sängers Wort, Herr Herzog," erwiederte der Jüngling, dem Sessel des Fürsten näher tretend, „umgaukelt stets der Scherz, er kleidet den Ernst in der Anmuth freundliches Gewand."

„Du bist ein muntrer Bursche!" rief der Herzog lachend: „Du gefällst mir, bleib bei uns, und ist der Krieg beendet, so folge mir nach Arras, dort wirst Du bei den Frauen bald in Gunst stehen."

„Nein, gnädiger Herr," bat Walter, die Arme wie zur Bitte über seine Brust kreuzend. „In hohen Mauern, in der Paläste Marmorsälen tönt das Lied so herzlich nicht, als in dem Dome der herrlichen Natur. Hier hallt von Fels zu Fels, von Thal zu Thal es wieder, und zu den sanften Tönen meines Liedes begleitet mich des Alphorns Wehmuthslaut. Laßt mich zurückkehren zu meinen Bergen, der Schweizer taugt nicht an Eurem Hofe."

„Wer lehrte Dich die Kunst," unterbrach ihn mit seltener Milde der Herzog, „wer lehrte Dich, muthig dem Willen des mächtigen Karl von Burgund mit so viel Anmuth zu widerstreben„?

„Die freie Luft auf meinen freien Bergen, der muntre Vogel, der sich auf die königliche Eiche, wie auf den niedern Strauch, dem lieben Gott sein Liedchen singend senkt, der schlichte Sinn meiner Brüder und das Gefühl des Menschenwerthes, das lehrte mich, daß der

Sänger, der das Herrlichste im Busen trägt, nie, selbst vor eines Thrones Glanz, nicht erbeben muß."

Da unterbrach des Schweizerjünglings Rede die Meldung, daß an der äußersten Wache des Lagers Abgeordnete der Eidgenossen hielten, die Einlaß bäten.

„Sonderbar," murmelte der Herzog für sich. „So nahe dem Tage der Schlacht, was wollen diese trotzigen Männer? Hat sich ihr stolzer Muth gebeugt, und zittern sie vor meiner Macht?" Er versank nach diesen abgebrochenen Reden in Nachdenken. — „Führt sie im Lager überall umher, und dann zu mir!" rief er endlich, und in seinem Antlitze glühte lebhafte Freude.

Erlaubt Ihr, gnädiger Herr, daß ich mich jetzt entfernen kann?" bat Walter schüchtern.

„Geh, wohin Du willst, zieh' durch's Lager, kehre heim, wie Dich's gelüstet — und suchst Du mich in Arras auf, sollst Du einen gnädigen Herrn an mir finden. Reich ihm ein Geschenk," befahl er seinem Seckelmeister. — Walter verbeugte sich und ging.

7.

Das Zelt des Herzogs wurde nun zum Empfange der Abgeordneten auf das prachtvollste ausgeschmückt. Was der Luxus damaliger Zeit nur in Pallästen auszubreiten vermochte, glänzte in seinem weiten Raume. Der Vorhang ward aufgezogen, hinter welchem der goldne Stuhl sich befand, auf dem der Herzog die Gesandten, selbst die seiner Lehnsherrn, des Königs von Frankreich und des deutschen Kaisers, sitzend empfing. Ein Himmel von carmoisin Sammt mit der schönsten goldnen Stickerei wölbte sich über ihm, die herrlichsten venezianischen Spiegel schmückten die Wände, die Pracht war mehr als königlich. Zur Rechten und Linken stellten sich die Heerführer und Hofleute, heute auf des Herzogs aus-

drücklichen Befehl vom Kopf bis zum Fuße geharnischt, nur die Diener waren in ihren von Gold strotzenden Livreen, das burgundische Kreuz auf der Brust. Die schottische Leibwache des Herzogs umgab das Zelt und bewachte den Eingang; die Reiterei der Leibwache auf ihren hohen friesischen Rossen bildete eine Reihe, durch welche die Abgeordneten ziehen mußten, ehe sie bis ans Zelt gelangten, von welchem hoch in der Luft die Hauptfahne Burgunds wehte.

Desto einfacher war der Aufzug der schweizerischen Abgeordneten, welche vor dem Lager hielten. Sämmtliche Bünde hatten Männer nach Bern gesendet, um über ihre Angelegenheiten sich zu berathen. Nach manchem Wiederspruche von Seiten Berns, denn nur dies hatte dabei zu verlieren, wurde endlich beschlossen, noch einmal, selbst unter nachtheiligen Bedingungen, einen Versuch zum Frieden zu wagen. Hierzu waren vier Männer bestimmt; von Bern der Schultheiß von Scharnachthal und Hanns von Halwyl, von Zürch der riesenhafte Hanns Waldmann, und von der Schwyz der Landamman Rudolph Reding. Als sie das Lager betraten, wo ihr kriegskundiger Blick überall umherschaute — denn der Herzog hatte befohlen, ihnen Alles zu zeigen, sie überall hinzuführen — hatten sich auf ihrem Wege, wohl auf Befehl, vielleicht auch aus Neugierde, die Haufen der Krieger gestellt; italische Truppen und die von Savoyen in bunten, gar köstlichen Wämsern, burgundische Reiter in blanker Rüstung, niederländisches Fußvolk in seinen weiten Pluderhosen von Brügger Tuch, selbst die hohen Friesen mit den langen Roßschweifen auf ihren Pickelhauben, standen in dichten Reihen, neugierig die Schweizer Abgeordneten zu sehen. Scharnachthal und Halmyl waren Greise, aber noch kräftig und würdevoll, Reding von Schwyz eine männliche Kriegsgestalt, Wald-

mann von Zürch, das wahre Bild schweizerischer Kraft. „Dies sind also die Männer," raunten die Krieger sich einander zu, „vor denen wir in der Ferne erbebten. Wäre nicht der große riesenhafte Mann unter ihnen, bei Gott ein Friese nähm sie alle auf sich." — „Ihr Lassen, unterbrach sie ein alter Burgundier, der unter des Dauphins Heere in der Schlacht bei St. Jacob an der Birs gefochten hatte, „stellt Euch nur erst ihnen gegenüber, und seht, was das für Männer sind. Ich sah sie in dem Siechhause kämpfen, bis die Mauer stürzte, und Haus und Kapelle in Flammen aufging. Die 1500 alle blieben auf dem Schlachtfelde, aber von den Unsrigen wohl an 10,000."

Staunend sahen nach dieser Erzählung die Niederländer den Abgeordneten nach, die freundlich grüßend, doch mit edlem Anstande, durch ihre Reihen schritten. Erst nach einer Stunde kamen sie bei dem Zelte des Herzogs an. Lange mußten sie, von den schottischen Trabanten begafft, vor den Zelten stehn; hier hatten sie Zeit, die muthigen Streitrosse der Friesen zu bewundern, deren wüthender Kraft sie vielleicht morgen schon widerstehen sollten. Sie sahen den Prunk des Lagers, der vor ihnen ausgebreitet war, sahen die Pracht der Zelte, die, wie die Sterne den Vollmond, das herzogliche umgaben, und laut seufzte Reding, der einfache treuherzige Schweizer. „Gebe uns Gott Sieg," sagte er ernst, „nur nicht diesen Reichthum in unsre Hände, daß nicht Schweizersitte stirbt mit dieser Pracht."

„Welch ein sonderbarer Wunsch," unterbrach ihn Waldmann, der Zürcher. „Von Beute lebt der Kriegsmann, und könnte dieser Ueberfluß wohl Schweizer Armuth aufhelfen."

„Wie Ihr meint," erwiederte Reding. „Mit diesem Golde und Purpur trügen wir unsrer Väter einfache

Sitten zu Grabe, und mit ihnen — doch warum diese traurige Ahnung aussprechen; wir bedürfen jetzt des Muthes und der Festigkeit, und dort sehe ich schon die Schranzen nahen, die uns einführen sollen. Gott gebe uns Weisheit und Ruhe, und der Fehde ein heilsames Ende.

Der Graf von Croix trat höflich auf sie zu und sagte: „Ihr werthen Herren Abgeordnete schweizerischer Eidgenossen, so fern Euer Begehr, meinen Herrn, den Herzog Karl von Burgund, zu sprechen, in friedlich demüthiger Absicht geschah, habe ich den Befehl, Euch einzuführen; kommt ihr aber in gleicher Absicht, wie in das Lager zu Neuß, wollt Ihr den Zorn meines Herrn durch trotzige Rede noch mehr reizen, so kehrt um, es bedarf nicht seines Zornes noch mehr, Euch zu zermalmen.“

„Herr,“ erwiederte Halwyl, „so fein und wohlbedacht der Anfang Eurer Rede war, so unfreundlich war das Ende. Nur in friedlicher Absicht können wir in Euer Lager kommen, denn einmal dem Feinde im Auge, spricht der Schweizer das Feindliche nur mit dem Schwerte und der That aus, deshalb ersuchen wir Euch, uns einzuführen.“

Der Graf winkte, die Vorhänge rauschten auf, und die Abgeordneten traten in den Vorsaal des Zeltes, wo es von Dienern aller Art, von schottischen Bogenschützen und wallonischen Hellebardierern wimmelte. Der Graf von Croix verließ sie hier auf einen Augenblick, kehrte jedoch bald wieder zurück. Die goldgewirkten Vorhänge, welche das Innere des Zeltes verbargen, hoben sich, und dem Auge der Eidgenossen stellte sich ein imposantes Schauspiel dar, wohl geeignet, weniger freie Männer durch seinen Glanz zu blenden.

Unter dem Thronhimmel, auf goldnem Stuhle, saß der Herzog, in einfacher Rüstung von Stahl, den Für-

stenhut auf dem Haupte, um und neben ihm Heerführer und Hauptleute, gerüstet wie zum Kampfe, in schweigender Erwartung. Die vier Männer der Schweiz, von dem sie umgebenden Glanze geblendet, traten mit festem Muth vor den Herzog, und neigten sich ehrerbietig vor ihm, der, ohne sein Haupt zu entblößen, nur mit einer geringen Neigung desselben dankte.

Halwyl, als der älteste unter ihnen, trat vor. „Herr Herzog, gnädiger Herr von Burgund!“ begann er mit fester Stimme. „Wir Abgeordnete schweizerischer Eidgenossenschaft stehen vor Euch, den Frieden Euch zu bieten.“

„Ihr bietet mir den Frieden!“ rief der Herzog zornig.

„Wir bieten ihn,“ fuhr Halwyl fort, „weil es das Beste ist, was wir zu geben wissen. Wir bieten Euch Frieden, Freundschaft und ein treues Bündniß.“

Der Herzog hatte während dieser Rede seine Empfindlichkeit und seinen Zorn zu mäßigen gesucht. „Ihr sprecht ja im Lager vor Granson aus einem andern Tone, als damals vor Neuß. Fühlt Ihr jetzt meine Macht, erkennt Ihr, welch ein Herr ein Herzog von Burgund ist?“

„Wir kannten schon längst Eure Macht,“ nahm jetzt Reding das Wort, „und hätten stets lieber den mächtigen Herrn von Burgund zum Freunde als zum Feinde gehabt.“

„Dies lag in Eurer Hand,“ sprach der Herzog stolz. „Mehr Demuth, weniger Trotz, gleiche Gesinnung mit mir gegen Frankreichs König, und ich stünde nicht feindlich hier auf Eurer Mark. Doch die von Bern sind Schuld an Allem, sie allein sind Schuld.“

„Bern handelte nach Recht, und auch, will's Gott, mit Weisheit,“ unterbrach rasch vortretend Scharnachthal den Herzog.

„Vor solcher Weisheit mag Euch Gott ferner bewahren,“ sagte dieser, „und was bietet Ihr für den Frieden?“ wandte er sich fragend an Halwyl.

„Wir geben das Eroberte zurück, vergleichen uns mit Savoyen und Oranien, bieten Euch den Bund der Freundschaft, und mit ihm sechstausend Mann als Bundesheer zu jedem Kriege, selbst gegen Frankreich, an; doch gleiche Zahl stellt Ihr auch uns.“

„Der Herzog lächelte.“ „Ihr seyd sehr treu der ew'gen Richtung, die Ihr zu unserm Verderben beschworen, sehr treu dem großen Könige, dem von Plessis Latour, der mit seinem Golde Bern und so Euch regiert. Doch ihn zu bekriegen, wenn es mich gelüsten sollte, bedarf ich Eurer nicht. Wer so, wie ich, das unbesiegte Schwert in der Hand hält, wer an der Spitze eines Heeres steht, wie das meine, wer Gent den Fuß auf den Nacken stellte, Lüttich zerstörte, der ruft nur seine Vasallen auf, ihm zum Heereszuge zu folgen, nicht seine Verbündeten. Ich stehe zu hoch für Eure Freundschaft, meiner Thaten Glanz beschämt den Norden, wie den Süden, und fest ruh' ich auf längst erworbenem Ruhme.“

„Herr Herzog,“ sagte Waldmann mit Kühnheit, „seid nicht so stolz auf Eurer Thaten Glanz; die Zeit raubt Euch die welken Lorbeerblätter, Ihr sinkt mit ihnen in den Strom der Zeit. Wie Wellen in des Meeres weitem Becken, wie falbe Blätter in der Eiche Wipfel, vergehen die Völker, wenn des Schicksals Schwingen rauschen. Der Welle folgen andere, neue Blätter entkeimen, wo die welken niedersanken, und neue Thaten schlingen die vergangenen in ihren nimmersatten

Schlund. Ihr seyd ein Mensch, Herr Herzog, seyd dem Schicksal unterthan."

„Ich stehe über dem Geschicke, so lange ich bin!" rief Karl von Burgund aufspringend.

„So lange Gott will," sagte Halwyl. „Doch, gnädiger Herr, habt die Güte, Eure Meinung, Euren Willen uns wissen zu lassen; wo schon die Schlacht so nah, da ist eine ruhige Ueberlegung an der Zeit." — Der Herzog nahm seinen Platz wieder ein. „Fahrt fort," sagte er nun gelassen, „fahrt fort." — „So bedenkt, mein gnädiger Herr, in unserm stillen Lande ist nichts, was Euch gelüsten könnte. Rauh ist die Luft, der Boden nicht dankbar, selbst einen Lorbeerzweig, ihn in Euren Kranz zu flechten, fändet Ihr hier nicht. Auf unsern Alpen grünt nur die hohe Fichte, und streckt ihr zackig Haupt in die Wolken. Nicht Gold, nicht edle Steine, nur Eisen, Waffen und ein fester Sinn, fest wie die eisbedeckten Berge unsres Landes, sind des Schweizers treubewährtes Eigenthum. Auch hofft nicht, mein gnädiger Herr," fuhr er fort, und des Greises Stimme erhob sich, als er dem Herzoge näher trat. „Auch hofft nicht, an uns ein leinksames Volk zu finden, das willig seines Herrn Lehnsruf folgt, und als Knechte Eure Schlachten kämpft. Wer unter uns ein Schwert zu führen vermag, wer den Kolben schwingen, die Armbrust spannen kann, der führt, der schwingt, der spannt die Wehr nur für die Freiheit seines Vaterlandes; ihr Grab ist auch das unsre. — Darum, gnädiger Herr," fuhr er nach einer Pause fort, in welcher der Herzog nicht ohne Theilnahme auf den ehrwürdigen Alten geblickt hatte, „zieht heim in Frieden; was wir bieten können, geben wir willig dem Fürsten, der mit uns, den freien Männern, verbunden ist."

„Ihr seyd ein Edler," sagte jetzt der Herzog, „wa-ret einst Vasall des deutschen Kaisers, seinem Lehensrufe nur sind Eure Ahnen gefolgt, jetzt ruft der Voigt des schutzverwandten Berns, Halwyl folgt der Krämer Herren Ruf, und mit dem Bauer tritt er in die Reihe. Weht erst das Kreuz Burgunds auf Euren Bergen, soll Eurer Ahnen Recht Euch wieder werden."

„Nein, gnädiger Herr, dies Recht verlang' ich nicht," erwiederte Halwyl bescheiden, aber fest. „Im Kampfe für Freiheit da ist der Tapfre stets ein Edler; das Vaterland hat an seinem Busen Alle gleich genährt, und Mutter Erde nimmt Alle als Kinder wieder auf in ihren Schoos. Des Sennen breites Schwert schlägt wohl so tiefe Wunden als das Schwert des Ritters." Der Herzog schwieg.

„Herr Herzog, sollen wir ohne Antwort von dannen gehen?" fragte Reding. „Wollt Ihr nicht Friede, wollt Ihr Krieg, so sprecht es aus."

„Den Frieden gebe ich Euch," sagte der Herzog, sich erhebend, „wenn Ihr Savoyen und Oranien wiedergebt, was Ihr ihnen seit fünfzig Jahren genommen, mir huldigt als Eurem Lehnsherrn, Eure Waffen mir überliefert, und 10,000 der Euren zu jedem Kriege mir stellt."

Da trat der Schultheiß von Bern trotzig hervor, sein Auge glühte, sein Arm, den er dem Herzoge entgegenstreckte, bebte, nicht vor Furcht, vor Grimm. „Wir bieten Euch, Karl, Herzog von Burgund!" so rief er mit Donnerstimme; „wir bieten Euch das Land der Schweiz — zur Flucht; das Schwert der freien Männer — Eurem Haupt; die Hellebarde — Eurer Brust. — Dies ist, Herr Herzog, Alles, was wir geben wollen." — Er trat zurück.

Diese Rede erweckte ein lautes Murmeln in den Umgebungen des Herzogs, nur dieser, sonst wohl durch Kleinigkeiten leicht aufgereizt, behielt doch fast immer, wenn ihn etwas mächtig ergriff, den nöthigen Gleichmuth. Er sah lächelnd, fast höhnisch, auf die Abgeordneten, und erst nach einer Pause sprach er: „Morgen oder übermorgen, wenn es Euch beliebt, wird Euch die Antwort werden, gehabt Euch wohl, bis wir uns auf dem Schlachtfelde treffen.“ Er winkte, daß man sie abführen sollte, doch als die Abgeordneten sich empfahlen, und fast schon die Mitte des Zeltes überschritten hatten, rief er den Ritter Etanges, und befahl ihm, die Schweizer durch das ganze Lager zu führen, ihnen Alles zu zeigen, sie köstlich zu bewirthen, und dann nach Hause zu geleiten. Etanges trat mit ihnen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tempel.

Nach einem Tempel such' ich immer, immer,
  Nach einem fernen, heil'gen, großen, alten,
  Sie wollen mich im engen Hause halten,
  Ich bin ein Gast, ich rast' und ruhe nimmer.

An hoher Felsenwände grauem Glimm
  Steigt er hinan auf mächtigen Basalten,
  Sinkt er herab mit vollen Purpurfalten,
  Und aus den Säulen quillt ein Morgenschimmer.

Er steht verhüllt in tiefen Tales Hainen,
  Ihm senden ew'ge Berge ihre Quellen,
  Und Feuer dringen aus des Abgrunds Kerben.

Auf dieses Tempels Stufen will ich sterben,
  Mit diesen Felsen, Bäumen, Flammen, Wellen,
  Soll sich mein Geist im Tempelhain vereinen.

Mancherlei.

Ein Glücksritter, der viele Schulden, kein Geld, aber großen Appetit hatte, rief einst aus:

Lieber Himmel, schaffe mir Credit,
Oder nimm mir meinen Appetit.

Ein Klügling fing in einer Gesellschaft von der Seelenwanderung sehr unbescheiden zu sprechen an. Er meinte einen gar witzigen Scherz vorzubringen, indem er sagte, er erinnere sich wirklich, das goldene Kalb gewesen zu seyn. Eine kluge Dame erlaubte sich darauf, dem Klüglinge zu sagen: »Sie haben nichts verloren mein Herr, als die Vergoldung.«

Ein Aufschneider erzählte in Gegenwart des Herrn von C., eines tapfern und gedienten Offiziers, daß er eine ermattete Kanonenkugel mit den Füßen aufgehalten, in die Höhe gehoben und den Umstehenden gezeigt habe. »O daß ist noch nichts, rief Herr von C., mir flog eine Kartätschenkugel in den Mund, die ganze Kompagnie rief: o der arme C. ist todt! Aber nichts weniger: ich spie die Kugel aus, und reinigte mir den Mund mit einem Schlucke guten Weins, den ich auf das Wohl meiner Kompagnie trank.«

Eine Dame von Stande brauchte eine Kammerfrau; es fand sich eine ein, welche gern die Stelle zu haben wünschte. Die Dame stellte mancherlei Prüfungen mit ihr an:

Dame. Sie können doch auch frisiren?

Kammerfrau. Ja, gnädige Frau, und dieß sehr schnell; in einer halber Stunde bin ich fertig.

Dame (erstaunt). In einer halben Stunde? Wo denken Sie hin? Was soll ich denn mit dem übrigen Vormittag anfangen?

Ein Landmann verklagte einen andern, daß er ihm seine Schaufel gestohlen habe. »Wie könnt ihr das beweisen?« fragte der Richter. »Durch das Zeugniß eines Mannes, war die Antwort, der es gesehen hat.« — »Und was könnt ihr darauf erwiedern?« fragte der Richter den andern. — »Ich kann zwanzig Zeugen aufstellen, die es nicht gesehen haben,« antwortete der Verklagte. »Ja so, erwiederte der scharfsinnige Richter; zwanzig gelten mehr als einer; ihr seyd frei.«

Ein junger Einfaltspinsel von einem Lord, der bei einer gewissen Gelegenheit seinen Bedienten vermißte, rief darüber höchst aufgebracht aus: »Wo ist aber mein Schaafskopf?« — »Zwischen ihren Schultern, Mylord;« bedeutete ihm eine schalkhafte Lady.

In einer Rathsstube wurde einst über die Form eines hölzernen Esels, der für Verbrecher gemacht werden sollte, um darauf vor dem Rathhause zu reiten, heftig gestritten. Endlich sprang der Bürgermeister auf und sagte unwillig: »Ei, was da? Ihr sollt den Esel nach meinem Kopfe machen, und damit Punktum.«

Ein Nachbar fragte den Andern, wie es seit der Erkrankung seiner Gattin in seinem Hause stehe? »Ach, nicht gut! Mein Weib fürchtet, es müsse sterben, und mir ist bange, es möchte fortleben; daher ein beiderseitiger Unmuth.«

Vater und Tochter.

Vater. Mein Töchterchen, du weißt, Salomo sagt: wenn dich die Bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

Tochter. Aber, Papa, was muß ich denn thun, wenn mich die guten Buben locken?

Logogryph.

Traue mir nicht auf der Fahrt des Lebens,
Und entflieh meiner Stimme Klang,
Denn du widerstehest mir vergebens,
Erst bezaubr' ich dich durch den Gesang,
Dann, wenn gefolget du mir,
Raub' ich das Leben dir.
Einst waren meine Schwester und ich
Nur am Aetna im Meer fürchterlich,
Jetzt aber hat auch zu Land
Mancher zu spät uns erkannt,
Und wenn unser Gesang
Auf dem Theater erklang,
Lockten wir Manchen, der Lieb' wollt' erwerben,
Wie einst Jene, in Noth und Verderben.

Räthsel.

Was dieses Räthsel sagt, sah ich zum ersten Mahle
Im kerzenerleuchteten Saale,
Da dacht' ich mir: dieß sey das Deine,
Wenn's dieß nicht ist, so sey es Keine!
Der Name, den es trug, er war mir nicht bekannt,
Deswegen hab' ich's auch
Nach der Verliebten Brauch
Nur so, wie dieses Räthsel sagt, benannt,
Doch war
Es sonderbar,
Die Weiber all nach Sprachgebrauch,
Und meine alte Base,
So gut wie meine Nase,
Und meine Brust und meine Hand
Die hab' ich ebenso genannt.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 22tes Stück.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

8.

In einer Thalschlucht stand unter einem einsamen Baume, unfern der friesischen Reiterei, das Zelt Rudolphs vonn Halwyl; zu keinem Kriegshaufen gehörend, hatte er sich dies einsame Plätzchen gewählt. Hier wartete er auf den Grafen Romond, der mit nach Yverdün reiten, und ihm dort Elisabeth Scharnachthal übergeben sollte. Ungeduldig schritt er auf dem Platze vor seinem Zelte auf und ab, wo sein Diener schon lange die Pferde bereit hielt. Der Graf hatte bei der Audienz der Schweizer gegenwärtig seyn müssen, und kümmerte sich auch wenig, ob Halwyl auf ihn warte oder nicht. Dieser ward indeß von so manchen widerstreitenden Empfindungen gequält; Elisabeth zu sehen, die Geliebte wieder zu sehen, dieser Gedanke beglückte ihn, doch was konnte sie ihm jetzt, was er der Schweizerjungfrau seyn? Dunkle Ahnungen, Wünsche, Furcht und Hoffen, Alles stürmte auf sein aufgeregtes Gemüth ein. Da hörte er Tritte; er wähnte, Romond sey es, und er sah Etanges,

mit den Schweizer Abgeordneten in ein ernstes Gespräch vertieft, sich nahen.

Halwyl sah wohl, daß die sich Nahenden Eidgenossen waren, in der ersten Ueberraschung jedoch erkannte er sie nicht. Mit Blitzesschnelle durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke das drückende Gefühl der Scham; gern hätte er sich entfernt, es war unmöglich, sie waren schon auf dem Platze. Da faßte er Muth, trat ihnen entgegen, und wie er sein gesenktes Auge hob, traf sein Blick den Vater, der unbeweglich ihn anstarrte.

Auf den Gesichtern der Eidgenossen drückten sich bei diesem unglücklichen Zusammentreffen gar verschiedene Empfindungen aus, denn alle hatten sie ihn gekannt und geehrt. Schmerz und Gram überzog des Vaters Antlitz, Haß und hämische Freude leuchteten aus Scharnachthals finsteren Mienen, heftiger Zorn zuckte um Waldmanns Lippen, nur Reding schaute mitleidsvoll auf den Jüngling, der bei Scharnachthals feindlichem Anblicke sich selbst wiedergegeben war.

„Vater," sagte er, sich vor der ehrwürdigen Gestalt des Greises beugend; „daß Ihr aus Palästina zurückgekehrt seyd, ahnete ich nicht, daß ich Euch hier finde, schmerzt mich. Daß ich den Schultheißen von Bern hier sehe, freut mich, am Schlachttage könnten wir uns wohl treffen. Euch, Waldmann, habe ich nichts zu sagen, Ihr seyd meinem Herzen fremd; Ihr aber, edler Reding, der allein mich zu verstehen scheint, seyd mir willkommen!"

„Ich erwiederte es gern," sprach Reding ohne Bitterkeit, „nur im burgundischen Lager kann ich es nicht. Doch kehrt Ihr mit uns zurück, junger Mann, so will ich Euch an mein Herz drücken als wärt Ihr mein verlorener Sohn, und nimmt Euch Bern nicht auf in seinen Reihen, so kommt zu denen von Schwyz, und ne-

den Rudolph Reding soll Euch ein ehrenvoller Platz werden."

„So geht zu den Waldstädten, Junker!" rief hohnlachend Scharnachthal, während der Vater in sich versunken an dem Gespräche keinen Theil zu nehmen schien. „Die Reihen Berns nehmen keinen Geächteten auf!"

Rudoph von Halwyl blickte wüthend nach dem Schultheißen, erwiederte jedoch nichts, er trat zu seinem Vater, ergriff dessen Hand, und sprach mit bewegter Stimme: „Hat Bern auch seinen Krieger von sich gestoßen, und ihm die Rückkehr verschlossen, steht dem Sohne doch das Vaterherz noch offen."

Halwyl erwiederte dem Sohne nichts, doch bat er die Andern, nach kurzem Nachdenken, ihn mit ihm auf einen Augenblick allein zu lassen. Er trat dann mit Rudolph in das Zelt; hier standen beide lange sprachlos sich gegenüber, endlich unterbrach der Greis das Schweigen. „Als Deine Mutter," so begann er, „Dich in der Stunde Deiner Geburt mir entgegen hielt, ich Dich segnend auf den Arm nahm, da bat ich den Himmel, Dich mir zu erhalten, daß Du meine Freude und mein Stolz im Alter würdest. Als ich Dich das Schwert zu führen, die Streitaxt zu schwingen lehrte, beide dereinst männlich für den Bund zu brauchen, ich Dich im ernsten Kampfe, ein kühner Löwe, auf den Feind stürzen sah, und mein Herz vor Freude und Stolz schwoll, als ich nach Palästina zog, für eine menschliche Schwäche zu büßen, und an dem heiligen Grabe für das Heil und den Glanz meines Stammes betete, da wähnte ich nicht, Dich so wieder zu finden, ein Feind des Vaterlandes, ein Fürstenknecht! — All meine Hoffnung, Rudolph, hast Du mir genommen, all mein Glück zertrümmert, meinen unbescholtenen Namen zum Spott der Eidgenossen gemacht, mein makelloses Alter, meine Thatenreichen Jahre

beschimpft. Ein Halwyl steht, ein Feind des Vaterlandes, auf Schweizerboden, meinen Sohn deckt Burgunds Feldbinde. — Du schweigst — macht Scham so stumm? — Daß Du die Jungfrau geraubt," fuhr der Alte fort, „war nicht edel, daß man Dich deshalb ächtete, nach dem Gesetze. Ich hätte den Vertriebenen, wo ich ihn gefunden, an mein Vaterherz gedrückt, und ihm verziehen; — doch hier im Lager von Burgund — bist Du nicht mehr mein Sohn." — Der Greis bebte vor Zorn, der Sohn schwieg. Des Vaters stummer Schmerz hatte ihn tief ergriffen, des Vaters Zorn, sein Hohn, verschloß des Sohnes Herz.

„Kehrst Du mit mir zurück?" rief jetzt der Vater mit Strenge.

„Ich kehre nicht zurück, erwiederte Rudolph.

„Fluchen will ich Dir nicht, Du bist meines Weibes Kind!" rief der Greis mit Wehmuth. „Deiner Thaten Fluch wir Dich ohne dies ereilen. — Aber ruhig will ich dem Tage entgegen sehen, wo ich, das Schwert in der Hand, dem, den ich einst Sohn nannte, feindlich entgegen trete. Leb' wohl! — vergiß mich!"

„Vater!" rief Rudolph zerknirscht, „Vater, scheidet nicht so von mir!"

„Im Lager von Burgund sind wir getrennt. Wen ich verachte, dem kann ich nicht nahen."

Rudolph schwieg — des Vaters Worte hatten ihn erbittert, doch noch einmal ergriff ihn der Anblick des alten Mannes. „Hörtet Ihr den Hohn des Schultheißen von Bern?" rief er. „Darf ich zurückkehren, Vater?"

„Gedenke der Geächteten, die, am Tage von Moorgarten sich sammelnd, fern von ihren Brüdern für die heilige Sache der Freiheit kämpften, und so die Freiheit und das Vaterland sich wieder gewannen!" — Rudolph sah düster vor sich hin. Des Jünglings Brust tobte, des

Vaters Wort, sein Blick drang tief in sein erregtes Gemüth, das Schweizerherz erwachte bei dem Gedanken an die Heldenschlacht der Väter. — Da gedachte er des Wortes, welches er heute dem Herzoge gegeben, er gedachte Scharnachthals Schwur, daß Elisabeth nie die Seine werden solle, das Hohnlächeln des Schultheißen trat vor seine Erinnerung, und die Rache ward Herr aller seiner Empfindungen. „Lebt wohl, mein Vater," sagte er ernst. „Ich kehre nicht zurück, doch werde ich Eurer, meines Stammes nie vergessen."

Noch einmal ruhte des Vaters Blick auf ihm, dann wandte er ihm verächtlich den Rücken und verließ ihn, Rudolph folgte.

Als sie aus dem Zelte traten, sah Rudoplph den Grafen Romond mit seinem Gefolge nahen. Sein Blick fiel auf Scharnachthal, der mit höhnendem Mitleid auf den gebeugten Greis herabsah. „Rache, Rache! rief er dumpf vor sich hin, und als Romond auf ihn zusprengte, warf er sich auf sein Roß. „Schultheiß von Bern, stolzer Scharnachthal!" rief er mit Hohn. „Ich ziehe nach Yverdün zu meinem Liebchen. In meine Gewalt hat der Herzog Eure Tochter gegeben, sie wird mein, ohne Euren Segen, auch ohne Priestersegen, wenn es seyn muß!" Er sprengte mit Romond davon.

Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, stand Scharnachthal, die furchtbaren Worte donnerten noch in seinem Ohr. Während der Unterhandlung mit dem Herzoge hatte der Schultheiß nur an sein Vaterland gedacht, die Tochter vergessen, doch seit er Rudolph von Halwyl gesehen, seit dessen Anblick die Erinnerung an Elisabeth ihn zurückgerufen, war es nur der Gedanke an sie, der ihn beschäftigt. Gern hätte er bei dem Ritter Etanges Erkundigung eingezogen, doch dieser Edle, der wohl absichtlich die Schritte der Eidgenossen hieher gelenkt, hat-

te sich entfernt, das Zusammentreffen des Vaters und Sohnes durch seine Gegenwart nicht zu stören.

„Kommt, meine Freunde," sagte jetzt Hanns Waldmann, Scharnachthals Hand erfassend, „kommt hinweg von diesem Unglücksplatz. Kommt, Ihr kinderlose Väter, dort am Neuenburger See erwarten Euch tausend andere Kinder. Nur die Stimme der allgemeinen Noth laßt in Eurer Brust laut werden, der eigenen verschließt sie."

Unwillkührlich hatte, indem sie den Hügel hinaufstiegen, Scharnachthal Halwyls Hand ergriffen, unbewußt ruhten beider Hände in einander, als hätte die Freundschaft sie zusammengefügt, und doch war es nur der gleiche Schmerz, der sie einander näher brachte. Etanges hatte sich wieder angeschlossen, und so zogen sie schweigend zu einem großen Zelte, wo ein kostbares Mahl bereitet war. Es war jedoch dem Wirthe nicht möglich, seine Gäste zur Freude zu stimmen, mancherlei Sorgen bewegten ihre Brust, und der Ritter war zu bieder gesinnt, um nicht ihren Ernst, ihren Schmerz zu ehren; bald war das Mahl beendet.

Als sie durch das Lager zurückgezogen waren, fiel es Reding auf, daß der Donner des Geschützes vor Granson schwieg, und als nun das Lager hinter ihnen lag, sie nach dem bedrängten Granson hinüber blickten, sahen sie die Fahne Burgunds im Sonnenlichte von dem halbzertrümmerten Thurme flattern. „Auch das noch!" rief Reding. „An Gransons Mauern ist unser Glück nicht gefesselt," erwiederte Waldmann. „Laßt uns durch solche Begebenheiten nicht entmuthigen. Nur in offener Feldschlacht fallen die entscheidenden Würfel, in ihr ruht das verborgene Loos!" — Sie zogen weiter; hätten sie das Schicksal der Ihrigen gewußt, die, auf des Herzogs Wort vertrauend, die Veste übergaben, sie wären, von

Schmerz erschüttert, von Wuth entflammt, zum Heere zurückgekehrt.

Sie fanden die Eidgenossen in der herrlichsten Stimmung. Von allen Seiten waren sie herbeigezogen, und einige Tage vor dem Unglücke von Granson in Bern eingerückt. Mit fliegenden Fahnen und lustigem Spiel, den besonnenen Bürgermeistrr Göldli an ihrer Spitze, zogen die von Zürch, Baden und Thurgau, 2500 an der Zahl, dort ein. Zu ihnen gehörte der riesenhafte Waldmann, der Schweizerheld, der jetzt noch bei den zurückkehrenden Abgesandten war. Ueber 4000 von den alten Eidgenossen im Gebirge folgten nach wenig Stunden. Schon von fern tönte das Landhorn von Unterwalden, und der muthige Stier von Uri. Rudolph Reding mit 1180 Mann Schwyzern zog voran; viel Volk für den kleinen Bund, doch ihre alte Liebe zu Bern war groß. Hanns Tschudi an der Spitze derer von Glarus folgte. Am Mittage zog Ulrich Farnbühler mit denen von St. Gallen, die Schaffhauser mit ihrem Bürgermeister ein. Ueberall waren der Gastfreundschaft die Thore geöffnet; auf allen Straßen und Plätzen, in den hohen gewölbten Kreuzgängen der frommen Klöster, wie unter dem Himmelsdome, lagerten die Krieger, sich mit Speise und Trank erquickend; die Hausfrauen mit ihren Töchtern, selbst die ehrwürdigen Klosterbrüder waren geschäftig, nach Kräften den Bundesgenossen das Beste zu reichen, was Küche und Keller vermochte. Als wäre heute ein festlicher Tag, so wimmelte es auf den Straßen von Bern. Indessen, obgleich der Becher fleißig in die Runde ging, die Berner den Wein nicht kärglich kredenzten, war doch kein rechter Geist der Fröhlichkeit unter den Zechern. Eine dumpfe Stille herrschte trotz der wogenden Menge; und strahlte auch das muthige Vertrauen in dem Blicke der Männer, war doch die wilde Lust ganz von ihnen

gebannt; das Klirren der Becher galt der mahnenden ernsten Stunde, der Händedruck dem Wiedersehen jenseits.

Selbst die Frauen, von dieser Stimmung ergriffen, schienen gefaßt, und preßten gewaltsam die Thränen zurück, welche die sorgenschwere Zukunft hervorrief. Sie wanderten freundlich von einem Gaste zum andern, reichten diesem einen Trunk, jenem das Waizenbrod, so liebreich, als ob sie in jedem den Beschützer des Gatten, des Sohnes, des Bruders erkannten. So erwarteten die Streiter, noch einmal das Leben genießend, den Schall der Glocken, der zum Aufbruche nach Neuburg rief, wohin die Berner vorangezogen waren. Sie tönte, und jubelnd zogen sie ins Feld.

Mit allgemeiner Freude vernahmen die Schweizer des Herzogs stolze Antwort. Seit sie, das Schwert an der Seite, miteinander zum Kampfe ausgezogen, war der ernste Geist der Ueberlegung von ihnen gewichen, und nur der kühne muthige des Vertrauens, der sie bei Moorgarten, Sempach und Laupen zum Siege geführt, hatte sie auch jetzt ergriffen, und freudig erwarteten sie die Morgensonne, die ihnen zur Siegesbahn leuchten sollte.

9.

Während der Herzog das am Morgen gesprochene: „Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen,“ so bald vergessen hatte, ritt der Graf von Romond mit Rudolph von Halwyl nach Yverdün. Beide waren schon seit früherer Zeit Feinde. Der Graf, als Besitzer des Waadlandes, kam zu oft mit Bern in Berührung, als daß nicht der streitlustige Schweizer manche Fehde, manchen Zwist mit den Ehrsüchtigen zu bestehen gehabt hätte, überdies gränzten einige ihrer Besitzungen aneinander. Seit Halwyl bei dem Herzoge war, und besonders seit dem der Heereszuge gegen die

Eidgenossen, war der Graf als entschiedener Gegner der Schweizer aufgetreten, dahingegen Chateaugüjon, ob ihn gleich die Berner durch Wegnahme von Orbe und Granson gereizt hatten, immer den Groll des Herzogs zu mäßigen suchte. Die Stellung Romonds, an der Spitze der savoyischen Truppen, das Ansehen, worin er bei der Herzogin, Ludwig des 11ten Schwester, stand, die Gleichheit der Gesinnungen mit denen des Herzogs, gaben ihm eine der ersten Stellen im Heere und im Rathe. Nur wenn zuweilen des Grafen hochfahrender Sinn zu laut in Gegenwart des Herzogs auftrat, unterließ dieser nicht, ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

Als Romond am Morgen nach der für Elisabeth so verhängnißvollen Nacht die herrliche Jungfrau, seine Gefangene, mit allem weiblichen Liebreiz geschmückt, erblickt hatte, war es nicht mehr die Tochter des gefürchteten Scharnachthal allein, die ihm seine Beute werth machte. Sein zügelloser Sinn, der den Untergang der Schweiz als gewiß glaubte, wähnte das schöne Mädchen als einen Preis des Sieges für sich behalten zu können, und er, der noch vor Monden vor dem zürnenden Schultheißen von Bern gezittert hatte, fürchtete sich nicht, des alten Helden Innerstes schmählich zu verwunden. Deshalb verschwieg er dem Herzoge den Vorfall mit der Jungfrau, denn er konnte überzeugt seyn, daß dieser ihm die Tochter seines bittersten Feindes abfordern würde, und überging die ganze Sache als etwas Unbedeutendes. Des Herzogs Befehl störte ihn jedoch in der Ausführung seines unritterlichen Beginnens, und es schmerzte ihn tief, seinem Feinde, diesem Rudolph Halwyl, der ihm schon so oft kühn gegenüber getreten war, die schöne Beute überlassen zu müssen; indessen, was war zu thun, der Herzog hatte befohlen, es blieb nichts übrig, als zu gehorchen.

Schweigend ritten beide nebeneinander, was hatten sie sich auch zu sagen? Halwyl, von dem Auftritte mit dem Vater erschüttert, dachte jetzt kaum an Elisabeth, immer noch stand der Greis vor ihm, das zürnende Auge auf ihn gerichtet, die grauen Locken zornig schüttelnd. Lebhaft mahnte das Vaterland, die Sehnsucht nach der Heimath war erwacht, er sah das Banner von Bern flattern, sah seine Landsleute, die Freiheitsgesänge anstimmend, sich um dies Heiligthum lagern, den Stier von Uri, dieses Schreckenshorn, hörte er schallen, und unwillkührlich von Kriegslust ergriffen, faßte er die Hand nach dem Schwerte. Jetzt blickte er auf, sah Romond, seines Vaterlandes bittersten Feind, neben sich und der süße Traum war vorüber; nur Elisabeth erhellte noch sein Erwachen, und mit unaussprechlicher Sehnsucht schlug sein Herz ihr entgegen. Nur hier, so dachte er, nur hier kann sie die Deine werden, dort trennt sie des Vaters mächtige, grausame Hand für immer von dir. Da gedachte er der heftigen, drohenden Worte, mit denen er den festen, unbiegsamen Sinn des alten Helden erschüttert hatte, und eine hohe Röthe überflog sein Gesicht. „Nein," murmelte er leise vor sich hin, „nein, Elisabeth, so tief ist dein Rudolph nicht gesunken!"

„Ihr scheint Euch schon jetzt mit Eurer Verlobten zu unterhalten," unterbrach Romond höhnisch das Schweigen. „Spart Eure Worte, Herr Ritter, den wir sind nicht fern mehr von Yverdün, wohin Euch mein Stallmeister begleiten wird, dann habt Ihr Zeit genug zu kosen; er hat gemessene Befehle. Ich verlasse Euch hier, jene Schaar zu mustern, sie war der Zweck meines Rittes, nicht Ihr, denn Euch eine Dirne zu übergeben, ziemt eher meinem Diener als mir."

„Und wenn ich nun des Herzogs Wort pünktlich befolgt wissen wollte, wenn ich Elisabeth Scharnachthal

nur aus Euren Händen übernähme?“ fragte Halwyl im ernsten Tone.

„So würdet Ihr ohne Liebchen ins Lager zurückkehren müssen,“ meinte der Graf spöttelnd.

„Nein, das würde ich nicht!“ rief der Ritter. „Zitternd vor des Herzogs Zorn würdet Ihr mir nach Yverdün folgen, Graf. Doch reitet, wohin es Euch beliebt, Euer wackrer Stallmeister ist mir ein ehrenwerther Mann, in dessen Gesellschaft es mir so wohl ist, als in der Euren; kommt Castinez!“ Er gab seinem Pferde die Sporen, und jagte nach Yverdün zu.

Je mehr er der Stadt sich nahte, desto lauter klopfte ihm das Herz. Er fühlte es wohl, daß ein feindlicher Dämon zwischen ihn und Elisabeth getreten sey, daß es nicht mehr war, wie in den seligen Tagen auf dem Schlosse am See; er fühlte, daß seine Entführung und Elisabeths Weigern ihre Herzen entfernt, aber nicht getrennt habe; und als er durch das Thor in die ganz zerstörte Stadt einritt, wo nur einzelne Häuser den Flammen getrotzt hatten, sagte ihm der alte Stallmeister ganz gleichgültig: „Dort in jenem einzeln stehenden Hause wird sie verwahrt.“ Da klopfte das Herz des wilden Mannes stürmisch; seinem Rosse die Sporn gebend, sprengte er nach dem Hause hin, sprang ab, und eilte so schnell hinauf, daß Castinez ihm nicht zu folgen vermochte.

„Hier ist jedem der Einlaß verboten!“ rief dem Stürmenden die rauhe Stimme eines savoyischen Fußknechtes entgegen, der, die Hellebarde vorhaltend, ihn zurückwies.

„Zurück!“ donnerte Rudolph; der Savoyard stand unbeweglich, die Spitze der Hellebarde nach des Ritters Brust gerichtet, der schon im Begriff war, sein Schwert zu ziehen, als Castinez herbeieilte. „Giacomo!“ rief

er dem Unerschütterlichen zu, „laß den Ritter ein, und geh' in Dein Quartier zurück, Du bist hier nichts mehr nütze.“ Brummend senkte der alte Kriegsmann seine Wehr, es schien ihn zu ärgern, daß er mit dem Ritter nicht anbinden durfte, der jetzt die Thür aufriß und zu Elisabeth stürzte.

Sie hatte schon seine Stimme vernommen, bebend war sie aufgesprungen und eilte ihm entgegen. „Gelobt sey Gott!“ rief sie; doch Halwyl im Rausche des Entzückens, im Taumel der Leidenschaft umfaßte sie stürmisch und drückte sie an sein Herz.

„Laßt mich, Rudolph! rief die Geängstete. „Ehrt mich, wie ich es verdiene, ehrt Euch.“ Sie wand sich aus seinen Armen, und trat im Kampfe ihrer Gefühle an das Fenster. „Nehmt Euch der Verlassenen an,“ fuhr sie fort, „und sendet mich nach Bern zurück. — Blickt nicht so auf mich, Rudolph,“ bat sie jetzt, da er mit wild rollendem Auge vor sie trat. „Ich kenne Euer Herz, dies treue edle Herz, wenn die zügellose Leidenschaft es nicht ergriff; ich kenne, ich fürchte aber auch diese, die Euch zum Sklaven des Augenblicks macht. Überwindet sie und den finstern Geist, der zuweilen in Euch stürmt. Schickt mich nach Bern!“

„Elisabeth,“ sagte jetzt der Ritter, die kalten abgemessenen Worte der Jungfrau hatten seine innere Gluth gedämpft. „Um Euren Besitz ringend bin ich unterlegen. Als ich Euch, Alles wagend, auf meine Burg führte, verweigertet Ihr, die Ihr mir tausendmal ewige Liebe geschworen, Eure Hand, die mich allein mit Bern und Eurem Vater versöhnen konnte. Aus dem Vaterlande ließet Ihr mich ziehen, und folgtet mir nicht: vielleicht nicht einmal eine Thräne begleitete den Verbannten. An der Vaterbrust fandet Ihr Ersatz für des Geliebten Herz — und ich? — Von Euch gerissen, von der

Heimath ausgestoßen, irrte mit racherglühtem Herzen im fremden Lande, ein Schweizerherz fern von der Heimath, ein freier Mann Diener am Hofe der Fürsten. Für Karl von Burgund focht ich vor Neuß, für Karl von Burgund stehe ich auf Schweizerboden, wo mich Alles verließ, nur nicht das Gefühl der Rache!"

„Deshalb, Herr Ritter," unterbrach ihn Elisabeth mit verwundetem Herzen, „kann Euch meine Gegenwart hier nicht angenehm seyn. Laßt mich ziehen!"

„Und wär' ich nicht ein Thor, wenn ich diesen Wunsch erfüllte?" unterbrach er sie rasch. „Alles hab' ich verloren, nur Euch nicht. Sollte ich das Einzige, das Höchste, was das Schicksal mir ließ, leichtsinnig opfern, um von Allem entblößt, wie ein Bettler da zu stehen? Sollte ich auch diesem Glücke entsagen, damit Euer Vater triumphirend meiner Thorheit spottete? Nein, Elisabeth! Euer Bild war das Einzige, was ich hinüber in die Verbannung nahm, und als ich Alles mit kaltem Trotz hinter mir zurückließ, drückt' ich das Geliebte sorgsam pflegend an mein Herz. Durch Sturm und Gefahr, in schlaflosen Nächten, in den Träumen meiner Sehnsucht habt Ihr mich nie verlassen. Zwar standet Ihr nicht mehr, wie einst, vor mir, die Himmelsglorie um das Haupt, nicht als das treuliebende Alles mir opfernde Wesen. Ernst, bedächtig, zwischen Vater und Geliebten wählend, nicht von unaufhaltsamen Flammen ergriffen, und mit mir fortgerissen, und dennoch bliebt Ihr meiner Sehnsucht Ziel, meines Willens einziger Zweck! — Da giebt das Schicksal im burgundischen Lager Euch noch einmal in meine Hand, und ich sollte" —

„Und sollt' ich!" unterbrach ihn Elisabeth zürnend, „dem Manne im burgundischen Lager meine Hand reichen, dem ich ich sie auf seiner Väter Schloß verweigern

konnte? das Schweizermädchen einem Feinde der Eidgenossen? Halwyl — dem Tode weiß ich entgegen zu gehen, aber nicht der Schande. Elisabeth Scharnachthal hat den Muth, mit gebrochenem Herzen Euch zu entsagen, den Mann als Feind des Vaterlandes zu hassen, den sie einst liebte. — Rudoph!" rief sie jetzt von ihren Gefühlen hingerissen, „vermag ich noch etwas über Euch, strömt noch aus meinem Blicke der Zauber, der Euer wildes Gemüth so oft zämte, dringt meine Stimme noch zu Eurem Herzen, so hört mich, hört Eure Elisabeth, schaut ihr ins Auge, senkt nicht den Blick, seht meine Liebe, meine heiße Liebe auch jetzt noch aus meinen Augen Euch entgegen strömen, hört mich, Rudolph Halwyl, hört mich, das Vaterland ruft Euch durch mich. Verlaßt Burgund, folgt Eures Landes Banner, kämpft und sterbt für Freiheit und Recht; dann schwöre ich Euch, nicht Vaterzorn, nicht Vaterfluch trennt mich von Euch; ich bin die Eure!"

„Ruft mir die Hoffnung nicht zurück!" sagte Rudolph finster, „hebt nicht aus tiefem Grabe den verlorenen Frieden, er ersteht für mich zum Leben nimmer. Zeigt mir das längst verlorene Paradies nicht noch einmal, Elisabeth; wie ein Verdammter irre ich vor der Pforte, schaue nur von ferne hin, und darf nicht eingehen in dies Eden. Des Schicksals Würfel sind für mich gefallen, und ich muß dem Vaterlande den Rücken für immer wenden, muß den fremden Pfad einsam betreten. Begleitet mich," bat er innig, „trennt Euch nicht von mir!"

„Mein Weg ist heilig," erwiederte die Jungfrau, „doch der Eure nicht. Verlaßt Burgund!"

„Ich wähnte einst der Liebe Macht sey allgewaltig," unterbrach er sie, und ihr Anblick hatte die wilde Leidenschaft seines Innern gebändigt; „aber seit ich mich

getäuscht sah, seit Ihr auf Halwyl mich kalt zurücksteßt, habe auch ich gelernt, ihrer Stimme mein Ohr zu verschließen."

„So verschließe es nicht dem Rufe des Vaterlandes, dem Rufe der Ehre!" unterbrach ihn Elisabeth schnell.

„Ich folge nicht," erwiederte er fest. „Nur einer Stimme Ruf folge ich noch, sie weckt mit Posaunenton die Rache in mir. Ihr wollt mein traurig Schicksal nicht mit mir theilen, wollt auch jetzt in Euch der Liebe Flamme dämpfen, wie dort auf meines Vaters Burg, das schmerzt. Ihr nehmt das Letzte, was ich noch mein nannte, aus vergangener schöner Zeit, ein liebes, heißgeliebtes Bild nehmt Ihr mit Euch, und arm an allen Lebensfreuden, arm an Hoffnung und Wünschen, laßt Ihr mich zurück. Zieht hin nach Bern; der Himmel schenke Eurem Herzen Frieden, ich werde suchen, Euch zu vergessen."

Hier überwältigte das Gefühl das trauernde Mädchen, schmerzlich warf sie sich an seine Brust. „Mein Rudolph!" rief sie, „höre mich. Was ich Dir sage, entsteigt bei Gott dem Innersten meines Herzens. Irrtest Du ein Bettler auf unwirthbarer Alpe, wären die Burgen, die Güter Deiner Väter in der Feinde Hand, das Vaterland in Ketten, flüchtetest Du von Fels zu Fels, von Land zu Lande, ein Schweizer aus dem theuren Vaterlande, ich folgte Dir, ich pflegte Deine Wunden, ich drückte Dir die Augen zu, und stürbe an Deinem Grabe, denn für das Vaterland wärst Du gefallen. Doch dem burgundischen Ritter — Rudolph, theurer Rudolph — ihm folg' ich nicht."

Starr sah er vor sich hin, und immer ernster ward sein Blick. Sie fühlte, daß der Ton ihrer Stimme nicht bis zum Herzen gedrungen sey; da wich die Liebe dem Stolz. „Lebt wohl," sagte sie ernst. „Wie Euch

die Rache, ruft mich das Vaterland — ich scheide von Euch mit blutendem Herzen, aber laßt den Augenblick der Trennung bald nahen, damit ich Euer Bildniß nicht ganz verändert mit mir in die Heimath nehmen muß. Lebt wohl! — Ein schneller Reitertod ist Alles, was ich Euch noch wünschen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich liefre dir Stöpsel, auch bracht ich schon Brot,
Mich brauchst du bey Gerben von Häuten,
Ich färbe dir gelb und ich färbe dir roth,
Und schwarz auch, die Tint' zu bereiten,
Ich kühle dich, wärm' dich, du sitzest auf mir,
Auch sah man mich schon auf dem Hute von dir.
Du trankst mich als China beym Fieber,
Und selbst als Kaffeh schon mein Lieber!

Logogryph.

Wenn auf der Bühne zwei Liebende reden,
So wird es dorten gegeben,
Und wenn sich zwei Höckerinnen befeden,
So ist es dasselbe auch eben.
Und wenn auf der Straß' ein Paar Schusterjungen
Ball spielen, so kannst du es sehen,
Und wenn du am Grabe der Mutter, durchdrungen
Vom Schmerze liegst, wird es entstehen,
Im weiteren Sinne kann's überall seyn,
Wo etwas geschieht auf Erden,
Im engern Sinn kann's aber nur allein
Auf der Bühne gefunden werden.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 23tes Stück.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt Recht, Elisabeth,“ sagte er mit Rührung. „Da Ihr von mir zieht, ist Euer Wunsch auch der meine; wer so, wie ich, hier nichts mehr zu hoffen hat, der kann auch hier nichts mehr verlieren, und er spielt nur noch ein freudenloses Spiel um eine Spanne Lebens mit dem Tode. Bereitet Euch zur Rückkehr an die Vaterbrust und lebet wohl!“ — Noch einmal drückte er sie stürmisch an sein Herz, sie duldete, sie erwiederte den Trennungskuß, dann riß er sich los und schritt nach der Thüre.

Aber plötzlich wandte er sich. „Elisabeth,“ sagte er, ohne sich ihr zu nahen, „falle ich, und die Euren finden meinen Leichnam, dann bittet, daß sie ehrenvoll mich begraben, und keiner mir fluche, denn Schweizerblut soll an meinem Schwerte nicht kleben.“ — Noch einen Blick, vielleicht den letzten, und er ging.

Vor der Thüre saß, die Laute im Arme, Walter. „Geh zu ihr, Sänger,“ sagte er freundlich zu dem Jünglinge, „begleite sie zu Deinen Brüdern.“

Auf der verödeten Straße fand er Etanges. „Ihr laßt sie ziehen?“ rief ihm dieser entgegen. Rudolph bejahte es. „Und zieht mit ihr?“ fragte dieser leise. „Nein,“ erwiederte Halwyl.

„Ihr wollt gegen Eure Brüder fechten?“

„Sterben will ich, Freund. Doch noch eine Bitte. Geleitet die Jungfrau morgen zurück, für heute ist es zu spät, übergebt sie ihrem Vater, und schützt sie bis dahin.“

„Das will ich,“ erwiederte Etanges, „mit Freuden will ich es.“

„So zieht mit Gott!“ rief Rudolph. „Sagt ihr noch ein Lebewohl von mir, sagt ihr, auch in der Todesstunde würde ich ihrer gedenken.“

10.

Als Rudolph sich von Etanges getrennt hatte, und mit schmerzerfüllter Brust wieder in das Lager eintritt, erwartete ihn ein furchtbares Schauspiel, wohl geeignet, den gefaßten Vorsatz zu befestigen.

Die Besatzung von Granson, durch die, so sich von Uverdün durchgeschlagen, verstärkt, hatte den Sturm der Burgunder mannhaft zurückgewiesen, zweihundert von diesen lagen zerschmettert im Graben. Nach mehreren Tagen ließ der Herzog von Neuem stürmen, ermuthigte durch seine Gegenwart das Heer, und nach einer dreistündigen Gegenwehr war die Stadt erobert. Georg von Stein, mit ihm Hanns Müller, der tapfere Vertheidiger von Yverdün, schlugen sich mit der Besatzung, noch 800 Mann stark, durch die eingedrungenen Schaaren der Burgunder, und ereilten, zwar mit Verlust manches tapfern Kriegers, die Burg. Hier erkrankte der von Stein gefährlich; er mußte sich über den See fortbringen lassen. Hanns Wyler übernahm den Befehl,

und der hohe Geist des Muthes war von Granson gewichen. Der erste Büchsenmeister wurde erschossen, der größte Theil des Pulvers flog in die Luft, mit ihm so viele der muthigen Vertheidiger, der Proviant nahm ab, Hafermuß war ihre einzige Kost.

Hanns Müller, ein Mann nach alter Art, stark im Kampfe, ungebeugt im Unglücke, suchte noch den sinkenden Muth zu erhalten, doch Hanns Wyler, an Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, glaubte es verloren, und den Entsatz unmöglich. Da nahte Ronchant, ein burgundischer Edler, sprach in deutscher Mundart mit deutscher Herzlichkeit, und gewann das Vertrauen der arglosen Schweizer. Er verlangte, im Namen des Herzogs, die Uebergabe; Hanns Müller antwortete: Dahin zu gelangen sey nur ein Mittel, der Befehl der Eidgenossen. Ronchant lobte die vortreffliche Antwort, zweifelte jedoch daß sie von den Eidgenossen noch Befehl erhalten könnten. Freiburg sey zerstört, Bern habe die Thore geöffnet, so sprach er, die Eidgenossen seyen ein jeder nach seiner Heimath zurückgegangen. Doch ehre der Herzog ihren Muth, deshalb sollten sie es nicht auf das Aeußerste treiben, seinen Zorn nicht reizen, sollten sich ihm ergeben, und seiner Gnade gewiß seyn. „Jetzt bedenkt,“ so schloß er seine Rede, „ich bin ein Edelmann, würde ich auf meine Seele Euer Blut, auf mein Gewissen die Schande eines Verräthers laden. Ich schwöre Euch, im Namen des Herzogs von Burgund, freien Abzug zu den Eurigen mit Hab und Gut.

Die arglosen Schweizer glaubten ihm, trotz Hanns Müllers Warnung. Wylers Muth und Vertrauen war gebrochen; sie beschenkten den Elenden mit hundert Gulden und zogen aus.

Als sie, Ronchant an ihrer Spitze, in dem burgundischen Lager ankamen, begegneten sie dem Herzoge, der,

von mehreren Großen und seiner Leibwache umgeben, wie zufällig einen Ritt zu machen schien. „Beim heiligen Georg, was sind das für Leute? fragte er Ronchant, sich stellend, als wüßte er von dem Vertrage nichts. „Gnädiger Herr," erwiederte dieser, „es ist die Besazzung von Granson, die sich Euch auf Gnade und Ungnade ergeben hat." Da kamen die von Estarayé und die von Yverdün Vertriebene, wohl schon dahin bestellt, und schrien um Rache an Bern und an diesen Männern, die ihre Städte zerstört hätten. Sie fielen vor dem Herzoge auf die Knie, warfen sich vor ihm in den Weg, und baten mit thränenden Augen so dringend, daß der Herzog, ihnen nachgebend, die Männer und sein Wort opferte. Noch am Abende wurden dreihundert mit dem muthlosen Wyler an den Bäumen aufgehängt, die das Lager umgaben. Einhundert und fünfzig, unter ihnen der mannhafte Hanns Müller, an Stricken durch den See geschwemmt, bis sie ihren Geist aufgaben. Sie starben als Männer, keiner warf dem andern sein Unglück vor, sie starben mit furchtbarer Ruhe, dem Feinde schreckbarer noch im Tode, als im Leben.

An diesem Abend ging mit seinem Fürstenwort der Stern Karls von Burgund unter. Das Glück wandte fortan dem wortbrüchigen Herzog für immer den Rücken, und die Nemesis schwang ihre Fackel über ihn.

Als Halwyl im Lager ankam und nach dem einsamen Plätzchen ritt, wo sein Zelt stand, war es schon Nacht. Sein alter Diener wartete seiner, nahm ihm das Roß ab, und sagte dann mit treuherzigem Tone: „Lieber Herr, zürnt mir nicht, wenn ich Euch noch heute in der Nacht verlasse; bis hieher war ich Euch treu gefolgt, nun keinen Augenblick länger, und habt Ihr noch einen Tropfen Schweizerblut in Euch, so zieht auch

von hier.“ Nun erzählte er dem Erstaunten, was indessen vorgegangen.

„Geh, ich halte Dich nicht!“ erwiederte der Ritter zermalmt, und schritt in sein Zelt, dort saß er, seinen finstern Gedanken sich überlassend. Vaterlandsliebe trieb ihn hinweg, Stolz hielt ihn zurück. Sein Innres war, seit Elisabeth ihn verlassen, ganz zerrißen, und nichts kettete ihn mehr an die Welt. Der Schlaf floh ihn, der gefüllte Becher stand unangerührt, nur schwach noch brannte die Lampe und ließ den aufgehenden Mond sein bleiches Licht durch die Leinwand werfen. Das lärmende Geräusch des Lager schwieg, wie erstorben schien Alles um ihn her, nur hie und da unterbrach das Rufen der Posten, das Stampfen der Rosse die grausige Stille der Nacht. Mit beklommenem Herzen trat er hinaus vor das Zelt, die Gluth seines Innern zu kühlen. Dunkle Wolken zogen dem Monde vorüber; — in der Ferne, da, wo das freundliche Neufschatel so anmuthig an dem plätschernden See liegt, brannten die Wachfeuer der Eidgenossen, und erhellten den dunklen Horizont. Vor ihm nicht fern, schienen im Dunkel der Nacht gar sonderbare Gestalten zu wogen, als schwebten sie in weiten Kreisen in der Luft. Es ward ihm schauerlich, er mogte nicht nahen, die Erscheinung wogte noch immer hin und her, ohne aus ihrem Kreise zu treten. Jetzt begann der Sturm zu heulen, er peitschte die Wolken und in schnelleren Kreisen bewegten sich die abentheuerlichen Gestalten; jetzt schlug des Sturmes mächtiger Flügel zornig in das Gewölk, es zerriß; des Mondes lichter Strahl blickte hindurch, erhellte die Nacht. Da sah Rudolph im schauerlichen Glanze des Mondlichts deutlich, was ihn mit Grausen erfüllt; es waren die Leichname seiner Brüder, die vom Sturme hin- und hergewiegt, wie Geister der Nacht ihm erschienen waren. Er sah sie,

die Tapfern, die auf Fürstenwort vertrauend, den schmählichen Tod gefunden, und auf zum Himmel um Rache gerufen hatten.

„Und diesem Fürsten dien' ich!“ so rief er vor sich hin, „ihm dien' ich gegen mein Vaterland! — Aber furchtbarer als jene Unglücklichen erscheint mir Scharnachthal im Sturme der Nacht. Dem Verderben bin ich geweiht durch diesen höllischen Geist! Nein, seiner Gnade danke ich nichts, lieber unter den Schwertern meiner Brüder fallen, als ihm Rückkehr und Leben verdanken.“

Da hörte er Tritte, und wie er sich wandte, sah er seinen treuen Conrad nahen, hinter ihm sein Jagdhund, der ihm mit in die Verbannung gefolgt war. „Lebt wohl, lieber Herr,“ sagte der treue Diener, „es hält mich wahrlich hier nicht länger, und treibt mich fort, so weh es mir auch thut, von Euch zu scheiden, lebt wohl, lieber Herr.“ Er küßte die dargereichte Hand. „Auch verzeiht mir,“ begann er von Neuem, „wenn ich den alten Hector mitnehme, das treue Thier mußte es ahnen, daß es nach der Heimath ging, er wollte mich nicht verlassen so, sehr ich ihm auch drohte, und schlagen konnt' ich ihn nicht.“ — Rudolph sah wehmüthig auf Diener und Hund, und reichelte das treue Thier, das freudig an ihm aufsprang. „Zieh mit Gott,“ sagte er bewegt: „so bin ich ganz allein, von allem verlassen, was mich an meine Heimath erinnern konnte. Ziehe mit Gott, und schleichst Du Dich glücklich durch die Wachen, kommst Du an, wo Berns Banner aufgepflanzt ist, dann sage, was Du sahst, wie sie hier hängen die Tapfern, dränge Dich in die Reihen der Streiter, erzähle, berichte genau, und fordre das Volk auf zur Rache.“

„Herr!“ rief der Alte. „Schweig und geh,“ unterbrach ihn sein Herr. „Grüß meinen Vater, meine

Mutter, die Heimath, lebe wohl!“ Er stürzte in sein Zelt, der Morgen traf ihn noch wach.

11.

Unter einer hohen Linde vor Neufschatel lag der Schultheiß von Bern; Abendwind rauschte durch die blätterlosen Zweige, der Mond blickte zuweilen durch zerrissenes Gewölk, heiter lächelnd, und über des Greises sorgenschwerem Haupte wallte das Banner von Bern. In der Abenddämmerung waren die Haufen der Schweizer um ihre Fahnen gelagert, und in dumpfer Stille erwarteten sie den Schlag der neunten Stunde vom Neufchateller Thurme. Jetzt hallte er. Die Todten schweigen den Massen erhoben sich, und 20,000 Streiter sanken auf ihre Knie, ihr stilles Abendgebet zu verrichten. Wie ferner Donner vom wiederhallenden Gebürge ununterbrochen dumpf dah n rollt, so das Murmeln der Tausende, die, zum Siege sich stärkend, den Himmel anriefen, und sich zum Tode bereiteten. Auch Scharnachthal kniete unter der Linde. „Vater der Barmherzigkeit!“ rief er, „gieb uns Sieg. Erhöre das Gebet der Tausende, die auf ihren Knien sich flehend zu Dir wenden; laß uns nicht untergehen in Schmach! — und mich — richte nicht, wie ich gerichtet! Laß die Schuldlose nicht des Vaters Fehler büßen, sey gnädig, barmherzig gegen sie!“

Die Feier des Abendgebetes war beendet, der stillen Andacht folgte ein lautes Getöse. Die verschiedenen Haufen einten, trennten sich; die Müden legten sich auf die kalte Erde zur Ruhe, die Muntern stimmten ein Kriegslied an, und von Haufen zn Haufen hallte jetzt der Gesang; die Hörner tönten dazwischen, der Freude weihten sie die wenigen Augenblicke bis zum Schlummer.

Herrlich schaute der kräftige einfache Gesang durch den brausenden Sturm. Es waren nicht die wehmüthi-

gen Töne der Alplieder, wie die Sehnen sie singen, wenn sie von der Alp hinabwärts ziehen. Fest und kräftig, wie das Kriegshorn, war der Schlachtgesang, den sie angestimmt, herzerschütternd und mächtig, wie das Landhorn von Unterwalden, schreckbar wie der Stier von Uri. Bei den Männern von Schwyz beginnend, und so von Haufe zu Haufe, gleich einer mächtigen Schneelawine, fortwallend, ertönte er wie aus einer Brust, wie aus einem Herzen.

Die Hauptleute versammelten sich jetzt unter der Linde bei Bern, und berathschlagten den morgenden Angriff. Am Mittag war Petermann Rot mit denen von Basel, und mit 400 Mann von Straßburg und zwölf Büchsen; am Abend der im ganzen Schweizerlande so berühmte Schultheiß Hasfurther, seit dreißig Jahren an der Spitze des Kriegsvolkes, mit 1800 Mann von Luzern im Lager der Berner eingetroffen, auch die andern Eidgenossen, die über Bern gezogen waren, dort eingerückt. Es fehlten nur noch die Appenzeller, und Herrmann von Extingen mit den Reisigen von Oestreich. Obgleich man diese am andern Abend erwartete, obgleich man das feste Lager des Herzogs selbst gesehen, und die von 400 Feuerschlünden und 50,000 Kriegern vertheidigten Werke fast für unüberwindlich halten mußte, so wollten man doch nicht länger in nutzloser Unthätigkeit die kostbare Zeit verbringen, wenn auch der Hauptzweck des Angriffs, der Ersatz von Granson, nicht mehr war. Einmüthig beschlossen die Hauptleute für den kommenden Morgen die Schlacht, denn waren sie auch schwächer an Zahl, so war doch die Erinnerung ihrer Thaten der stärkste Bürge des Sieges. Scharnachthal und Hanns von Halwyl, der tapfere Kriegsgenosse des Matthias Corvinus und Johannes Hudiebrad, sollten mit den Bernern die Vorhut führen, Reding mit den alten Eidge-

nossen aus dem Gebürge den Feind umgehen, die übrigen das Haupttreffen bilden.

Während sie so beriethen, einstimmig, ohne Streit und Ehrgiz, nur das allgemeine Wohl vor Augen, kam eine große schwarze Rüde in den Kreis, sprang freudig an Hanns von Halwyl heran, und schien sich seines alten Herrn zu freuen. „Mein Sohn!“ rief dieser, mein Sohn naht!“ doch es war nur sein Diener, der keuchend dem Hunde folgte, und der Ueberbringer trauriger Botschaft war. Was konnte er auch seinem alten Herrn von dem Sohne, was dem Schultheißen von der Tochter berichten, was den versammelten Hauptleuten als den schmählichen Tod der Tapfern von Granson.

Allgemein war die Betrübniß, aber nicht niedergebeugt durch diese Kunde, erhob sich vielmehr ihr Muth. „Freunde!“ rief Rudolph Reding, „so Ihr auf meine Worte hört, so schlagen wir morgen nicht. Der Muth der Eidgenossen bedarf keines Spornes, er ruht kräftig in dem Herzen unserer Jugend, wie er in der Brust unserer Vorfahren ruhte; aber ihren Ungestüm fürchte ich, der sie von Zucht und Gehorsam entfernt. Vernehmen sie den Tod derer von Granson, so hält sie morgen in der Schlacht nichts auf. Granson! schreiend stürzen sie sich blindlings in den Feind, und der Hauptleute weise Berathung, ihr ruhiger Blick und ihre Besonnenheit wäre an dem entscheidenden Tage verloren. Darum laßt morgen noch vorüber gehen, daß die Wuth sich kühle, überdies treffen dann die von Appenzell und des Erzherzogs Reisige ein, und haben dann kein Recht, uns zu zürnen, daß wir ihnen die Ehre des Tages nicht gönnten.“

Zwar stimmten Waldmann und Scharnachthal der besonnenen Rede Redings nicht bei, doch fügten sie sich endlich der Meinung Aller, und mit diesem Beschlusse schieden die Hauptleute.

Kaum dämmerte der Morgen, so verließ auch schon die rüstige Jugend, die Waffen ergreifend, das harte Lager. Sie hofften die Schlacht, und blickten erwartungsvoll umher, überall Leben und Bewegung, doch nirgends die bedächtige Anordnung der Rottmeister, nirgends hoben sich die Banner, kein Harsthorn ertönte. Verwundert sahen sie sich an, vor Ungeduld brennend, daß das Zeichen zum Kampfe ertönen möge. Da lief von Hause zu Hause ein dumpfes Gerücht, die Burg von Granson sey gefallen; der Ungestüm ward gemäßigt, mit ruhiger Ergebung folgten sie den Priestern zu Messe, die unter dem herrlichen Dome der Natur in stiller Andacht gehalten wurde. Als aber die heilige Handlung vorüber, und das Herz dem Irdischen wiedergegeben war, sie zusammen traten, über den unerwarteten Fall der Veste zu sprechen, sich zu berathen, da nahte noch einmal ein dumpfes Gerücht von Munde zu Munde, bald laut werdend, ein Gerücht, schrecklicher als der Fall von Granson. Ein schmählicher Tod sey der tapfern Schaar der Berner geworden, gehenkt, ersäuft seyen die braven Vertheidiger Gransons, die so lange allein dem mächtigen Heere der Burgunder widerstanden, und ein wildes Geschrei, ein Toben und Brüllen verbreitete sich wie der Donner im hundertfältigen Echo durch das Lager. Die Waffen klirrten, der laute Zorn wälzte sich von Haufen zu Haufen; sie dem Feinde entgegen zu führen und, die Schmach zu rächen, war das allgemeine Verlangen, und nur der feste Ernst der würdigen, hochgeachteten Männer hielt sie ab, daß sie nicht in toller Wuth, und in zügellosen, ungeregelten Haufen sich auf des Herzogs Lager stürzten. „Geduld auf morgen,“ hieß es, morgen ist Granson die Losung!“

Als Alles wieder beruhigt war, ritt Scharnachthal den Weg nach Vauxmarcus, dem einzigen von ihnen in

dieser Gegend besetzten Schlosse, wo Johann, Bastard von Neuburg, befehligte, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen. Da sah er in der Ferne, da, wo die Straße in einen, von denen von Schwyz besetzten, Hohlweg führte, einen kleinen Trupp burgundischer Reiter in den Hohlweg reiten. Er sprengte hin, die Mannschaft von Schwyz zu warnen, fand sie jedoch schon auf ihrer Hut, und einen Rittersmann, der schon mit dem Zeichen des Friedens auf sie zugesprengt war, in ihrer Mitte. Dieser erkannte bald die kriegerische Gestalt des Berner Schultheißen, und rief ihm freundlich entgegen: „Willkommen, Herr Nokolaus von Scharnachthal! Ich bringe Euch gute Botschaft und ein willkommenes Geschenk; erlaubt nur, daß die Meinen mir folgen dürfen,“ und wie der Schultheiß, über die sonderbare Bewillkommung erstaunt, ihn bat, zu thun, was ihm beliebe, sprengte er zurück, und nach wenig Augenblicken ruhte die Tochter in des Vaters Arm.

„Rudolph Halwyl sendet sie Euch,“ begann Etanges. „So rächt er sich; seyd ihm gleich an Edelmuth, Herr Schultheiß, und gehabt Euch wohl.“

Kaum traute Scharnachthal seinen Augen, als er die geliebte einzige Tochter in seinen Armen liegen sah Er liebkoste sie, und schenkte dem Vaterherzen den kostbaren Augenblick. Doch, bald an seine Umgebung, an den ernsten Augenblick der Zeit denkend, bestieg er wieder sein Roß und kehrte mit ihr nach dem Lager zurück. Stumm war seine Freude, stumm die ihrige und nicht ungetrübt. So ritten sie eine Weile, dann fragte der Alte fast scheu: „und er sandte Dich zurück?“

„Rudolph befreite mich aus den Händen des Grafen von Romond, und übergab mich seinem Freunde Etanges, mich zu Euch zu geleiten.“ — Scharnachthal schwieg. — „Ich habe ihm entsagt,“ fuhr nach einer

kleinen Pause Elisabeth fort. „Ich habe ihm auch dort meine Hand verweigert, — und nun sind wir für ewig getrennt. Ich habe ihn, mich, Eurem Willen geopfert."

Da reichte ihr der Vater gerührt die Hand.

„Gebe Gott, daß ich Recht that," fuhr die Jungfrau fort.

„Und weßhalb zweifelst Du?" fragte Scharnachthal rasch.

„Sein Herz ist gebrochen — und auch das meine," erwiederte sie leise. „Auch," fuhr sie fort, während Scharnachthal ernst vor sich auf seines Rosses Hals blickte — „hat er mich gebeten, wenn der Herr in der Schlacht über ihn beschlösse, und man seinen Leichnam fände, ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu gönen, denn es solle kein Schweizerblut an seinem Schwerte kleben." — Bei diesen Worten — sie hatte nur mit Mühe die Thränen zurückgehalten, schwankte sie bleich wie eine Lilie im Sturme.

„Dann sucht er den Tod und wird ihn finden!" murmelte Scharnachthal dumpf vor sich hin, und langsam sank bei diesen Worten das Mädchen vom Pferde, und lag besinnungslos auf dem Boden.

Die Diener eilten herbei, der Vater sprang vom Rosse, kniete neben der Ohnmächtigen. Ihr Auge war geschlossen, die Wange bleich, der Körper starr, und keine ärztliche Hülfe in der Nähe. Die Angst des Vaters war unaussprechlich; da kam ein Gemsjäger von Unterwalden athemlos gelaufen. „Schultheiß!" rief er, „die Burgunder ziehen vor Vauxmarcus, hat mich mein Auge nicht getrügt, so ist der Herzog mit ihnen." — „Sorg für mein Kind!" rief Scharnachthal Walter zu, und sprengte mit seiner geringen Begleitung nach dem Hohlwege.

Dort sah er deutlich die Bogenschützen der Leibwache, und aus dem Getümmel von Rittern, und der glänzenden Umgebung konnte er leicht schließen, der Herzog sey unter ihnen. Er sah jedoch kein Geschütze, keine Anstalten, die Burg anzugreifen, hörte keinen Schuß zur Vertheidigung fallen. Einen Augenblick besann er sich, dann noch einen beobachtenden Blick nach der Veste werfend, befahl er einem seiner Begleiter, nach dem Lager der Berner zu eilen, daß dort Alles in Bereitschaft sich halte. — Aber wie erstaunte er, als er nach einer Weile die Besatzung ausrücken, und die Fahne von Burgund auf dem Thurme aufgpflanzt sah; mit Vauxmarcus war die letzte Vormauer Berns gefallen. Auch die Höhe, welche von der Burg beherrscht wurde, hatten die Burgunder besetzt. Zornig ritt er zurück; nur an die veränderte Gestaltung der Dinge denkend, nur für den morgenden Tag Plane entwerfend, hatte er die Tochter fast ganz vergessen, als er dem Orte nahte, wo er sie verlassen hatte.

Da saß sie unter einem knospenden Ahorn, und blickte, sanft lächelnd, ihm entgegen, neben ihr kniete Walter. Zwar strahlte das Leben in mattem Schimmer aus ihrem Auge, der Tod jedoch überflog noch immer mit seinem bleichen Schatten Wang' und Lippe. „Gelobt sey Gott, daß ich Dich so finde!“ rief er ihr zu. „Wenn es Dir möglich ist, so besteig Dein Roß und folge mir, ich darf hier nicht länger verweilen, mich ruft die Pflicht.“ — Mit Anstrengung konnte sie zwar das Roß besteigen, aber dem Eilenden nicht folgen, den es nach dem Lager der Eidgenossen trieb. Dort erschütterte der Fall von Vauxmarcus die Gemüther nur wenig.

Elisabeth wurde, nachdem sie langsam dem Vater ins Lager gefolgt war, nach Neufschatel gebracht; der

Markgraf Rudolph nahm sie in seinem Schlosse auf. Nach Bern konnte sie nicht, sie war zu sehr ermattet.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist Mode.

Ich salutire einen Bekannten auf der Gasse und ziehe nach altem Höflichkeitsgebrauche den Hut vom Kopfe, — er behält ihn aber oben und dankt mir mit einem leichten Kopfnicken. — Ich ahnde diesen frostigen Dank; doch ein Dritter sagt mir hierauf ganz gutmüthig: „Machen Sie sich nichts d'raus, es ist Mode."

In einem großen Gesellschaftscirkel find' ich einen Mann, der über ehrwürdige Religionsgebräuche spottet und einen andern, der Zoten spricht. Alles nickt beyfällig und lacht, sogar das zartfühlende, einst so religiöse Frauengeschlecht lacht — und die noch zartere, unschuldige Jugend darf auch mitlachen. Ich kann meinen Unwillen nicht verbergen. Man lispelt mir höhnisch in das Ohr: „Sie Altfranke, was ärgern Sie sich? — es ist Mode!"

Auf einer öffentlichen Promenade hör' ich ein Paar prunkhaft geputzte Fräulein mit der ganz einfach gekleideten Mama heftig zanken. Ich kann aus dem Wortwechsel entnehmen, daß die Mama vollkommen Recht hat; aber die Fräulein verstehen das Lärmen besser und behaupten das Schlachtfeld. Ich mache meinem Begleiter die Bemerkung: „die Mutter sollte doch nicht nachgeben;" dieser gibt mir aber die trockene Antwort: „es ist Mode!"

Meinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend.

(Aus des Königs Ludwig von Bayern Gedichten.)

Deine Augen decke sanfter Schlummer,
Ruhig schlafe, vielgeliebtes Kind,
Fremd ist dir noch unsres Daseyns Kummer,
Ach! die kurze Jugend flieht geschwind.

* * *

Unbewußt sind dir des Lebens Freuden,
Seine großen Leiden sind es dir,
Kein Geborener kann sie vermeiden,
Unvollkommene sind alle wir.

* * *

Jubelvoll beginnt dein Lebensmorgen,
Max, geliebter Max,*) o! werde brav,
Dann genießest auch bei Königssorgen
Du des Frommen ruhig heitern Schlaf.

* * *

Lächelnd öffnest du die großen Augen
Fröhlich blickst du jetzto in die Welt,
Ihren Wermuth wirst du einstens saugen,
Finden, wie sie tückisch sich verstellt.

* * *

*) Geboren am 28. Nov. 1811.

Unbehilflich lieget da vor Allen,
Der zum künft'gen Herrscher ist bestimmt;
Einst beglückt es schon, ihm zu gefallen,
Dessen Wort so Vieles giebt und nimmt.

* * *

Daß zu währen nichts vermag auf Erde,
Dieses präge du dir frühe ein,
Doch an Tugend darf nicht Aendrung werden,
Ihr getreu sollst du für ewig seyn.

* * *

In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg dem göttlichen Geboth
In der Einsamkeit, im Weltgewümmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

* * *

Dessen eingedenk, o Max, sey immer,
Daß als Deutscher Du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer
Steh gewaffnet gegen seine List.

* * *

Sollte hören nur dein kindisch Lallen,
Jener, welcher dir das Leben gab,
Frühe für das Vaterland er fallen,
Weihe eine Thräne seinem Grab.

* * *

Werde seines deutschen Sinnes Erbe,
Für die Heimath muthig führ das Schwerdt,
Freudevoll für ihre Rettung sterbe,
Werde deiner alten Ahnen werth.

Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 24tes Stück.

Chor.

(Aus des Königs Ludwig von Bayern Gedichte.)

Erste Strophe.

Selig zu preisen ist, der seine Tage
Friedlich in ruhiger Stille verlebt.
Stell' an die Zukunft nie eine Frage,
Segne es, daß sich der Schleyer nicht hebt;
Nie das Kommende möge du wissen,
Friede würde für immer entrissen,
Ewig wäre dein Frohsinn dahin,
Müßte dir für immer entfliehn!
Sey nach dem Glücke nicht gierig befließen,
Welches bey dir nicht könnte verziehn.

Zweite Strophe.

Sehne Vergangenheit nimmer zurücke,
Du verlöhrest das fröhliche Heut,
Kömest nicht wieder zum vorigen Glücke,
Nur von Selbst sich Ergebendes freut.
Keine Gegenwart nimmer mehr beut
Was die Einbildung schimmerd gezeigt,
Wie's vor sich die Seele gestellt;
Rein von den Mängeln der irdischen Welt
Sich es nie zur Wirklichkeit neigt,
Die mit Gebrechen durchdrungen verwebet.

Wie zum Himmel das Irdische reicht,
Wie sich das Sehnen zur Wahrheit erhebet.

Dritte Strophe.

Wie in des Aethers selige Räume,
Seh in die Zukunft der heutere Blick,
Wie auf die grünenden Blätter der Bäume
Ruhig auf dein kommend Geschick,
Denn es führen mit sich die Stunden
Unabwendbar, was ist bestimmt,
Keine Sorge das Künftige nimmt,
Aber die Freude, die wirklich gefunden,
Ist bereits durch die Sorge verschwunden.
Wie in Natur, so geht es im Leben;
Heute der Himmel ein heiteres Blau,
Morgen bedeckt von düsterem Grau;
Müßen es nehmen, wie es gegeben.
Wechselvoll schweben die Tage vorüber,
Wechselnd im Sterblichen Freude mit Leid,
Nie vollkommen, nur freundlicher, trüber
Schwindet die Rastlos schreitende Zeit.

Gesammt Chor.

Nicht vermögend, den Zeitlauf zu hemmen,
Nicht, zu verändern, was selber uns bringt,
Lasset ihm nicht entgegen uns stemmen,
Die Natur kein Sterblicher zwingt.

Meiner noch keine zwei Tage alten Tochter
Mathilde.

(Eben daher.)

Der gleiche immer, welche dich geboren!
Das ist der höchste Wunsch zu deinem Glück,
Zum Schmuck der Menschheit;
Die Mutter einstens gieb in dir zurück.

Das Schönste dann vereinigst du, Mathilde:
Mit zarter Weiblichkeit der Anmuth Milde;
Beglücken wirst du, welche dich umgeben,
Und Seligkeit wird deines Gatten Leben.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

12.

Stolz daß Vauxmarcus, dieses feste Schloß, welches die Straße von Granson nach Neufschatel beherrscht, sich ihm ohne Schwertstreich ergeben hatte, kehrte der Herzog, nachdem er den Grafen von Rosimboz dort mit 500 Schützen zur Vertheidigung der Höhe und des Schlosses zurückgelassen hatte zurück.

In seinem Zelte angelangt, versammelte er einen Kriegsrath. Sein Bruder Anton, bekannt unter dem Namen: der große Bastard von Burgund, die Prinzen von Tarent, Cleve von Oranien, die Grafen Romond, Chateaugüjon, Campobasso und Philipp von Neufschatel, der Sohn des alten Markgrafen Rudolph, waren zugegen; der Herzog wollte ihre Meinung wegen der ferneren Bewegungen wissen. Ueber zweierlei verlangte er ihren Rath, obgleich er sich wohl schon fest bestimmt hatte: ob Bern und Freiburg anzugreifen sey, oder sie hinter sich lassend, das Herr das platte Land zerstören, und so die halsstarrigen Schweizer zur Unterwürfigkeit zwingen sollte. Der Herzog war für das Erste als das kühnste Unternehmen gestimmt, der Bastard, sein Bruder, immer der Besonnenere, für das Letztere. Dieser Meinung pflichtete Chateaugüjon bei, und bemerkte noch, daß man mit Schonung und Milde bei diesem Volke

eher zum Ziele gelange, als durch Strenge und Verwüstung. Die Meinungen waren getheilt, der Herzog begann schon ungeduldig zu werden, da glaubte der Graf von Romond die Gelegenheit gefunden zu haben, seine Rache an Halwyl zu kühlen. „Hoheit nahm er das Wort, „der edle Schweizerheld, Rudolph von Halwyl, Euch so treu ergeben, kennt wohl das Land und seine Beschaffenheit, die Stimmung der Einwohner und ihre Kräfte am besten. Bern ist seine Vaterstadt, die Lage und Vertheidigungswerke Freiburgs sind ihm genau bekannt; befragt ihn um seine Meinung, er ist nicht allein ein tapferer, er ist auch ein kriegserfahrener Mann.“

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick; ihm hatte das feste, unbeugsame Benehmen Halwyls mißfallen, er war unter seinen Umgebungen dieses geraden stolzen Sinnes entwohnt, doch endlich gab er den Befehl, ihn zu rufen, und so mancher Plan, so manche Schmeichelei füllten die Zeit bis zu seiner Ankunft aus. Halwyl ahnete, weshalb er zum Herzoge beschieden wurde; schnell war sein Vorsatz gefaßt, und ganz mit sich und seinem Entschlusse einig, trat er in das Zelt.

Er fand den Herzog, wie gewöhnlich, in der rauhen Jahreszeit, in einen Pelzmantel, mit schwarzem Marder verbrämt, eingehüllt, den schwarzen Sammthut auf dem Kopfe, auf einem hohen Armsessel sitzend, dessen Kissen und Lehne mit dem burgundischen Wappen geziert, und mit der Herzogskrone geschmückt, wohl eher einem Throne als einem Armsessel ähnlich war. Vor ihm stand ein Tisch mit Teppichen belegt, worauf eine Zeichnung von Bern ausgebreitet lag. Die Kriegsobersten standen in ehrfurchtsvoller Entfernung um ihn, und selbst die Ritter des goldenen Vließes mit unbedecktem Haupte.

„Ritter Halwyl!“ rief der Herzog ihm entgegen, „Ihr kennt das Land, welches wir in Besitz zu nehmen

im Begriff sind. Die Meinung meines Kriegsrathes ist über das wie getheilt. Es fragt sich, ob wir gen Bern und Freiburg ziehen, beide Städte unserm gerechten Zorne opfernd, zerstören, oder uns, wie ein reißender Strom, über das platte Land ergießen, oder verheeren, und so das Hirtenvolk unterjochen sollen. Wir erlauben Euch, offen zu reden, theilt uns ohne Scheu Eure Ansichten mit, sagt Eure Meinung frei, ich bin überzeugt, sie ist die meinige, die schon fest in mir steht."

„Hoheit!" begann Halwyl mit der ihm eigenen Kühnheit, „habt Ihr, der kriegserfahrne Feldherr, schon fest beschlossen, was bedürft Ihr noch meiner?"

„Meinen Bruder, Chateaugüjon, Oranien zu überführen, daß selbst Ihr, ein Eingeborner, der die Beschaffenheit, den Geist der Einwohner kennt, auch meiner Meinung seyd," erwiederte Karl von Burgund.

„Und wenn meiner Urtheilskraft nicht der hohe Schwung, nicht die Klarheit der Eurigen würde? Wenn meine Meinung — „Zur Sache!" unterbrach ihn der Herzog, dessen Stirn sich umdüsterte. „Zur Sache, ohne diese überflüssigen Reden, die Euch hier nicht geziemen."

„Ihr befehlt, gnädiger Herr! ich gehorche," erwiederte Rudolph. „Soll ich frei, offen und wahr reden, so aus meines Herzens Innern, wie mein Geist es mir eingiebt, und nach bestem Wissen, so rathe ich Euch, Herr Herzog, gebt auf leidliche Bedingungen den Eidgenossen den Frieden, kettet sie durch Großmuth an Euch; dann zieht mit ihnen nach Paris, dort sind Krone und Scepter, reiche, blühende Provinzen und Städte der Lohn eines gewissen Sieges, — hier unfruchtbare Berge, verödete Städte, ein allen Fesseln widerstrebendes Volk, und Trümmer der Freiheit, der schlechte Lohn eines zweifelhaften Kampfes, dessen blutiges Ende Ihr nicht ab-

net, mein gnädiger Herr, da Ihr die Männer der Schweiz nicht zu kennen scheint. Werft Euren Blick nach Bayards Thurm, wo eine Handvoll Krieger Euch jetzt noch widersteht, denkt an Uverdün, dessen tapfere Besatzunß, trotz Verrath, sich durch Eurer Krieger Reihen in das Schloß, und wieder nach Granson schlug. Denkt an diese Veste, die nur durch Meineid eines burgundischen Edlen fiel, und aus deren Trümmern den Eidgenossen ein hoher Muth entblühen wird, denn die Kraft der Gemordeten ersteht dort drüben in ihrem Heere hundertfach wieder. Die Rache, der Hohn, sind diesem Volke ein mächtiger Sporn! Daß Vauxmarcüs fiel," fuhr er mit Bitterkeit fort, „zeige Euch nicht der Schweizer Entmuthigung; in seinem Vertheidiger floß kein echtes Blut, es war nur ein Auswuchs altedlen Stammes."

Da fuhr Philipp von Neuenburg heftig auf, doch ein Blick des Herzogs war hinreichend, ihn in die Schranken zurückzuweisen.

„Fahrt fort, sprach der Herzog nach dieser kleinen Unterbrechung, dem die Kühnheit Halwyls die Ruhe gab, die wie die Schwüle der Luft vor nahen Gewittern voranzugehen pflegte.

„Wenn Ew. Hoheit befiehlt, doch habe ich nur wenig noch zu sagen. Zu überlegen, wohin Ihr Euch mit dem Heere wenden sollt, nach Bern, Freiburg, oder tiefer in das Land hinein, wäre unnütz, denn dessen werden Euch die Eidgenossen durch die morgende Schlacht überheben."

„Wer sagt Euch, daß ich morgen schlagen will?" fragte der Herzog.

„Ihr werdet nicht wollen, Hoheit, Ihr werdet müssen! Glaubt Ihr, das Schweizervolk könne so lange im Angesichte des Feindes beisammen liegen, ohne das Schwert zu ziehen? Glaubt Ihr, der Südwest, der heu-

te den Alpschnee in Strömen von den Bergen gießt, der die Leichen der Ertrunkenen von Granson nach Neufschatel wälzt, der sein tolles Spiel mit den Gehenkten an den Bäumen von Fiez treibt, rufe dort nicht die Rache auf? Ihr werdet morgen ihr Schlachthorn hören, morgen ist die Schlacht!"

„Und dann?" rief der Herzog, und ein Lächeln zog sich über seine Lippen, vor dem selbst die Günstlinge zitterten.

„Giebt Euch Gott den Sieg, wird er blutig seyn; viel der Eidgenossen werdet Ihr erschlagen, denn zur Flucht zwingt Ihr sie nicht, viel der Euren werden sinken unter den Streichen ihres Grimms. Der Ueberrest wird sich nach Bern und Freiburg werfen, und es vertheidigen bis zum letzten Mann; das platte Land werden sie verwüsten, in die Alpen sich ziehen, Felsstücke werden ihr Geschoß, Bergschluchten und Abgründe ihr Schlachtfeld, die Freiheit das Banner seyn, unter dem sie sich sammeln. Eine Wüste habt Ihr gewonnen, bis Frankreich und Deutschland sich erbarmend ermannt. — Und werdet Ihr geschlagen!" —

„Schweigt, Unsinniger!" rief der Herzog zornig. „Euer Freimuth wird Frechheit! — Geht nur zurück zu Eurem Hirtenvolke," fuhr er, sich fassend, fort „ich entlasse Euch meiner Dienste, kämpft in seinen Reihen. Ihr werdet in der Wagschale der Schlacht wahrlich nicht den Ausschlag geben. Wir könnten Euch zwar auf gleiche Weise in das Lager von Neufchatel senden, wie die hoffärtigen Vertheidiger Gransons: wir könnten Euch den Raben zum Futter, dem Wyles und seinen Genossen Gesellschaft leisten lassen, jedoch der Dienste eingedenk, die Ihr uns vor Neuß geleistet, entlassen wir Euch in Gnaden. Nehmt diese goldne Kette, und zieht, wohin Ihr wollt. Trotzigen Muth liebe ich nur im Kampfe, nicht

vor meinem Thron.“ Er winkte ihm, abzutreten. Rudolph verneigte sich, ging, und legte schweigend die Kette auf einen Sessel. Der Herzog bemerkte es und rief ihn zurück. „Wann werdet Ihr ziehen?“ fragte er den Zurückgehenden.

„Noch weiß ich es nicht, erwiederte dieser ernst.

Der Herzog sah ihn mit durchdringendem Blicke an, er konnte sich der Achtung nicht erwehren, die ihm Halwyls edle Gestalt wider Willen einflößte. „Also noch unentschieden seid Ihr, nicht bestimmt, zu den Eidgenossen zurückzukehren?“

„Zu ihnen führt mich mein Weg nicht; die Pforte hat das Schicksal mir verschlossen,“ erwiederte Rudolph finster.

„Und weshalb, Halwyl, legtet Ihr die Kette von Euch?“ fragte der Herzog beruhigter.

„Hoheit,“ begann der Ritter, und der Stolz erwachte mächtig in des Schweizers Brust, „Ketten, golden oder eisern, führen ins Joch, und fesseln den freien Mann, ich trage sie nicht. — Ich wollte,“ fuhr er einlenkend fort, „aus dem burgundischen Feldlager nichts mitnehmen, als die Wunden, die ich für Euch empfing.“ Er schwieg — auch der Herzog. Die Feldobersten sahen theils mit besorglichem, theils mit schadenfrohem Blick auf den Ritter, denn jeder glaubte das Ungewitter, das den Schweizer zermalmend treffen würde, auf des Herzogs Antlitz hervorbrechen zu sehen. Nichts von dem geschah; der Herzog blieb gelassen, der Ritter stand ungebeugt vor ihm.

„Verlaßt uns, Halwyl,“ sagte jener endlich. „Heute, um die neunte Stunde, erwarte ich Euch hier.“

Alle sahen sich verwundert an; diese Ruhe, diese Gelassenheit war ihnen an ihrem Herrn neu, der auch jetzt noch nachdenkend auf die Zeichnung von Bern blickte. „Wenn morgen, wie ich fast dem Ritter glauben muß," begann nun der Herzog, während der Rede immer noch sinnend, „der Tag der Schlacht seyn sollte, so erwarte ich den Feind in meinem wohlverschanzten Lager; an meinen Feldschlangen und Büchsen mag sein Muth, sein Stolz sich brechen. Greift er morgen nicht an, so ziehen wir ihm entgegen, und dann auf Bern. Dir, mein Bruder Anton, Euch Oranien vertraue ich die Vorhut. Ich selbst bleibe bei den Prinzen Friedrich von Tarent und Campobasso; Euch Johann von Cleve und Egmont übergebe ich die Nachhut; Chateaugüjon, Ihr führt die Reiterei. Nun geht, ordnet Alles und gehabt Euch wohl." Er erhob sich, grüßte freundlich, die Feldobersten verließen das Zelt des Herzogs, und folgten dem Prinzen von Tarent in das seinige.

„Der Herzog ist ganz umgewendet," begann dieser. „Sein kühner, trotziger Muth ist in kalte Besonnenheit, das feste Vertrauen auf sein Heer in ängstliche Sorgfalt umgewandelt. In einem verschanzten Lager sollen sich 50,000 Krieger gegen 20,000 Hirten verbergen, 400 Feuerschlünde sollen uns schützen, daß unsere Schwerter im Morgenthau nicht rosten. Die herrliche Reiterei auf stolzen neapolitanischen Rossen, die ich aus Italien ihm zugeführt, soll unthätig hinter dem Geschütze halten!"

„Ihr werdet sie schon gebrauchen, Prinz von Tarent, wenn das Hirtenvolk, wie Ihr es nennt, das Lager erstürmt hat," unterbrach ihn der Bastard von Burgund. „Seid nur bei der Hand, und brecht dann mit Euren gewappneten Reitern und Rossen wacker in die vorgehaltenen Hellebarden ein, mein Vater Chateaugüjon

mit der burgundischen Reiterei wird Euch schon beistehen. Ihr werdet sattsame Arbeit finden, Prinz von Tarent, sorgt nicht."

„Hätte ich dies ahnen können," fuhr der Italiener fort, „wäre ich sicher nicht über die Alpen gekommen."

„Hört, junger Herr," unterbrach ihn Anton von Burgund unmuthig, „zum Schlagen seid ihr wahrlich nicht gekommen, nur zum Freien; denn hofftet Ihr nicht meine Muhme Maria, und mit ihr das stattliche Erbe Burgunds zu gewinnen, Ihr wäret an Eurem Golfe unter den Pomeranzenbäumen geblieben, und nicht hieher in diese rauhen Berge gezogen, wo Euch beim leisesten Lüftchen friert."

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn der Graf von Campobasso, „Ihr sprecht mit dem Prinzen von Tarent in einem Tone, der sich wohl nicht ziemt. Der Herzog, Euer Bruder, würde Euch seinen Zorn fühlen lassen, erführ' er, was Ihr eben gesagt."

Der riesenhafte Bastard sah mit einem Blick der Verachtuug auf den Italiener herab, und ohne einer Antwort zu würdigen, fuhr er fort: „Ihr Herren, der Entschluß, den der Herzog mein Bruder, gefaßt, ist weise, und ganz mit meinen Wünschen übereinstimmend. Wer diese Schweizer kennt, kennt auch ihren Muth. Es sind keine Söldner, von ihren Condottieri zugeführt — freie Männer sind es, die für ihre Freiheit kämpfen. Mann gegen Mann sind sie mit ihren Schlachtschwertern und Hellebarden furchtbar. Darum gebe Gott, daß der Herzog seinen Sinn nicht ändert, falsche Schmeichler" — hier traf sein Blick Campobasso — „ihn nicht zu seinem Unglücke verlocken."

„Und doch fürchte ich fast," nahm Graf Romond die Rede.

„Fürchtet nichts," unterbrach ihn der Bastard. „Das Waadland habt ihr wieder, und so ist Eure Rechnung geschlossen. Jetzt, Ihr meine Kriegsgefährten," sagte er, sich zu Oranien und Chateaugüjon wendend, „jetzt zu den Unsrigen, und Alles zur morgenden Schlacht bereitet. Ihr Herren aus Italien, thut ein Gleiches, und fürchtet nicht, daß Ihr morgen nicht Arbeit finden werdet, vielleicht mehr, als Euch lieb ist." Er verließ mit den Uebrigen das Zelt, nur Campobasso und Romond blieben zurück.

„Dieser Riese, begann jetzt Campobasso, „ist in seinen Reden so roh als in seinen Manieren. Er ist der Einzige, aus dessen Munde der Herzog einen Widerspruch verträgt, der Einzige, der die Wahrheit zu sagen den Muth hat, darum muß man ihn schonen. Unterdrückt Euren Groll, mein Prinz, mit solchem Manne hilft nicht offene Fehde; die Kinder der Liebe sind die verzogenen Söhne der Natur, und deshalb frech."

„Herr Graf," unterbrach ihn Romond. „Ihr vergeßt, daß ich mit dem Bastard von Burgund gleiches Loos theile. Zwar feiner in Manieren, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, ist mein Schwert doch so scharf als das seine, so scharf als Eure Zunge. Hütet Euch vor den Kindern der Liebe, auch sie sind für den Haß empfänglich." Der Prinz von Tarent nahm schnell das Wort, und suchte den Bastard von Savoyen zu besänftigen. O hätte der alte Scharnachthal die Stimmung, die feindliche Gährung der Gemüther der Feldobersten gesehen, sein Vertrauen auf den Sieg des kommenden Tages würde noch fester gestanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Taschenspieler.

Cazenat gehörte zu seiner Zeit zu den geschicktesten Taschenspielern. Ein Vetter von ihm ließ sich einst in Paris auf dem Kaffehause de Foy mit einem Fremden in eine Parthie Piket ein. Dieser Fremde war ebenfalls ein Taschenspieler und ein Chevalier d' Industrie, der diese Geschicklichkeit seiner Finger auf eine strafbare Weise mißbrauchte.

Anfänglich ließ der Taschenspieler den jungen Mann ein Dutzend Louisdor gewinnen, meinte dann, sehr gleichgültig bei diesem Verlurst, der Magen verlange auch seine Befriedigung, und es sei Zeit zum Dinèr. Thun Sie das auch, und nach dem Essen hoff' ich, daß Sie mir Revange geben werden.

Cazenat's Vetter war es zufrieden. Man speiste, aber das neue Spiel nahm eine sehr ungünstige Wendung für den Gewinner. Der junge Mann verlor nicht nur seine zwölf gewonnenen Louisdor, sondern noch fünf und zwanzig dazu. Mit leerer Börse verließ er das Kaffeehaus, höchst niedergeschlagen über seinen Verlust. Unterwegs begegnete ihm Cazenat.

Du siehst ja so melancholisch aus? — fragte ihn dieser: was ist dir widerfahren? —

O, erhielt er zur Antwort, ich bin eben tüchtig gerupft worden, aber es geschieht mir recht! Ich verstehe mich gut auf das Piketspiel. Man bot mir eine Partie an, ich schlug sie nicht aus, und aus dem Spiel meines Gegners schien es mir, als wenn ich ihm darin überlegen wäre, das war aber nur eine Lockspeise und ich bin das Opfer eines zu großen Vertrauens zu meiner Geschicklichkeit geworden.

„Kennst du deinen Gegner?"

Nein, es war das erstemal, daß ich ihn auf dem Kaffeehause de Foy gesehen und mit ihm gespielt habe.

„Beruhige dich und laß mich machen. Sorge nur dafür, daß du heut Abends wieder mit ihm spielst. Verliere noch einige Louisdor. Ich werde auch hinkommen, und das Uebrige wird sich dann schon finden."

Der junge Mann versprach, in allem Cazenat's Rath zu folgen. Er fand sich am Abend auf dem Kaffeehause ein; sein glücklicher Gegner befand sich schon dort. Er bot ihm auf's neue eine Partie Piket an und es konnte nicht fehlen, daß er bei den geübten Fingern des Fremden mit unglaublichem Unglück spielte. Jetzt kam auch Cazenat in das Kaffeehaus, stellte sich neben seinen Vetter, und anfänglich gleichgültig dem Spiele zusehend, gab er doch zuletzt seinem Vetter hin und wieder einen Rath, der einen des Spiels fast Unkundigen verrieth.

Wüthend sprang fast im nämlichen Moment sein Vetter auf, warf die Karten ungestüm auf den Tisch und vermaß sich unter derben Flüchen, nie wieder eine anzurühren.

„Narrenspossen!" äusserte Cazenat: „wie kann man gleich so in Harnisch gerathen, wenn man einmal Unglück hat? das sollte mich nicht irre machen!"

Dem Spieler ist eine solche Aeusserung willkommen: es zeigt sich eine günstige Gelegenheit, ein neues Schaaf zu scheeren. Höflich fragte er:

„Sie spielen auch Piket."

„Dann und wann. Meine Passion ist es eben nicht."

Vielleicht machten Sie heute einmal eine Partie? Ich steh' zu Befehl."

„Sehr gütig. — Nun, meinetwegen.“

Der Spieler ließ Cazenet anfänglich gewinnen, denn er wollte ihm, wie es bei seines Gleichen der Fall ist, die bittere Pille vergülden, aber sehr unerwartet sah er sich getäuscht. Cazenat gewann auch, wider seinen Willen, nicht nur alles, was sein Vetter verloren, mit Zinsen wieder, sondern es folgten auch Sechziger und Neunziger Schlag auf Schlag, mitunter auch Matsch, und, zum großen Vergnügen von Cazenat's Vetter, wurde seinem Sieger der Beutel eben so geleert, wie diesem am Vormittage.

„Genug!“ sagte endlich Cazenat zu dem Gauner, die Karten niederlegend, und indem er aufstand, schob er den Gewinn seinem Gegner verächtlich zu. „Nehmen Sie ihr Gold wieder! Ich will meine Hände nicht damit besudeln. Es sei mir genug, das Unrecht, das Sie meinem Verwandten hier (auf solchen zeigend) angethan haben, wieder gut zu machen. Aber lernen Sie daraus, daß es nicht hinreichend ist, die Karte geschickt zu legen und abzuheben, die Volte zu schlagen und gezeichnete Karten bei sich zu führen; alle diese abgenutzten Mittel helfen bei mir nichts; dazu gehört mehr Kunst, als Sie besitzen.“

Der Entlarvte schwieg und war froh, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, denn er fürchtete mit Recht, die Polizei möchte sich auch noch in sein Spiel mischen und er dabei noch mehr den Kürzern ziehen, als bei der Partie Piket mit Cazenat.

Kleines Theater-Lexikon, zum Gebrauch für Pseudonymen.

Abgang (von der Scene.) Be: Helden ein Diminutiv vom Erdbeben, wobei das Podium nur zittert, die

Seitenwände (Coulissen) mit dem Abgehenden gleichfalls verschwinden.

Abgang (von der Direction). Geschieht in der Regel nach Ablauf des Contractes. Es gibt indes Beispiele, wo der Schauspieler auch mitten in der Zeit, bei Nacht und Nebel abgeht, vulgo auskratzt.

Abonnement. Forcirte Anleihe, auch Sicherheits-Cordon gegen die ansteckende Krankheit des Publikums, nicht anders ins Theater gehen zu wollen, als wenn gute und neue Stücke gegeben werden.

Acteur. Ursprünglich ein mimisch-plastischer Nachbilder verschiedener Charactere. In unsern Zeiten nicht selten ein Flügelmann, nicht einer Compagnie Soldaten, sondern ein Mann, der wie Donquixot's Windmühle statt Arme Flügel ausspreizt und als ein guter, abgerichteter Papagei allen Anforderungen der Gunst Genüge zu leisten glaubt.

Anfänger gibt es eigentlich gar nicht mehr bei der Bühne, denn wenn diese nicht gleich in den Rollen des Marquis v. Posa, Othello, Franz Moor, Corregio und ähnlichen Kleinigkeiten auftreten können, setzen sie, dem Director den Stuhl vor die Thür und zwar mit

Arroganz, welches in der dramatischen Sprache so viel als Selbstvertrauen, Bewußtsein, heißt; man will behaupten, daß unter 10 Schauspielern 11 in der Regel eben so wenig ohne Arroganz, als wir ohne Athemholen, leben könnten.

Annonciren. Eine verjährte Mode, wodurch ehmals dem Publiko nach der Vorstellung die des nächsten Spieltages angezeigt wurde. Seitdem die Repertoirs nicht mehr feststehen, wird in den Zeitungen und Tagsblättern annoncirt. Sehr weise, denn was man mündlich verspricht, muß man erfüllen, um Wort zu halten.

Mit dem Schriftlichen wird es schon so genau nicht genommen; das Papier ist geduldig. —

Applaus. Sphärenharmonie, worauf der Schauspieler stillschweigend pränumerirt, weshalb er auch ungnädig wird, wenn diese Himmelschöre pausiren. — Ein großer Theil des Orchesters, der diese Harmonien executirt (das Publikum), stimmt selten selbst seine Instrumente, und gewöhnlich werden diese von Andern in Stimmung gebracht.

Logogryph.

Jedem Menschen ist es werth,
Keinen gibt's, der's lieb nicht hätte,
Und der, wenn Gefahr ihm droht,
Nicht versuchte, wie er's rette.
Jeder sucht es zu erhalten,
Und Befehl der Himmel gibt,
Daß kein Mensch damit darf schalten,
Wie es etwa ihm beliebt,
Es zu schonen, ist ihm Pflicht,
Und zerstören darf er's nicht,
Aber so, wie sich's gebühret,
Daß er es nicht maltraitiret,
Darf es auch nicht ganz allein
Seines Lebens Abgott sein;
Wär' es so, dann würde nie
Allgemeine Harmonie
Sich erhalten hier auf Erden,
Und die Freundschaft und die Liebe,
So wie alle bessern Triebe,
Würden leere Worte werden.
Einem Mann, der an dem Dinge
Liebend ganz allein nur hinge,
Legt man einen Namen bei,
Der es ausdrückt, was er sei,
Dieser stammet vom Latein,
Und mir fällt kein deutscher ein.

Lesefrüchte,

belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 25tes Stück.

Den Bayerischen Schützen-Marsch vernehmend, im Jahre 1814.

(Aus des Königs Ludwig von Bayern Gedichten.)

Töne, die ihr mächtig mich beweget,
Lust zu Kampf mit neuer Kraft erreget,
Hoch entflammet ihr des Herzens Muth,
Heiße Sehnsucht füllet meine Seele,
Leidenschaftlich ich das Schwert erwähle,
Durch mein ganzes Wesen dringet Gluth.

Jetzt ist eine solche Zeit gegeben,
In dem Augenblicke ganz zu leben,
Ohne Rücksicht weihend sich der That,
Damit Ordnung wiederum beschieden;
Nur durch Kampf wird dauerhafter Frieden,
Das vergoßne Blut wird reiche Saat.

Höchstes, reinstes, seligstes Entzücken!
Zu genüßen dieses Siegs Beglücken,
Zu erleben Deutschlands schönste Zeit.
Doch es ist auch jener Loos zu preisen,
Welche dafür sterben, denn verheissen
Ist denselben Ruhm in Ewigkeit.

Seh' nach Frankreich Deutschlands Jugend eilen
Mit den Fürsten, ich allein muß weilen
Thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe Deutscher Sinn begeistert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
Seh ich ausgeschlossen von dem Glück.

Siedend rollt das Blut in meinen Adern,
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampfe ferne hält.
Den Tyranen helfen zu bezwingen,
Siegend bis zu seinem Throne dringen; —
Dieß Gefühl ersetzet keine Welt.

Ja, ihr mahnet mich, ihr Hörnertöne,
Hin zu ziehn, wie Deutschlands tapfere Söhne,
Hin nach Frankreich zu der Völkerschlacht,
Kämpfend, bis der Menschheit Feind bezwungen,
Und der Welt den Frieden wir errungen,
Bis das grosse Werk durch uns vollbracht.

Der Sizilianerinen Augen.

(Eben daher.)

Kein Feurr, Gluth, was strömmt aus Euern Augen,
Ein namenloses, sehnendes Verlangen,
Um liebend Gegenliebe zu empfangen,
Entzücket, Seel in Seele zu verhauchen.

Ein neues Daseyn ist mir aufgegangen,
In's Meer der Wonne fühle ich mich tauchen,
Der Augen Strahlen möcht ich ewig saugen,
Mein Glück möcht' an dem ihren ewig hangen.

Her aus dem Aetna diese Gluthen stammen,
Sind, wie die seinen, unvergänglich währenb;
Aus einer Gluth ist sich die Glut ernährend.

Des Zaubers Macht vereinigt sich zusammen
In eurer Augen allgewalt'gen Flammen.
Nicht lebt, der eurer Nähe ist entbehrend.

Die Säulen des Münchner chemischen Laboratoriums.

(Eben daher.)

Säulen, seyd so gut, und verlasset euere Stellen;
Wer nichts zu thun dabei, enge den Raum nicht des Bau's.

Der Tag von Granson.

(Fortsetzung.)

13.

Auch die Schweizer Hauptleute hatten sich zur nämlichen Zeit in Neufschatel zur Berathung versammelt. Es waren kriegskundige Männer, alle nur einen Zweck vor Augen, alle mit dem festen Willen, zu siegen oder zu sterben. Noch nie befanden sich die Eidgenossen in einer so bedrängten Lage. Die Schlachten gegen Oestreich waren zwar blutig, die Uebermacht stets nur auf der Seite der Feinde, aber Mann gegen Mann war damals der Kampf, der Ritter mußte absitzen von seinem Rosse, mußte in schwerer Rüstung zu Fuß kämpfen, und seine Kraft und Muth, sein Vertrauen war gebrochen. Jedoch seit Sempach und Moorgarten war der Gebrauch des Schießpulvers allgemeiner geworden, das Fußvolk geordneter. Die Lanzknechte, von denen sich bei dem burgundischen Heere bedeutende Haufen befanden, begannen ihren Ruf zu begründen, ihre Haufen waren ein tüchtiger Wall, und wenn auch erst späterhin unter Kaiser Maximilian die ehrenwerthen erbitterten Feinde der Eidgenossen, schon jetzt nicht zu verachtende Gegner. In dieser Hinsicht war die Lage der Eidgenossen bedrängter als je; einem unbesiegten, stolzen Feinde standen sie gegenüber, dessen Lager 400 Feuerschlünde vertheidigten.

Der alte Scharnachthal führte in dieser Versammlung das Wort. Die Wohlfahrt Berns vor Augen, dem nächst Freiburg die Gefahr am nächsten war, stimmte er für den morgenden Agriff des Lagers. Rudolph Reding Hanns Waldmann, der Schultheiß Hasfurther von Luzern, und Peter Rok von Basel waren gleicher Meinung; die übrigen, weniger der Gefahr ausgesetzt, hielten den

Angriff des befestigten Lagers für zu gewagt, und fürchteten die Kräfte der Eidgenossen an Wall und Graben zu vergeuden.

Endlich erhob sich nach manchem ernsten, doch ruhigen Hin- und Herreden Scharnachthal und sagte mit festem Tone: „Dort steht der Feind, hier die Eidgenossen, ein stattliches Herr, wie noch nie. Sollen wir die Feinde zählen, sollen wir die Hindernisse berechnen? Bekämpfen müssen wir sie, Ihr Hauptleute schweizerischer Eidgenossen! wo wir sie finden. Das junge Volk bedarf nicht unthätig rasten; verzehrt sich auch nicht der Muth, schwindet doch Ordnung und Gehorsam. Aber glaubt nicht, der alte Scharnachthal, der so manchen Kampf gefochten, wolle das Wohl der Eidgenossen tollkühn auf das Spiel setzen, das Schweizerland daran wagen, um Bern zu retten. Laßt uns gen Vauxmarcus ziehen, laßt uns im Angesicht des burgundischen Lagers die Burg angreifen, und der stolze, kühne Herzog bleibt nicht ein müßiger Zuschauer hinter seinen Wällen, er zieht vor, uns entgegen, und dann mit Gott — die Schlacht."

„So sei es!" riefen alle einmüthig. „Mit Gott die Schlacht!" — Vertrauend reichten sie sich nach alter Sitte die Hände, bevor sie auseinander gingen, und diese stumme Sprache galt statt des heiligsten Eides, sich weder im Leben, noch im Tode zu verlassen.

Als sich die Versammlung jetzt getrennt, ging Scharnachthal auf das Schloß des Markgrafen, seine Tochter vor dem Schlachttage noch einmal zu sehen. Er fand sie leidend. Die Trennung von Halwyl in Yverdün hatte sie mehr erschüttert, als damals, wo er, ein Geächteter, das Vaterland verlassen mußte; damals hatte sie ihn nicht gesehen, ihm nicht Lebewohl sagen können, und die Hoffnung war als tröstende Begleiterin zurückgeblieben. Jetzt aber, wo er mit dem Schwerte in der

Hand, auf vaterländischem Boden stand, schwand jede Aussicht, und sie ahnete, sein Lebewohl sey für ewig gewesen. Dem alten Manne ging ihr Anblick tief zu Herzen. Er sprach so innig, so theilnehmend, er schien ihren Gram mitzufühlen, sein Auge, dieser längst vertrocknete Quell, wurde feucht, da ergriff das Mädchen seine Hand. — „Vater," bat sie, „schickt seinen Diener zurück, gönnt ihm, daß er in Euren Reihen fechten, und, will es der Himmel, für sein Vaterland sterben kann." — Bei diesen Worten kehrte Scharnachthals finsterer Ernst zurück, düster sah er auf die flehend emporblickende Tochter, und verließ schweigend, ohne Trost zu spenden, ohne selbst Trost mitzunehmen, das Zimmer.

Walter von Uri trat ein. Die Laute hing nicht mehr über seine Schulter, das Wehrgehänge, Elisabeths Geschenk, nahm die Stelle des lichtblauen Bandes ein, ein breites Schlachtschwert hing an seiner Seite, die Armbrust ruhte in seiner Hand, und unter der Pickelhaube strahlte aus dem blauen schwärmerischen Auge feuriger Kriegsmuth hervor. Als er sich Elisabeth nahte, und die bleiche, leidende Gestalt vor sich sah, das Haupt gesenkt, wie eine geknickte, halb schon entblätterte Rose, da löschte die Thräne den Feuerstrahl seines Auges, und vom Schmerz ergriffen beugte er, an ihren Sessel tretend, sein lockig Haupt.

„Herrin," so begann er, „ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, in den Reihen von Uri ist fortan mein Platz, Eurem Dienste habe ich mich im Leben uneigennützig geweiht; ich wußte Ihr beachtetet mich nur wie ein Blümchen, das unter dem zarten Tritte Eures Fußes sich freundlich beugt, den rauhen Pfad sanfter zu ebenen, und ich hoffte nichts. Wie das Bild einer Heiligen, vor dem man anbetend kniet, so hab' ich verehrt. Eine heilige Liebe habe ich in meiner Brust getragen,

frei von allen irdischen Begierden, rein und makellos; für Euer Glück in Halwyls Arm hätte ich willig mein Leben geopfert: und doch, trotz des festen Willens, trotz der unaussprechlichen Sehnsucht, konnte ich nichts für Euch thun, als zuweilen mit meinem Liede den Unmuth von Eurer Stirne zu scheuchen, ein trauliches Wort des Dankes auf Eure Lippen locken. Deshalb verzeiht mir, daß ich seit Monden meine Schritte an die Euren bannte, Euch mit Gesang vielleicht lästig fiel; reicht mir Eure Hand zum Kuß, und stärkt mit einem freundlichem Worte den Sänger zum Kampfe."

Elisabeth reichte ihm die Hand, mit Entzücken drückte er sie an seine Lippen. „Zieh mit Gott, kämpfe für das Vaterland, mein guter Walter, möge die Blume der Liebe sich freundlicher Dir einst erschließen als mir. Siehst Du ihn im Gefechte — Doch nein," fuhr sie fort, und ihr heitrer Blick sah vertrauend empor, „sein Schwert wird nicht von Schweizerblut befleckt, nur sein eigenes wird aus Wunden strömen." — Sie bedeckte ihr Gesicht. — „Geh mit Gott, guter Walter!" rief sie noch einmal, „mein Segen begleite Dein treues Herz."

Der Jüngling stürzte hinaus; die Brust wollte ihm zerspringen vor Schmerz und Wonne.

14.

Lange schon harrte Halwyl vor dem herzoglichen Zelte des Einlasses; den ernsten Blick nach den Sternen gerichtet, schritt er, sein Schicksal überdenkend, auf und ab. Bedachte er, daß er hier vor diesem großen prächtigen Zelte, umgeben von der stattlich geschmückten Leibwache der Bogenschützen, ein Entlassener, ein Verbannter stand, blickte er auf die hohen friesischen Rosse, die unten am Hügel den Boden stampften, auf die Fahne des stolzen Tarenters, die im Mondlicht flatterte; hörte

er das Wiehern der neapolitanischen Rosse, so ward seine Brust beklommen, er fühlte sich auf seiner Haimath Boden fremd, das einzige Schweizerherz unter diesen von Nord und Süd zusammengezogenen Kriegern, die kein Band aneinander knüpfte, als die eiserne Kette, mit welcher des Herzogs Kraft diese feindlichen Elemente zusammenhielt. Blickte er nun hinüber, wo am Neuenburger See die Eidgenossen lagerten, ein Herz, eine Freiheit, ein Vaterland sie einte, wo aller Groll, alle Fehde in dem allgemeinen Kampfe erstarb, der Mann von Zürch mit wahrer Herzlichkeit dem von Schwyz die Hand zum Gruße bot, und nur der Gedanke, den Feind aus der Heimath zu treiben, die theure Freiheit kämpfend sich zu erhalten, den Geist aller einte und stärkte — da drang ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und nur ein Wunsch tönte aus dem Chaos lebhaft hervor, der Wunsch zu sterben!

In diesen Gedanken störte ihn ein Kämmerer, welcher ihn zu dem Herrn berief. Als er in das Zelt trat, fand er den Herzog nicht in dem großen Gemache, wo er gestern vor ihm gestanden; durch mehrere Abtheilungen wurde er geführt, bis er in ein kleines, mit grünem Sammt ausgeschlagenes Zimmer trat, wo er ihn den Rücken an das Fußgestell seines Bettes lehnend, fand. Sein Ansehn war ungewöhnlich, der wilde Blick des Auges war sanfter als sonst, in dem Ernste seines Gesichts lag eine seltene Milde, das Ganze war der Spiegel eines schmerzvoll aufgeregte Gemüthes. In seinen Pelz gehüllt, gar sonderbar durch das matte Licht der silbernen Lampe beschienen, die an der Decke des Zeltes befestigt, nur allein das dunkle Gemach erhellte, stand er nachdenkend, grüßte Halwyl flüchtig, doch wohlwollend, bedachte sich noch einige Augenblicke, dann klatsch-

te er in die Hände, und ein alter Diener, der in diesem einsamen Gemache allein nur bedienen durfte, trat ein.

„Nimm alle Vorkehrungen, wie ich Dir befohlen!“ rief ihm der Herzog entgegen. Der Diener ging, kehrte jedoch bald wieder zurück, und sagte: „Alles ist angeordnet, wie Ew. Hoheit befohlen!“ Der Herzog winkte zufrieden, der Alte verließ das Gemach.

Noch hatte Karl von Burgund kein Wort zu Halwyl gesprochen, der in gespannter Erwartung am Eingange stand, und den Blick forschend auf den Herzog richtete. „Tretet näher,“ sagte dieser endlich, „jetzt wird Alles von dem Zelte entfernt seyn, und die Wachen jedermann abhalten, uns zu belauschen.“ Er setzte sich bei diesen Worten auf einen Armsessel, Halwyl trat vor ihn.

„So lange der Herzogshut mich schmückt,“ begann Karl von Burgund, „selbst als mein Vater, glorreichen Andenkens, noch lebte, und ich nur Prinz von Chavelois war, hat niemand, außer Euch, es gewagt, so furchtlos vor mir zu stehen, so offen und frei zu mir zu sprechen. Euer Freimuth mußte meinen Zorn, oder meine Bewunderung erregen; ich habe den ersteren bekämpft. Ihr seyd einer von den wenigen Menschen, die ich achten gelernt, die übrigen sind nur kriechende Sklaven, an der Angel des Ehrgeizes und der Geldgier zappelnd, zu jeglichem Dienste mir bereit, wenn ich winke. Daß ich Euch ehre, wollte ich Euch noch sagen, ehe Ihr von mir zieht. Dies konnte ich nur, wenn wir allein wären, denn um Alles wollte ich nicht, daß unter meinen Hofleuten Euer Beispiel Wurzel fasse. Sie müssen Sklaven seyn, mir blind gehorchen, denn sie sind meine Vasallen, meine Diener.“ Er hielt an. Halwyl, über diese sonderbare Anrede erstaunt, war nicht eitel genug,

sich von ihr bethören zu lassen, er neigte sich ehrerbietig dankend, und erwartete des Herzogs weitere Befehle.

„Seit der gestrigen Nacht,“ fuhr dieser fort, und Halwyl konnte deutlich sehen, daß es ihm schwer wurde, seine Empfindungen auszusprechen. „Seit der gestrigen Nacht quält mich eine gewisse Unruhe, böse Träume verjagen den Schlummer, ohne daß ich recht gewiß weiß, was ich eigentlich träume. Es schwebten die Männer von Granson um mein Lager, düstre Gestalten, jedoch nicht gräßlich, nicht schreckhaft — ruhig und ernst, wie sie starben, schritten sie mit Unglück verkündendem Gesichte, ich mochte wachen, ich mochte die Augen schließen, in ununterbrochenen Kreisen an meinem Lager vorüber. Ich schellte meinen Dienern, die Gestalten verschwanden, und es waren gewiß nur meiner Phantasie Gebilde. Aber auch im Wachen sind sie mir heute überall gefolgt, ich habe diese Bilder nicht verscheuchen können, und als ich gen Vauxmarcüs zog, die Thore der Veste sich mir öffneten, und die Besatzung auszog, war es mir, als ob der Umgang der Nacht vom Neuem beginne.

Ich spotte der Ahnungen und kenne keine Furcht. Ich weiß, daß der Mensch dem Schicksale gebieten kann, wenn er dem Launischen kühn entgegen tritt, und mit sicherer Faust in das rollende Rad faßt; jedoch giebt es Augenblicke, wo auch ich bedächtiger handle als gewöhnlich, und vorsichtig abwäge, wo ich sonst nur dem kühnen Fluge meines Geistes blindlings folge. In dieser Stimmung bin ich seit gestern, deshalb hörte ich Euch im Kriegsrathe ruhig an, obgleich mein Auge — ich glaube mich nicht betrogen zu haben — in Euch einen Feind Burgunds sieht, der, ausgestoßen aus seinem Vaterlande, noch mit Liebe an dem Undankbaren hängt, der aber weder zurückkehren, noch in meinem Lager bleiben, weder für, noch wider mich kämpfen will. Ihr

seid mit Euch im Streite; die Auszeichnungen, die ich Euch erwies, verpflichten Euch zur Dankbarkeit, und doch grolit das Schweizerherz dem Herzoge von Burgund; das fühlt' ich, und entließ Euch meiner Dienste, um den Kampf in Eurem Innern zu beenden, und fordre zum Danke für die Zeichen meiner Gnade nur noch einmal — Wahrheit!" er schwieg, sein Auge ruhte ernst auf Halwyl, sein Blick verdüsterte sich immer mehr, je schwerer es ihm zu werden schien, die Worte zu seiner Frage zu finden. Doch jetzt erhob er sich von von seinem Sessel, streckte Halwyl den Arm entgegen, und fragte rasch, so, daß man es ihm ansah, er eile, das Schwere, Unangenehme zu vollbringen. „Zittert Ihr für die Eigenossen, oder für mich?"

„Könnt' ich zittern, wär' es für Euch, Herr Herzog," erwiederte Halwyl ernst.

Als ob ihm eine Stimme vom Himmel diese Worte zugerufen, so fuhr der Herzog unwillkührlich zusammen, doch schnell sich ermannend fragte er: „Und weshalb?"

„Wenn Ihr siegt, habt Ihr nichts gewonnen, werdet Ihr geschlagen, Alles verloren!"

Der Herzog sah ihn bei diesen Worten staunend an, das Zorn verkündende Lächeln umzog seinen Mund, eine Bewegung der Hand forderte jedoch den Ritter auf, fortzufahren.

„Wird Euch der Sieg, so erkauft Ihr ihn theuer," fuhr er fort. „Die Eidgenossen werfen sich in Bern und Freiburg, und Eure Macht zerschellt an den Mauern dieser Städte. Yverdün und Granson haben Euch gezeigt, wie sich die Schweizer vertheidigen; und bedenkt, das waren nur fremde eroberte Städte; dort aber vertheidigen sie ihren Heerd, ihr Weib und Kind. Alles, was Waffen tragen kann, steht auf, nicht Greis, nicht Knabe bleibt daheim, der Herzog von Oestreich, der

schwäbische Bund zieht heran, und der schlaue Ludwig, der ruhig zu Hause lauerte, kommt, die Früchte Eurer blutgedüngten Schlachtfelder zu ernten. Ihr könnt ein verwüstetes Land erobern, das Euch zu nichts nützt, jedoch Euer Heer, Euren Ruhm, die Glorie verlieren, die Euch so mancher Sieg erwarb, der Unbesiegte setzt in jeder Schlacht viel aufs Spiel. — Verzeiht mir, Herr Herzog — Ihr dünkt mir ein Opfer der Politik Ludwigs zu seyn."

Mehreremale hatte des Herzogs Stirn sich gerunzelt, seine Faust sich geballt, aber fest entschlossen, heute des Ritters freie Meinung ruhig anzuhören, mäßigte er sich, ja gewann es sogar über sich, zu fragen: „Und würde ich geschlagen?"

„Dann ist Euer Heer aufgelöst, Euer Geschütz, Euer Lager, Eure Schätze verloren, denn einmal zu Kampfe stürmt das Volk unaufhaltsam vorwärts, trennt die Haufen, bricht sich Bahn hindurch, und rastet nicht, bis alles flieht; denn ihm genügt nicht ein unvollständiger Sieg, es sättigt sich nur an Strömen Feindesblut, und an ihrer Vernichtung."

Der Herzog wurde nachdenkend; nicht Zorn, trüber Ernst umzog sein Antlitz, und Theilnahme erwachte in Halwyls Brust. — „Gnädiger Herr," unterbrach er die eingetretene Stille, „Ihr nahmt mich, den Verbannten, gütig auf, stelltet mich in Eurem Heere auf ehrenvollen Platz, gabt mir, zum Lohne meines Muthes, mit eigner Hand den Ritterschlag, aber mehr als alles dies, das Zutrauen, welches Ihr mir heute schenkt, die Milde, mit der Ihr mich anhört, erweckt das Gefühl der Dankbarkeit in mir, so, daß ich Euch Alles sagen muß, wovon ich glaube, daß es Euch zu wissen frommt. Ihr habt mein Benehmen vor Neuß öffentlich gelobt, die Kraft meines Armes bewundert, und wahrlich ich bin

nicht der beste unter meinen Brüdern, Tausende sind mir gleich, Tausende von höherem Muthe, von stärkerer Kraft — und ich focht unter Euren Augen — nicht für das Vaterland, nicht für die Freiheit. Bedenkt daher, welche Männer gegen Euch stehen. Der Eigennutz, die Furcht, die Ehre treiben Eure Geschwader, den Kampf für Euch zu bestehen; jene durchflammt ein heiliges Gefühl, treibt die Verzweiflung, denn, unterliegend, verlieren sie Alles, was ihnen theuer ist, Alles, was sie von ihren Vorfahren ererbten, Gut, Freiheit und Vaterland. — Der Kampf ist ungleich; nicht Eure Geschütze, nicht Eure Bundesgenossen von Neapel, Mailand und Savoyen, nicht Eure Ueberzahl wiegt so schwer, um das Gleichgewicht herzustellen, oder für Euch die Schale sinken zu lassen." — Er schwieg, auch der Herzog sah gedankenvoll vor sich hin. — „Noch in dieser Stunde ist es Zeit, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen. Was die abgeordneten vor wenig Tagen Euch gelobten, Bündniß gegen Frankreich, werden sie noch heute halten. Noch ist es Zeit! — Verlaßt die Schweiz, und sie folgen als Bundesgenossen Eurem Heere, wohin Ihr sie führt."

Da hob sich des Herzogs gesenktes Haupt langsam empor, sein düstres Auge erglühte. Auf gen Himmel sah er, faßte sein Schlachtschwert, das auf dem Tische neben seinem Bette lag. „So gewiß ich dies Schwert als Fürst und Ritter mit Ehren führte, so gewiß ich schwur, es nicht eher in seiner Scheide ruhen zu lassen, bis ich die Berner gezüchtigt, so gewiß ziehe ich nicht ohne Kampf von dannen. Habe ich die Uebermüthigen besiegt, dann möchten Eure Worte mich vielleicht eher friedlich und zur Milde gestimmt finden, jetzt nicht. Ich stehe hier mit furchtbarer Macht, der Schritt über die nachbarliche Grenze ist gethan, Karl von Burgund ver-

läßt nie den einmal betretenen Weg. Was ich ergreife, faß' ich stets mit Riesenkraft, mache den Gedanken mir ganz zu eigen, und mit ihm die That. Nur dieses eine Ziel vor Augen, lasse ich alles andere hinter mir schwinden. Demüthigung der Schweiz ist jetzt mein Ziel, ich werde es erreichen, oder darob zu Grunde gehen."

„Ihr steht so groß," begann Halwyl noch einmal, und in seiner Stimme lag der Ueberredung Zauber. „Europa fürchtet Euch, Frankreichs König zittert schon, wenn Eures Heeres Waffen rasseln, Ihr leuchtet an der Fürsten Himmel wie eine Meteor; doch eines Sturmes nur bedarf's, Ihr seid dahin, und nicht ein Fünkchen Eures Glanzes erhellt die Nacht, in welcher Ihr untergingt."

„Mann!" rief der Herzog, und faßte Halwyls Hand, sie heftig schüttelnd. „Spricht die Gabe der Prophezeiung aus Dir, sollte mein Glanz verlöschen, sollte ich untergehen? Dann — dann war es Gottes Macht, nicht Menschen Macht, die mich stürzte. Ihm allein kann ich unterliegen, ihm nur allein! — Unsere Unterredung ist beendet," fuhr er jetzt plötzlich, doch nicht zornig auf. „Ich danke Euch. Es würde mich freuen, wenn Ihr einen Wunsch hättet, den ich zu erfüllen vermöchte; Herzog Karl von Burgund bleibt nie gern Schuldner, nicht im Guten, nicht im Bösen, und ich bin Eurer Freimüthigkeit Dank schuldig, keiner meiner Schranzen hätte mir dies zu sagen gewagt; deshalb sagt mir Eure Wünsche."

„Meiner Wünsche sind so wenig," erwiederte Halwyl, „daß der einzige, den ich habe, auch dem Bettler nicht versagt wird."

„Ich glaube Euch zu verstehen," sagte der Herzog. „Doch ziemt es dem Manne, nicht zu verzweifeln. Faßt einen Entschluß, für mich, gegen mich — und die

Schlacht wird Euch das Leben wieder erringen. Sprecht, wollt Ihr Gold, wollt Ihr Leben?“

„Eure Achtung genügt mir,“ antwortete Halwyl.

„So nehmt diesen einfachen Ring von wenigem Werthe als Zeichen meiner Dankbarkeit.“ Er zog einen Ring vom Finger, der eine Schlange vorstellte, die einen kleinen Rubin als Krone auf ihrem Haupte trug, und gab ihn Halwyl, der ihn an seine Finger steckte, und zu dem Herzog dankend sprach: „Den Ring, den der kühne Herzog von Burgund trug, nehme ich, und fühle mich geehrt durch dieses Zeichen seiner Achtung. — Doch Hoheit, kaum belohnt drängt sich auch schon eine andere Bitte mir auf.“

„Sprecht,“ erwiederte der Herzog neugierig.

„Erlebe ich den kommenden Abend, begrüßt er Euch als Sieger, so erlaubt mir, Euch an Eure Worte zu erinnern.“

„An welche?“ fragte der Herzog gespannt.

„Daß nach dem Siege meine Rede Euch friedlich und mild gegen mein Vaterland stimmen könnte.“

„Es sey Euch erlaubt,“ sagte der Herzog nach kurzem Bedenken, und sein Auge verbarg nicht die Achtung, die des Ritters edle Bitte in ihm erweckte. „Lebt wohl!“ fuhr er fort, und winkte ihm, sich zu entfernen.

I.

Die Sonne stieg blutig am 3. März des 1476sten Jahres über den Freiburger Alpen empor, und mit den ersten Strahlen, welche die Wellen des Neuenburger Sees erleuchteten, brach ein ungeregelter Haufe Freiwilliger von Bern, Schwyz und Thun, zu denen sich viele rüstige Mannschaft von St. Gallen und Zürch gesellten, mit freudigem Muthe vom Lagerplatze auf. Sie rückten nach Vauxmarcus vor, und kaum hatte sie der

Graf Rosimboz, der Höhe und Schloß vertheidigte, erblickt, so gab er dem Herzoge das Zeichen, daß der Feind anrücke.

Das burgundische Herr stand schon geordnet, und erwartete die Eidgenossen. Der Bastard, Anton von Burgund, freute sich, den Herzog so standhaft in dem Entschlusse zu sehen, den Feind in seinem unangreifbaren Lager zu erwarten. Da sah man das Zeichen von Vaurmarcüs, ein Bote brachte kurz darauf die Nachricht, daß an 1200 Eidgenossen Rosimboz entgegen rückten.

„Die Kühnen!“ rief der Herzog zornig. „Im Angesichte meines Lagers Vaurmarcüs anzugreifen. Campobasso, schickt Peter von Lignano mit dem mailändischen Fußvolke Rosimboz zu Hülfe, Eure Reiterei unterstütze ihn.“ Campobasso eilte, des Herzogs Befehle auszuführen, er schien sich dessen zu freuen; nicht so der Bastard und Chateaugüjon. Sie baten den Herzog, Vaurmarcüs seinem Schicksale zu überlassen, und stehenden Fußes den Angriff der Schweizer abzuwarten; Karl von Burgund nahm seinen Befehl nicht wieder zurück. Auf den Höhen von Vaurmarcüs begann die Schlacht.

Der kleine Haufe der Schweizer hatte Rosimboz bald in das Schloß zurückgeworfen, noch ehe Lignano mit den Mailändern kam. Als sie die Höhe erreichten, sahen sie die Schlachtordnung der Burguuder vor sich und die Mailänder in dichten Reihen anrücken, die nicht wenig erstaunt waren, den Feind schon hier zu finden.

Sobald das Herr der Eidgenossen die Seinigen auf der Höhe im Gefechte sah, war es, Bern und Freiburg voran, ihnen nachgeeilt. Scharnachthal und Halwyl führten durch Schnee bedeckte Hohlwege den Vortrupp bis in die kleine Ebene unter Lance, dieser alten

Karthause der Grafen von Granson. Hier hielten sie, ordneten sich, und sandten leichtes Fußvolk auf beide Seiten, sich die Flanken zu decken.

Als nun alle Anordnungen gemacht, und sie Campobasso mit der Reiterei auf der Höhe zum Angriffe vorrücken sahen, sanken sie nach alter löblicher Sitte auf die Knie, und streckten die Hände gen Himmel, Gott um Sieg anflehend. Campobasso, der eben seine Geharnischten auf der Höhe geordnet hatte, dieß sehend, wähnte im thörichten Uebermuthe, sie sänken von dem Anblicke seiner Reiterschaar entmuthigt, auf die Knie nieder, um Erbarmen zu flehen; hohnlächelnd stürzte er sich mit seinen Reitern, einen Keil bildend, von der Höhe herab, auf die Eidgenossen. Diese kürzten ihr Gebet; fest Mann an Mann geschlossen, bildeten sie schnell ein längliches Viereck; die Banner in der Mitte, die Spieße und Hellebarden vor sich in die Erde gestoßen, erwarteten sie den Angriff der Reiterei. Diese prallte ab, die Eidgenossen drangen vor, ihnen nach.

(Beschluß folgt.)

Einladung.

Die P. T. Abbonnenten der Lesefrüchte werden hiemit höflich ersucht, die Vorausbezahlung auf das nächste Vierteljahr (Aprill, Mai, Juny,) mit 1 fl. 30 kr. einzusenden, in München an die Lentner'sche Buchhandlung, auswärts an die K. Postämter.

Die Redaktion.

// Lesefrüchte,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Herausgegeben in München.

1829. 1ter Band 26tes Stück.

Die drei leeren Erwartungen
in einem gewissen Lande, im Jahre 1821.
(Aus des Königs Ludwig von Bayern Gedichten.)

Drey Dinge vernehmen wir gar zu oft
Und mußten sie häufig schon hören,
Betrogen ist, der auf sie noch hoft,
Man will durch Versprechen bethören.
Von ihnen wird verkündet viel,
Es treibt sich damit ein ärgerlich Spiel.

Ersparung ist das Loosungswort,
Doch sehen wir nirgends ersparen,
So wie es ging, so geht es fort,
Wenn wir nicht des Schlimmern erfahren!
Dem kärglich Besoldeten zwackte man ab,
Da man dem Reichen doch mehr noch gab.

Es tönet von Vereinfachung sehr,
Doch, wie in den Spinnengeweben
Die Fliegen, verwirren sie sich nur mehr,
Nicht könnend dem Kreis sich entheben;
Benennung wird anders, die Sache verbleibt,
Im ewigen Ringe es endlos sich treibt.

Vergebens sucht ihr gediegenen Sinn
Er will euch niemals erscheinen,

Gerichtet ist alles auf leeren Gewinn,
Es möchte der Redliche weinen.
Gezählt wird nur, es wird verzählt,
Denn überall das Göttliche fehlt.

Auf diese Verheissungen nie mehr baut,
So lang jene Männer noch schalten,
Doch auf die Zukunft beharrlich vertraut,
Es lebet ein höheres Walten; —
Ob häufig getäuscht auch Hoffnung entfiel,
Wird einstmals dennoch erreicht das Ziel.

Vergleichung.

(Eben daher)

Kräftig wie du, zum Himmel erhabene, herrliche Eiche,
Ernst, auch freundlich und mild, stand es, der deutschen Geschlecht.
Immer seltener werden die kräftigen Eichen und Deutsche,
Doch gedeihende Saat wachset zu beiden heran.

An mich als König.*)

(Eben daher.)

Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

*) Es ist dieses am 5. Nov. 1825 geschriebene Gedicht das erste seit der Thronbesteigung.

Glücklich nur in den Beglückten
Kannst Du jetzt und künftig seyn,
Blos in anderer Entzücken
Gründet deines sich allein.

Blumensaaten kannst du streuen,
Doch die heitre Blüthenflur
Wird dich nimmer mehr erfreuen
Findest nie zu ihr die Spur.

In dem Endelosen Meere
Treibt das Schiff der Stürme Spiel,
Vor ihm lieget ewig Leere,
Nimmer heimwärts lenkt der Kiel.

Bist dir Selbsten nun gestorben,
Lebst in Allen wieder auf,
Hast Erinn'rung nur erworben,
Dir in deines Lebens Lauf.

Selige Erinn'rung einer
Herrlichen, versunknen Welt!
Alles war dort lichter, reiner,
Näher an das Herz gestellt.

Aber nicht zurücke sehen
Darfst du, vorwärts geh dein Blick,
Vorwärts, vorwärts mußt du gehen,
Treue folgen dem Geschick.

Auf den
in der Hanauer Schlacht am 31. Oktober 1813
gebliebenen
Fürsten Franz Ludwig von Oettingen-Wallerstein,
Major im bayerischen Chevauxlegers-Regiment Kronprinz.

(Eben daher.)

Blühend in Schönheit und Tugend erblichst du im Frühling des Lebens,
Nie verführt durch den Reiz üppiger sinnlicher Lust.
Ein erhabenes Vorbild warst du lebend und sterbend,
Sankst in dem heiligen Kampf: Edeler! ruhe du sanft.

Der Tag von Granson.

(Beschluß.)

Als der Herzog das italienische Volk, dem er so sehr vertraute, fliehen sah, übermannte ihn der Zorn; er schickte Chateaugüjon mit der burgundischen Reiterei vor und befahl die allgemeine Schlacht. Aus hundert Geschützen, zwischen Couse und Corcelles aufgefahren, begann nun ein mörderisches Feuer; doch das Geschütz war zu hoch gerichtet, es that den Eidgenossen keinen Schaden. Das Fußvolk verließ jetzt die Schanzen, drängte, den Bastard an der Spitze, in dichten Haufen längs dem See vorwärts; die Reiterei bildete sich auf der Höhe zum Angriff gegen die von Bern, die, im Begriffe aus dem Thale unter Lance hervorzubrechen, sich in Bewegung setzten.

Von einer Höhe beobachtete der Herzog die Bewegungen der Feinde, neben ihm hielt Brandolf von Stein, ein Hauptmann von Bern, der in Yverdün gefangen worden, in weiterer Entfernung Rudolph von Halwyl, beide mit freudigem Blicke hinüber nach den Eidgenossen schauend. Der Herzog bemerkte ihn, winkte, daß er sich nähern möchte, und sagte mit sehr erstem Blick: „Ihr seyd ein guter Prophet, Halwyl, sie sind zur Schlacht gekommen. Dort ziehen sie heran, und bei Gott mit Ordnung und Kriegsmuth." — Da setzte sich Chateaugüjon in Bewegung, stürzte mit 6000 Reitern die Höhe herab auf die von Bern und Schwyz. Sie rückten ihm mannhaft entgegen, drängten die Reiterschaar zurück, auseinander. Ein Theil der Reiterei sprengte den Hügel wieder hinauf, ein Theil trieben die Eidgenossen bis nach der Brücke am Arnou, unter ihnen

Chateaugüjon. Der edle Kriegsheld ergrimmte; die Seinen sammelnd, muthig sie anredend, sprengte er auf seinem hohen friesischen Rosse gegen die von Schwyz, brach durch die Reihen, hin, wo das Landbanner stolz in den Lüften flatterte. Schon faßte er es, schon hob er es in die Höhe, als es ihm die kräftige Faust des Bannerträgers wieder entriß; wüthend begann der Kampf um dies Heiligthum. Die Gensdarmerie der Burgunder, diese unwiderstehliche Schaar, war, ihrem Führer folgend, in das Viereck gedrungen. Die von Schwyz, die kühnsten von Bern, drängten in dichten Reihen, Mann an Mann um das gefährdete Banner; einzeln kämpften sie hier mit Wuth und Erbitterung. Graf Chateaugüjon alles vor sich her niederwerfen, drang noch einmal vor, noch einmal ergriff seine Hand die heilige Fahne, da schlug Hanns in der Grub, ein Mann von Bern, mit der Streitaxt den mannhaften Ritter, er taumelte, ein zweiter Schlag stürzte ihn zu Boden, mit ihm das eigene blaue Banner mit dem goldenen Andreaskreuze.

Durch ihres Anführers Tod entmuthigt, kämpften die Burgunder weniger tapfer, durch Chateaugüjons Fall ermuthigt, mit neuer Kraft die Eidgenossen. Schnell die Ordnung wieder herstellend, drangen sie von neuem vor, die in das Viereck eingedrungenen Burgunder wurden erschlagen.

Während dieses Kampfes, den der Herzog mit gespannter Aufmerksamkeit und Unruhe von seiner Höhe angesehen, hatten die beiden Schweizer, einst Freunde und Bekannte, schweigend in einiger Entfernung hinter dem Herzoge gehalten. Der Eine war Gefangener, wehrlos und ohne Rüstung, der Andere ein Verbannter, gewaffnet vom Kopf bis zum Fuß. Beide sahen mit steigender Theilnahme nach der Arnoubrücke, wo das Gefecht am heftigsten war. Als das Banner von Schwyz

sich senkte, der hohe Chateaugüjon es ergriff, bebte das Herz Brandolfs von Stein; sich vergessend, ergriff er angstvoll Halwyls Hand, und drückte sie krampfhaft; als die Schweizer sich ermannten, der Kampf wieder hergestellt war, drückte er herzlich des Ritters Hand, und da Chateaugüjon fiel, die burgundische Reiterei wich, rief dieser laut: „Freund, der Sieg ist unser!"

Plötzlich jedoch ließ Brandolf Halwyls Hand fahren, sah starr, fast verächtlich auf den, der einst sein Freund gewesen; aber nicht lange dauerte diese Stimmung, die alte Freundschaft erwachte, das alte Herz sprach wieder. „Du ziehst Dein Schwert nicht, Rudolph?" fragte er leise, sich ihm nähernd, „heute nicht?"

„Nie gegen mein Vaterland!" rief dieser so heftig und laut, daß der Herzog sich zürnend umschaute, der

Der Kampf nahm jetzt für Burgund eine entschieden ungünstige Wendung. Die Reiterei floh, die Eidgenossen, nach kurzer Rast, in der sie sich schnell ordneten, drangen immer weiter vor. Der Herzog befahl seinem Bruder, dem Bastard, Geschütz gegen die Brücke auffahren, und das italienische Fußvolk nebst den Wallonen vorrücken zu lassen. Das Geschütz kam, aber als ob an diesem Tage der schützende Engel die Schweizer bewahrt hätte, es schoß auch jetzt so schlecht, daß sein Feuer auch hier ohne Erfolg blieb. Jetzt rückte Lignano mit den Mailändern zum zweitenmale vor, muthig, in Ordnung schritten sie durch die Weinberge herab, die Wallonen folgten. Da schallten von den Höhen zwischen Bouvilliers und Champagny fürchterliche Töne, sie zogen die Augen aller Schaaren dorthin. Einen mächtigen Haufen Kriegsvolk sah man dort heranziehen, jetzt — es war drei Uhr Nachmittags — brach die Sonne durch die Nebelwolken hindurch, und in ihren Strahlen glänzten hell

die schimmernden Waffen, tönte der furchtbare Schall des Schlachthornes.

„Was ist das für ein wildes Volk?“ rief der Herzog, sich zu Brandolf von Stein wendend, „welch furchtbarer Ton schallt von da herüber? Seht dort einen Haufen Reisige, sind das auch Eidgenossen?“

„Das erst,“ sprach der von Stein, „das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer, die Männer von Moorgarten und Sempach; dort sind die Bürgermeister von Zürch und Schaffhausen, dort führt der Tschudi sein Volk. Die Reisigen sind des Herzogs von Oestreich Hülfe. Und was jetzt so furchtbar schallt, das ist der Uristier, und das Landhorn von Unterwalden.“

Schreckbar tönte durch das Gebürge im hundertfachen Wiederhall der Ton der Schlachthörner. Das Herz der burgundischen Krieger erbebte, Lignanos Schaar stutzte, als sie, jedoch noch in bedeutender Entfeernung, sich zur Seite die neue Kriegswolke aufgethürmt sah, sie wankten. Der Herzog gewahrte es; die Wichtigkeit dieses Augenblicks fühlend, eilte er hin, befeuerte die Entmuthigten durch Worte und Beispiel, und als sie, ihrem tapfern Führer folgend, von neuem anrückten, wendete sich der Herzog zu den übrigen Schaaren, die Ordnung in seinem Heere wieder herzustellen, den Muth von neuem zu entflammen.

Jetzt hatten auch die Eidgenossen bei Champagny ihr Geschütz aufgestellt, begannen nun ein mörderisches Feuer, und zogen herab, sich mit denen an der Arnoubrücke zu vereinigen. Ihnen schickte der Herzog Cambobasso mit der italienischen Reiterei entgegen, seinen Bruder und Oranien entgegen; als diesen jedoch aus den Hohlwegen, hinter jedem Gebüsche, hinter jeder Höhe neue Schaaren entgegentraten, der Uristier immer näher, immer fürchterlicher tönte, von allen Seiten die Harst-

hörner tönten, die Trommeln wirbelten, Lignano an der Spitze der Mailänder fiel, und diese in Unordnung wichen, verbreitete sich plötzlich über das ganze Heer ein panischer Schrecken. Der Herzog, die Kriegsobersten stellten sich mit bloßem Schwert den Fliehenden entgegen, baten, drohten, hieben die Flüchtigen nieder, nichts half, nichts hemmte Flucht. Der Glanz so vieler Siege verlosch in dieser verhängnißvollen Stunde. — Der Stern Burgunds ging unter.

Auch Brandolf von Stein ward von seiner Wache mit fortgerissen; Halwyl folgte Anfangs freiwillig dem Freunde, der über den Sieg der Eidgenossen sein trauriges Schicksal vergessen zu haben schien und laut triumphirte; kaum aber waren sie den Hügel herab, als ein Haufe Flüchtlinge sie mit fortriß, und über den Arnon nach Granson zu drängte; hier geriethen sie in die Schaar der Mailänder und wurden getrennt. Die Eidgenossen drangen unaufhörlich vor und verfolgten die Fliehenden, konnten aber, wegen Mangel an Reiterei nur Wenige ereilen; bis gegen Montagny drängte sich der Haufe unaufhaltsam fort; Halwyl mußte folgen.

Auf einer Wiese traf er den Herzog, von seiner friesischen Leibwache umgeben; — während dieser Stolze noch einmal versuchte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, die nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die vorgehaltenen Schwerter der Friesen aufzuhalten vermochten, hielt Halwyl auf seinem Streitrosse und jauchzte laut bey dem großen Siege der Schweitzer, jauchzte, als er den Herzog von der Flucht mit sich fortgerissen auf sich zukommen sah.

„Gelobt sey Gott!“ rief er im Drange des Gefühles. „Gelobt sey Gott, die Freyheit siegt, nun sterb' ich mit Freuden!“ Dies hörte der Herzog, hielt sein graues Streitroß an, und drängte sich durch die Men-

zu ihm. „Wer ist der Freche?“ schrie er zornentbrant, und seine Hand ergriff das Pistol. „Du? Du!“ rief er, als er Halwyl erblickte.

„Ja, ich, Herzog,“ erwiederte der Schweizer. „Gelobt sey Gott, daß die Freyheit siegt!“ — Da drückte der Herzog, vor Wuth schäumend, sein Pistol ab, die Kugel zerschmeterte des Ritters Brust. „Ich danke Euch!“ rief Halwyl dem Herzoge zu. „Ihr versöhnt mich mit dem Vaterlande!“ doch er hörte es nicht. Die Fahnen der Henneganer drängten sich nach dem Engpasse, trennten den Herzog von ihm, und rissen ihn mit sich fort. Verzweifelnd wandte dieser sein graues Schlachtroß, die Friesen machten ihm Bahn, und über das eigene Fußvolk hinweg jagte er den Hohlweg hinan nach Joigne zu. Der Niebesigte floh.

16.

Halwyl ward nicht von dem Schwarme mit fortgerissen, sein Roß hatte ihn seitwärts von den Straße getragen, dort hielt er unter einem Baume an, und wählte ihn zum Marksteine seines Geschicks, und als das Getümmel der Fliehenden sich verlor, die letzte Reiterschaar der Burgunder durch den Hohlweg von Montagny sich drängte, die Sieger die Fliehenden nicht mehr mit Wuth verfolgten, da stieg er von seinem getreuen Rosse ab, legte ihm mit schmerzlichen Lächeln die Zügeln auf den Hals, und einen leichten Schlag auf den Rücken gebend, sagte er wehmüthig; „Du treuer Kriegsgefährte trägst mich nicht mehr zum Siege, geh', wohin Dein Muth Dich führt!“ — Lange blieb das Roß neben seinem Herrn stehen; den Hals nach ihm wendend, schien es ihn nicht verlassen zu wollen; da tönte das Schweizerhorn in der Nähe, das Roß schnaubte, schüttelte die

Mähnen, und den Schweif hoch erhoben, jagte es wiehernd den Siegern entgegen.

Die burgundische Feldbinde noch tragend, das Visir geschlossen, stand Halwyl an den Baum gelehnt; zwar matt, aber die Kraft noch aufbietend, sah er starr nach der Höhe, von der die Eidgenossen herabzogen. Wie ein einsamer Thurm unter Sturm und Wetter den Blitzen drotzend, stand er da, regunglos die Seinen erwartend. Kein Wunsch, kein Wille, keine Sehnsucht stieg in ihm auf, denn sein einziger Wunsch war erfüllt. Kein Blut der Brüder hing an seinem Schwerte, sein eigenes Blut, von Feindes Hand vergossen, quoll unter dem Panzer hervor, ehrenvoll konnte seines Lebens letzte Stunde ihm schlagen; und so dem Himmel vertrauensvoll Leib und Seele übergebend, erwartete er die Eidgenossen, die jetzt mit fliegenden Fahnen und lautem Spiele über die Höhe zogen.

Da sah er einen der vorangeeilten Schweizer, hinter einem Felsstücke spähend, hervorgetreten, und die Armbrust auf ihn anlegen. „Drück nicht ab!“ rief ihm der Ritter zu, warf das Visir zurück, und schritt wankend ihm entgegen. „Drück nicht ab, von Schweizerhand darf ich nicht sterben!“ Der Schweizer, von des Ritters Anblick ergriffen, ließ die schon angelegte Armbrust sinken, sah ihn starr an, und plötzlich von dem Felsstücke herabspringend, stürzte er auf ihn zu. „Verzeiht, o verzeiht mir, Ritter!“ rief Walter, der Sänger. „O Gott, hätte ich Euch getödtet, dann wehe mir Unglücklichen!“

„Willkommen, Walter,“ erwiederte Halwyl, ihm freundlich die Hand reichend. „Wer sind die, so jetzt von der Höhe herabsteigen?“

„Seht Ihr nicht oben den Riesen mit den Stierhörnern auf der Eisenhaube, und dem gewaltigen Horne in der Hand. Die Männer von Uri sind es.“

„Und wer folgt ihnen?“

„Die von Bern, Herr Scharnachthal und —“

„Willst du mir einen Knappendienst erweisen, braver Junge,?“ sagte Halwyl plötzlich aus seinen Gedanken auffahrend, und kehrte unter den Baum zurück, „so schnalle mir den Panzer ab, er drückt mich beengend, und hemmt den Strom des Blutes.“

„Ihr seyd verwundet?“ rief Walter.

„Nicht von Freundes Hand. Das Geschoß des Burgunders traf meine Brust, ich sterbe dem Vaterlande.“ — Da löste mit zitternder Hand der Jüngling die Riemen. „Elisabeth,“ seufzte Rudolph, und als der Panzer herabrollte, das Blut strömend entquoll, sank er unter den Baume nieder.

An dessen Rücken gelehnt, saß er, und sah freudig lächelnd die von Uri im Verfolgen des Feindes vorüberziehen, dann sagte er mit matter Stimme zu dem neben ihm Knienden: „Walter, nimm diese blaue und weiße Feldbinde, die ich auf meinem Herzen trug, mein Blut hat sie geröthet; verwahre sie, und ziehst du nach Bern, wohin ich nimmer zurückkehre, so gieb sie Elisabeth Scharnachthal und sage ihr: Rudolph Halwyl habe sie treu geliebt bis zum Tode!“ Dann sah er starr nach der Höhe, auf welcher das Banner von Bern im Abendwinde flatterte. „Geh, folge Deiner Fahne und dem Feinde,“ bat er, der Jüngling zögerte. „Laß mich in diesem Augenblicke allein. Sieh dort zieht ein Haufe von Bern die Höhe herab; geh!“ — Walter schien zu gehorchen, er stieg den Berg hinauf, doch verbarg er sich hinter einem hervorstehenden Felsen.

„Dort kommen sie, sagte Rudolph, als er allein war. „Deiner Gnade empfehle ich mich, Gott der Barmherzigkeit!“ Die Hände faltete er zum kurzem Gebete, und als er geendet, trat die Schaar von Bern ihm gegenüber aus dem Hohlwege hervor, an ihrer Spitze — sein Vater.

„Ich danke dir, Gott!“ rief Rudolph freudig. „Nun wird auch sein Segen mich zu dir begleiten. Vater! Vater!“ rief er ihm mit schwacher Stimme zu. „Dein Sohn, Dein Rudolph ist es, der Dich ruft; komm, ehe der Tod ihn ereilt.“

Starr blickte der Greis auf den Sohn, der seine Arme nach ihm ausstreckte. „Mein Sohn!“ rief er plötzlich, und stürzte auf ihn zu, „mein einziger Sohn! so streng hat Gott gerichtet. — Du stirbst!“

„Durch die Hand des Herzogs von Burgund! — O, Vater, mein Tod ist schön — er erringt mir Eure Vergebung — ich sterbe — rein vom Blute meiner Brüder — aufjauchzend über der Freiheit Sieg!“

Da schloß ihn der Vater in seine Arme; an der Vaterbrust zuckte noch einmal flammend sein Leben auf, noch einmal strömte es aus dem verklärten Auge — und verlosch.

Ueber des Sohnes Leiche bog sich der Greis und küßte die bleichenden Lippen. „Du bist gerettet, das Vaterland versöhnt, Du starbst einen ehrenvollen Tod!“ rief er, und die Eidgenossen, die dem Greise gefolgt, sanken, Kampf, Schlacht und Sieg vergessend, neben ihm auf die Knie, und beteten für die Seele ihres einst so ritterlichen Waffenbruders.

Lustig tönten die Harsthörner von der Höhe herab; wogend flatterte das Banner von Bern neben dem Schultheißen, der, mit seinen Tausenden den Feind verfolgend,

heranzog. Da lockte das sonderbare Schauspiel ihn herbei; erschrocken fuhr er zurück, als er den Ritter entseelt liegen, den Vater mit seinen Mannen neben ihm knien sah.

Als Halwyl das Auge erhob, Scharnachthal vor sich, die von Bern um sich stehen sah, richtete er sich auf und zeigte mit ernstem, furchtbarem Blicke auf den Sohn, seine Faust fuhr krampfhaft nach dem Schwerte, doch das Vaterland rief ihm abwehrend zu — „Schultheiß," sagte er mit heldenmüthiger Fassung, „an dem heutigen Tage, wo dem Schweizerlande solch herrlicher Sieg errungen ward, grolle kein Schweizerherz. Er fiel durch des Herzogs Hand, kein Blut der Unsern hat ihn befleckt, das Vaterland ist mit seinem Blute versöhnt. — Auch ich bin es, Schultheiß.

Scharnachthal drückte zermalmt die dargereichte Hand, dann rief er mit gepreßter Stimme dem Fahnenträger zu: „Herbei, ihr Fähnlein von Bern; bedeckt den gefallenen Bruder, der Tod hat ihn mit uns versöhnt. Des Landes Fahne wandle den Fluch, den wir über ihn sprachen, zum Segen, er sei wieder der Unsrigen einer!" Sechs Fähnlein deckte man über den Erschlagenen. „Vergebt," sagte er dann zu Halwyl, ergriff das Hauptbanner von Bern und schwang es hoch in der Luft. „Mir nach!" rief er, „mir nach! dort ist der Feind!" Nach Montagny zog er, seinen Schmerz in Feindes Blut zu kühlen.

Des Sohnes bleiches Haupt in seinen Schoos gelegt, saß Halwyl unter dem Baume, zu seinen Füßen kniete Walter, die Fahnen von Bern deckten den Entschlafenen. So sahen die Eidgenossen den Greis sitzen, und zogen schweigend an ihm und seinem Schmerz vorüber, so fand ihn der Abendstern, und der Mond beleuchte das blutige Opfer, dem Vaterlande gefallen.

17.

In ihren Gram versunken saß am Morgen des 6ten Märzes Frau Anna am Bogenfenster des Schlosses zu Halwyl, und schaute hinüber nach Reinach, von woher sie ihren Gatten und die theuren Ueberreste des Sohnes noch heute erwartete. So sehnsuchtsvoll die gebeugte Mutter ihrer Ankunft entgegen sah, so sehr fürchtete sie doch diesen Augenblick. Lange hatte sie schon zwischen Angst und Schmerz den Blick auf die Straße gerichtet, lange war schon alles in der Kapelle bereitet, und durch die Gluth des Morgenrothes schimmerte bleich der Schein der Kerzen die auf dem Altare und in der Gruft brannten. Mit gesenktem Haupte standen die vorangegangenen Reisigen und Mannen in der Kapelle, ihren Herrn und Waffengenossen zu erwarten, und der Fahnenträger hatte die zwei Adlerflügel mit Flor umwunden. Der Glöckner lugte aufmerksam über den Halwyler See, um bei dem Erblicken des Trauerzuges die Glocken zu ziehen, daß die Töne, die den Knaben zum Leben begrüßten, ihn auch zum Tode begleiten mögten. Trauernd stand der würdige Priester da, die irdische Hülle des Entschlafenen zur Ruhe zu geleiten, und den Segen ihm in den Schoos der mütterlichen Erde mitzugeben. Lange harrten sie schon, und der Trauerzug erschien noch nicht.

Da gewahrte die betrübte Mutter auf der Straße von Bern einen Haufen Reiter heranziehen; es waren zwey Frauen, die von einigen zu Pferde begleitet wurden. Sie erkannte bald, daß es Frau Margarethe und Elisabeth sei.

Kalt rieselte es durch ihre Adern, Der Gedanke, Elisabeth Scharnachthal komme zur Todtenfeyer, zu der Kapelle, in welcher sie die Hand des Sohnes verweigert, und so die Ursache seines unglücklichen Todes geworden war, erschütterte sie; auch der Anblick Mar=

garethens, Scharnachthals Schwester, einst ihre Jugendfreundinn, erweckte keine mildernde Erinnerung; doch in den Stunden des tiefsten Schmerzes ist der Mensch gleichmüthig gegen die Tropfen Grams, die sich noch in seinen Leidenskelch senken. „Gott vergebe ihnen!“ war der fromme Gedanke, der sich in Worten laut aussprach, als der Schall der Gloke dem Mutterherzen das Nahen des Trauerzuges verkündete. Mit diesem Tone trat ihr Schicksal in seiner ganzen Trauergestalt vor sie, jeder dumpfe Ton weckte die Erinnerung, und rief den verhaltenen Schmerz zum Leben auf.

Da nahte Elisabeth und Frau Margarethe dem Zimmer, wo das Mutterherz bebte. Sie trat ein, von ihrem Bruder geführt, von Walter begleitet. Die unglückliche Mutter erschrack bei ihrem Anblicke. Bleich wie eine Todte schlich sie im Trauergewande auf sie zu, stürzte ihr zu Füßen, wollte sprechen — und ihre bebenden Lippen vermogten es nicht; vom Schicksale zerschmettert, lag sie da, kaum gelang es dem Bruder, sie aufzurichten. Da rasselte der Leichenwagen durch das Thor, das Gemurmel der Betenden tönte vom Schloßhofe herauf, die ungewissen Tritte des wankenden Vaters hallten auf der Treppe, die Thür öffnete sich, und Halwyl sank jammernd an der Gattin Brust.

„Gott hat es über uns verhängt!“ rief sie endlich, sich zuerst ermahnend, „sein Name sey gelobt, sei gepriesen.“

„Amen,“ sagte Elisabeth; und reichte dem Greise die zitternde Hand.

„Kom, Vater!“ rief Frau Anna, „komm meine Tochter! Sein Blut nicht über Dich. Du bist unschuldig an unsern Leiden, Elisabeth. Kommt, o kommt!“ — Sie ergriff des Gatten und Elisabets Hand, und leitete sie hinunter zur Kapelle.

„Oeffnet den Sarg,“ befahl Anna, als sie mit festem Tritte dem Sohne nahte, „noch einmal muß ich ihn sehen, noch einmal seine bleichen Lippen küßen. Oeffnet,“ bat sie, und als der Deckel sich hob, der Diener das weiße Tuch von dem Todten nahm, trat Elisabeth schnell zu ihm, faßte seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, und legte die Schärpe, das Pfand beglückter Liebe, neben den Entschlafenen. „Es ist mein Rudolph,“ sagte sie, „Ich habe ihn gesehen. Schließt, schließt!“

Der Sarg schloß sich, die Gruft seiner Väter nahm ihn auf; er ruhte im Vaterlande.

Von Mariazell schaute Elisabeth oft nach dem See von Halwyl hinüber, und nach dem kleinen Thurme der Kapelle, wo ihr Geliebter sanft im Arme des Todes schlummerte. Der Schleier, der die geknikte Rose deckte, konnte sie nicht vor dem Wurme schützen, der sie zernagte. An dem Fenster ihrer Klosterzelle sitzend, wo sie oft nach dem See hinüber geschaut, fand man sie einst, vom Abendroth umstrahlt, sanft entschlummert.

Einladung.

Die P. T. Abbonnenten der Lesefrüchte werden hiemit höflich ersucht, die Vorausbezahlung auf das nächste Vierteljahr (Aprill, Mai, Juny,) mit 1 fl. 30 kr. einzusenden, in München an die Lentner'sche Buchhandlung, auswärts an die K. Postämter.

Die Redaktion.





